

WILS  
CLS  
PT1337  
.B53x  
1906  
bd. 8

IBLIOTHEK  
DER  
TERHALTUNG  
UND DES  
WISSENS



UNION  
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT  
STUTT GART • BERLIN • LEIPZIG •

Aus der Bibliothek

Twin Cities Campus





**Ankündigungen** aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft** in Stuttgart, Berlin, Leipzig. \* \* \*



## Moderne Bureau-Möbel

amerik. Schreibtische und Sessel,  
zusammenlegbare Bücherchränke,  
Jalousieschränke für Akten und  
Noten, Registrieren etc.  
in großer Auswahl.  

Illustrierter Katalog  
gratis und franko.

**GROYEN & RICHTMANN**  **KÖLN.**  
Filiale Berlin, Leipzigerstr. 29

**Erstkl. Harmoniums.** — Ill. Catalog gratis. —  
**P. Neuschild, Weimar, 7.**

# Lugano

(Schweiz)

Mit Dépendance.

**Hotel Belle-Vue**

an Lac

Zentralheizung und Lift.  
Elektr. Licht in all. Räumen.  
Mäßige Preise.  
**Das ganze Jahr  
geöffnet.**

**Landgraf & Gaeng.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

**Lehrbuch der Graphologie.** Von L. Meyer.  
Dritte Auflage.  
Groß-Oktav. 263 Seiten mit 348 Handschriften-Faksimiles.  
Geheftet 5 Mark, elegant gebunden 6 Mark.

Meyers Graphologie ist jetzt in dritter Auflage erschienen. Das Werk ist durch die interessanten Untersuchungen des Autors, der wohl als einer der erfahrensten graphologischen Praktiker gelten darf, weit bekannt geworden und darf als ein Leitfaden bezeichnet werden, der in seiner maßvollen und geistreichen Methodik ganz besonders geeignet ist, weiten Kreisen Gebildeter den berechtigten Kern der Schriftdeutung zu erläutern.

— Zu haben in den meisten Buchhandlungen. —

# LUGANO Hôtel Beau-Regard & Continental

## Deutsches Haus.

Schönste sonnigste Lage in der Nähe des Bahnhofes. Prachtvolle  
Aussicht. Großer schattiger Garten.

**Pension. Spezielle Arrangements für Familien.**

**J. F. Helmsauer, Besitzer seit 1891.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

## Moderner Cicerone.

Unsere Sammlung „Moderner Cicerone“ hat beim kunstliebenden Publikum eine erfreulich beifällige Aufnahme gefunden. Der Zweck der Führer ist von der Kritik gebilligt und lobend anerkannt worden: sie wollen den Fremden auf seinem Gang durch die Kunststätten begleiten und ihn nicht nur lehren, die Kunstwerke zu verstehen, sondern ihm auch eine Anleitung zum Genuß derselben bieten, sich dadurch wesentlich von den Reisebüchern unterscheidend. Wertvoll ist die Einschaltung sorgfältig gewählter Abbildungen der Hauptwerke in technisch vollendeter Wiedergabe, als willkommenen Stütze der Betrachtung und späteren Erinnerung.

Erschienen sind:

- Florenz. I.** Die Gemäldegalerien der Uffizien und des Palazzo Pitti. Von **Dr. P. Schubring**. Mit 100 Abbildungen. Geb. 2 Mark 50 Pf.
- Florenz. II.** Bargello — Domopera — Akademie — Kleinere Sammlungen. Von **Dr. P. Schubring**. Mit 134 Abbildungen. Geb. 2 M. 50 Pf.
- Florenz.** Gesamt-Ausgabe (Band I/II vereinigt). Von **Dr. P. Schubring**. Mit 234 Abbildungen. Gebunden 4 Mark 50 Pf.
- Mailand.** Von **Dr. P. Schubring**. Mit 244 Abbildungen und 4 Plänen. Gebunden 5 Mark.
- Rom. I.** Antike Kunst. Die Ruinen Roms. Von **Prof. Dr. Heinr. Solhinger**. Die Antiken-Sammlungen. Von **Dr. Walter Amelung**. Mit 252 Abbildungen und 3 Plänen. Gebunden 6 Mark.
- Rom. II.** Neuere Kunst. Seit Beginn der Renaissance. Von **Prof. Dr. Otto Sarnak**. Mit 159 Abbildungen und einem Plan des Vatikan. Gebunden 4 Mark.
- Rom. III.** Die Umgebung Roms. Von **Dr. Thassilo von Scheffer**. Mit 86 Abbildungen und einer Umgebungs Karte. Geb. 2 Mark 50 Pf.
- Venedig.** Von **Prof. Dr. Max Semrau**. Mit 137 Abbildungen und 1 Grundriß. Gebunden 4 Mark 50 Pf.
- Wien. I.** Die Kaiserliche Gemälde-Galerie. Von **Dr. Wilhelm Suida**. Mit 106 Abbildungen und einem Plan. Gebunden 3 Mark.
- Wien. II.** Die Gemäldegalerie der k. k. Akademie der bildenden Künste. Die Sammlungen Rechtenstein, Czernin, Harrach und Schönborn-Buchheim. Von **Dr. Wilhelm Suida**. Mit 99 Abbildungen. Gebunden 3 Mark.
- Wien.** Gesamt-Ausgabe (Band I/II vereinigt). Von **Dr. Wilhelm Suida**. Mit 204 Abbildungen und einem Plan. Gebunden 5 Mark 50 Pf.
- Berlin. I.** Kaiser Friedrich-Museum. Von **Dr. P. Schubring**. Mit 276 Abbildungen und zwei Grundrissen. Gebunden 4 Mark 50 Pf.

➤ Zu haben in den meisten Buchhandlungen. ➤



Bibliothek der  
Unterhaltung  
und des Wissens





Zu der Erzählung „Die Perlenkette“ von E. Fahrenv (S 77)  
Originalzeichnung von Richard Mahn.



== Bibliothek der ==  
**U**nterhaltung  
und des Wissens  
==

Mit Original-Beiträgen der  
hervorragendsten Schriftsteller  
und Gelehrten ~ sowie zahl-  
reichen Illustrationen ~

Jahrgang 1906. Achter Band



~ Stuttgart, Berlin, Leipzig ~  
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der  
Union Deutsche  
Verlagsgesellschaft  
in Stuttgart



## Inhalts-Verzeichnis.

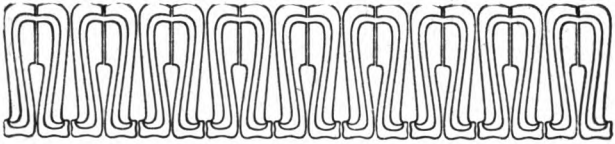
	Seite
<b>Schön-Almut.</b> Roman von Hedwig Erlin-Schmeckebeier (Fortsetzung) . . . . .	7
<b>Die Perlenkette.</b> Die Geschichte vom Klaus und der Dörte. Von E. Fahrow . . . . .	66
Mit Illustrationen von Richard Mahn.	
<b>Ein Frühlingsausflug nach Lugano.</b> Von Rud. Zollinger Mit 10 Illustrationen.	79
<b>Die Frau auf Borg.</b> Humoreske von Otto Höcker . . . . .	93
<b>Die Kokospalme.</b> Eine Skizze aus den Tropen. Von Alex. Lormans . . . . .	184
Mit 4 Illustrationen.	
<b>Die Auferweckung der Toten.</b> Ein Schwank aus den Bergen. Von O. Stauf von der March . . . . .	195
<b>Klein Bobby.</b> Die Geschichte einer Bärenkindheit. Von H. Wolfram . . . . .	202
Mit 8 Illustrationen.	
<b>Mannigfaltiges:</b>	
Der schwarze Domino . . . . .	215
Neue Erfindungen:	
I. Spiritusglühlicht „Amor“ . . . . .	217
Mit 2 Illustrationen.	
II. Die mediko-mechanische Fussbank . . . . .	219
Mit Illustration.	
„Rache ist süß“ . . . . .	220
Abgewehrte Huldigung . . . . .	223

.....

	Seite
Über die Gefrässigkeit des Fisches . . . . .	224
Von der japanischen Armee . . . . .	226
Mit 2 Illustrationen.	
Verloren und doch gewonnen . . . . .	229
Seltene Abstürze . . . . .	230
Diebeshumor . . . . .	232
Süss gewordene Kartoffeln wieder geniessbar zu machen	233
Das Bogenschiessen als Damensport . . . . .	234
Mit Illustration.	
Zauberkünste im Dienste des Friedens . . . . .	236
Eine mathematische Merkwürdigkeit . . . . .	237
Die Asche eines römischen Cäsars . . . . .	237
Wie Tiere sich gegenseitig helfen . . . . .	238
Die Geschichte einer Flagge . . . . .	239
Seltene Manie . . . . .	240







## Schön-Almut.

Roman von Hedvig Erlin-Schmeckebier.



(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

**A**lmut hatte die Mutter wirklich in der Stadt getroffen. Nachdem sie längere Zeit vergeblich in den Hauptstraßen nach ihr ausgeschaut, hatte ein Zufall die beiden sich kurz vor dem Haus begegnen lassen. Frau v. Buchensee war in aufgeregter Eile. Ein heftiges Unwetter drohte jeden Augenblick loszubrechen. Jetzt war der Augenblick nicht, ihr mit dem zu kommen, was Almut von der Mutter erflehen wollte. Beide schweigend, strebten sie heimwärts.

Sie mußten mehrfach die Korridor Klingel ziehen, bevor das Dienstmädchen kam, um ihnen zu öffnen.

„Gott sei Dank, daß Sie kommen! Ich wußte ja gar nicht mehr, was ich anfangen sollte! Baroneß Marianne —“

Die Freifrau war bereits an dem Mädchen vorbei in das Wohnzimmer geeilt. Mit schwankenden Füßen folgte Almut ihr nach.

Auf dem Zimmerteppich am Boden lag in wilden Weinkrämpfen Marianne.

Die Mutter stürzte neben ihr auf die Knie nieder. „Um Gott, Marianne, was ist geschehen?“

Ein winselnder Laut klang auf. „Fürgen — Fürgen —“

Gegen den Türpfosten taumelte Almut zurück. Die Mutter aber hatte Mariannes von wilden Stößen hin und her geworfene Gestalt fest in ihre Arme genommen. „Sei ruhig. Was ist mit Fürgen? Rede!“

Doch keine andere Antwort kam, als wieder der gewinselte Name „Fürgen — Fürgen!“ Und dann keuchende Atemzüge, über dem Herzen sich verkrampfende Hände, ein schmerzverzerrtes Gesicht.

Die Freifrau befragte das Dienstmädchen: „Wie ist's gekommen? Wie lang ist sie schon so?“

„Wohl über eine Stunde schon.“

„Und wodurch —“

Des Mädchens Augen gingen scheu zur Seite. „Ich weiß nicht. Gleich nachdem der Herr Baumeister fort war, hat das gnädige Fräulein auf einmal aufgeschrien, als ob sie sterben wollte, und da fand ich sie schon am Boden.“

Von der Tür her kam ein leiser Laut. Schwerer noch sank das totenbleiche Haupt gegen das Holz.

Der Freifrau Lippen hatten sich eine Sekunde fest aufeinandergepreßt, dann winkte sie dem Mädchen. „Gehen Sie jetzt!“

Ein paar Sekunden blieb es still. Dann riß Marianne sich aus der Mutter Armen los und preßte das Gesicht gegen den Teppich.

„Fürgen — Fürgen! Er soll wiederkommen, die andere soll ihn nicht haben!“

Ein Schimmer des Begreifens kam über die Mutter,

und das erste, was sie dabei empfand, war ein aufflammendes Gefühl des Hasses gegen den, der ihrem Kinde solchen Schmerz zugefügt. Gleichzeitig kam ihr eine gesteigerte Kraft, und Mariannes Gestalt abermals umfassend, hob sie dieselbe empor und legte sie auf den Diwan nieder. Dabei wandte ihr Blick sich Almut zu. „Schnell — hol ein Glas Wein!“

Es fiel ihr dabei auf, wie schneeweiß dort an der Thür das Gesicht war.

Almut ging hinaus, auf demselben Wege, den zuvor das Mädchen genommen. Im Vorübergleiten an dem Diwan, darauf Marianne lag, wurzelten einen Augenblick ihre Füße am Boden, und ihre Hände krampften sich ineinander. Dann ging sie hinaus.

Sie blieb länger, als es erfordert hätte, den Wein zu holen. Als sie zurückkam, war der Inhalt des Glases in ihrer Rechten halb verschüttet, die schlaff herabhängende Linke aber hielt einen Brief, den Brief, der soeben von Jürgen Altringer für die Baronin Buchensee abgegeben worden war. Mit fest zusammengebissenen Zähnen weigerte sich Marianne, den Wein zu trinken, den die Mutter ihr an die Lippen hielt. Die krampfhaften Zuckungen kehrten wieder.

„So hilf doch!“ Zu Almut gewandt rief's die Mutter und sah den Brief in ihrer Hand, erkannte Jürgen Altringers Schrift und wußte, hier kam die Erklärung, die sie vergeblich bei Marianne suchte. Sie riß den Brief aus Almut's Hand, trat an das Fenster, an das jetzt tobend der losgebrochene Gewittersturm schlug, und begann beim Schein der letzten Tageshelle zu lesen.

Und in ihr Lesen hinein winselte, schrie Marianne: „Jürgen — Jürgen! — Um eine andere — verflucht sei sie!“

Almut starrte auf die Schwester hernieder und rührte sich nicht.

Da trat die Freifrau wieder herzu. Der Brief lag hinter ihr am Boden.

Marianne klammerte die Arme um sie und zog sie zu sich hernieder. „Mutter, er soll wiederkommen! Nicht wahr, er kommt wieder?“

„Der Schuft — der Elende! Eine solche Blamage!“

Ein harter Ton, ohne zärtliches Mitleiden für die Tochter, nur voll glühender Empörung gegen den Mann, der es wagte, der Baronin Buchensee diese unerhörte Beleidigung anzutun.

„Komm zu dir, Marianne, weine nicht. Du sollst nicht weinen! Hier sind Tränen nicht am Plage!“

„Fürgen soll kommen, Mutter! Schick zu ihm, daß er kommt. Ich werd' ihm sicher leid tun, wenn er mich so unglücklich sieht, und er wird bei mir bleiben. Schick zu ihm, Mutter!“

„Nein, Marianne. Du wirst dich beruhigen, mußt dich beruhigen. Empfindest du denn nicht die Schmach, die dir der Mann antut, der dich verschmäht?“

Es kam ihr plötzlich zum Empfinden, daß dieser Ton jetzt noch ein verfrühter sei. In voller Zärtlichkeit hielt sie Marianne wieder umfaßt.

„Mein armes Kind, komm, laß dich von mir zur Ruhe bringen. Ruh'n sollst du, sollst schlafen, und morgen erst wollen wir über das alles reden. Morgen wird alles besser sein.“

Von Mutter und Schwester geführt, ließ sich Marianne in ihr Zimmer und zu Bett bringen. Lange saß die Mutter bei ihr und redete mit sanften Worten auf die nur noch leise Schluchzende ein, bis diese, das



Gesicht in die Kissen gedrückt, ganz still dalag wie ein Kind, das sich in Schlaf geweint hat.

Auf den Zehenspitzen ging Frau v. Buchensee hinaus.

### Neuntes Kapitel.

Vor Amut lag Jürgen Altringers Brief. Die Freifrau achtete nicht auf sie, sondern trat ans Fenster hin und starrte in die dunkle Nacht hinaus, durch die der kalte Sturmwind, der dem Gewitter gefolgt war, segte. In ihr tobte nicht minder der Sturm der Empörung über die ihrem Kind angetane Schande. Was wieder und wieder durch ihre Gedanken irrte, stieß sie nun über ihre Lippen. „Einer anderen wegen — der Elende, einer anderen wegen!“

Es klang keine Antwort zurück, nur ein ersticktes Stöhnen. Da wandte Frau v. Buchensee das Haupt zurück, blickte Amut an, und ihre Augen wurden plötzlich groß und starr.

Halb über Altringers Brief hingesenken lag Amut wie eine vom Sturm Gefällte.

Die andere — die andere! — War sie denn blind gewesen? Stand es denn so vereinzelt da, daß in solch einem Fall die schönere Schwester — die andere war?

Mit raschem Schritt trat sie vom Fenster hinweg an den Tisch. „Amut!“ Ihr Ton klang rauh.

Das totenblasse Gesicht hob sich langsam.

„Amut, kennst du die andere, um die ein gewissenloser Mann deine Schwester verschmäht?“

Der feine, goldhaarige Kopf neigte sich gegen die Stuhllehne. Aber es blieb still.

„Kennst du sie?“ Schüttelnd faßte der Mutter Hand Amuts Schulter. „Rede! Nimm mir den schreck-

lichen Verdacht, den du mir ansehen wirst. Du's, wenn du's kannst!"

„Ich kann's nicht, Mutter.“

Frau v. Buchensee ließ ihre Hand von der Tochter Schulter sinken und stützte sie schwer auf die Tischkante. Sie zitterte am ganzen Körper. Ihr Atem flog. „Du — du! Um dich also! O du Heuchlerin, du —“

Der Tochter blasse Lippen bewegten sich kaum. „Ich habe nichts gewußt und nichts gewollt — es ist gekommen.“ Sie legte den Kopf zurück und schloß die Augen.

Der Mutter aber wandelte sich der entsetzte Schrecken in lobernden Zorn. „Sprich wie ein vernünftiger Mensch! Was ist geschehen? Wie kam das? Und was hat er dir gesagt?“

Almut erhob sich. „Es fiel kein Wort zwischen ihm und mir, Mutter,“ sagte sie tonlos. „Und dennoch hätte ich dich noch heute angefleht: hilf mir, laß mich fort, ich muß ihn fliehen! — Es war zu spät — schon zu spät.“

Die Baronin sann nach. Am Vormittag war Almut allein zu Hause gewesen. Da würde sie ihn gesehen, gesprochen haben. Sie fragte danach, kurz, schonungslos, wie man einen Verbrecher fragt.

Almut antwortete, als spräche sie zu sich selbst: „Ja, er war da. — Und ich sah und begriff, daß ich fort mußte.“

Frau v. Buchensee beugte sich gegen Almut vor und stieß zwischen den zusammengebissenen Zähnen heraus: „Wie soll ich das verstehen? Hast du dem Bräutigam deiner Schwester Anlaß gegeben, sich gegen dich zu vergessen?“

„Mutter!“ — Sie wollte sich wehren und verstummte doch plötzlich. Im Geiste sah sie zwei voreinan-

der stehen im Schweigen des Abends. Blick in Blick und Hand in Hand, Lächeln, das zu Lächeln sprach. Blick und Lächeln aber hoben sich wie Richter vor ihr empor und riefen ein „Schuldig! schuldig!“ über ihrem Haupte. Da schlug sie beide Hände vor das Gesicht und stöhnte: „Hilf mir, Mutter! Es sprach nicht Mund zu Mund, nur Seele zu Seele! Laß mich fort.“

„Und deine Schwester, du Gewissenlose? Die tröstet sich und trägt deine Schmach?“

„Nein doch, nein! Zueinander sollen sie sich wieder finden, er und sie! Mich vergessen — alle beide!“

Finster starrten der Mutter Augen in das qualverzernte junge Gesicht der Tochter. Kein Mitleid, kein Verstehen regte sich in ihr, nur wieder und wieder der Gedanke: Wie jetzt aus allem das Beste machen, das Klügste? Geschehenes war geschehen. Auf dem Spiele stand allein die Zukunft. Sie löste ihre Hände, die noch immer die Tischkante umklammert hatten, schritt ein paarmal im Zimmer auf und nieder und sagte plötzlich hart und unvermittelt: „Es gibt ein anderes Mittel, sich den Wünschen eines Mannes aus dem Wege zu räumen als Flucht. Ist dir das nicht eingefallen?“

Almut erhefte vom Scheitel bis zur Sohle und hauchte: „Nein.“

„Wirklich nicht?“ klang es höhrend zurück. „Und hättest doch wahrlich Grund genug gehabt, des Mittels zu gedenken. Oder war Konstantin deinem Gedächtnis so gänzlich entrückt?“

Die schlanke Gestalt wich aus dem Schimmer des Lampenlichts zurück in den Schatten. Die Mutter wartete vergebens auf Antwort.

Das Schweigen reizte ihre Empörung noch mehr, sie fühlte heiße Flecken auf ihren Wangen brennen.

Und drohend rief sie: „Du sollst mir antworten, wenn ich zu dir spreche! Und noch einmal frag' ich dich: Hast du des Auswegs nicht gedacht, als Konstantins Braut Schutz vor jeder Versuchung, vor jedwedem Wunsche eines anderen zu finden?“

„Schutz auch vor der Liebe, Mutter?“

Diese Antwort in dem stillen, festen Ton brachte Frau v. Buchensee vollends um ihre Beherrschung. Vor ihren Augen flimmerte es, sie hätte ihre Tochter züchtigen können wie ein störrisches Kind. Die Hände ballten sich ihr, die Erregung der letzten Stunden riß an ihren Nerven, schrillte durch ihre Stimme.

„Das wagst du — das Wort in deinem Munde? Also du, du bist es! Du hast dir Liebe zum Verlobten deiner Schwester vorgefalscht und ihn das merken lassen — du!“

Langsam schüttelte Almut den Kopf, müde, verzweifelt. „Du schmäht mich, Mutter, weil du mich nicht verstehst. Laß mich fort, ich weiß nichts anderes.“

„Fort, ja — fort, das würde dir gefallen — und auch vielleicht ihm, dem Betrüger! Aber nein, mein Kind, nein — du wirst bleiben!“

„Mutter, das kannst du nicht wollen!“

„Ich kann's! Und du bist morgen Konstantins Braut!“

Im Zimmer blieb es totenstill. Mutter und Tochter standen voreinander, Blick in Blick, wie zwei Gegner. Aus Almut's Zügen war plötzlich jede Weichheit gewichen. Sie wirkten fast streng in ihrer reinen, weißen Schönheit.

„Ich liebe nicht Konstantin, sondern einen anderen, Mutter. Das weiß ich seit heute. Und seit heute steht es fest in mir, daß ich Konstantins Frau nicht werden kann.“



Auffschreiend umspannte die Baronin der Tochter Handgelenk mit krallenden Fingern. „Wahnsinnig bist du — wahnsinnig! Dein Vater — was du ihm heilig in seiner Todesstunde geschworen, daran wagst du zu rühren! Das Gelöbniß, das man einem Toten gegeben, ist unverleglich!“

Um keinen Schritt breit wich die schlanke, junge Gestalt zurück, und schwingenden Tones sagte sie: „Als ich meinem sterbenden Vater mein Leben verschwor, wußte ich nicht, daß ich jemals einen Mann lieben würde. Heute mit der Liebe zu einem anderen im Herzen kann ich Konstantin nicht angehören. Das würde auch vielleicht mein Vater nicht von mir verlangen haben.“

„O wenn er dich hörte, wenn er dich hörte!“ — Beide Hände rang die Mutter empor. „Daß du ihn nicht fürchtest für deinen Frevel!“

„Ich fürchte nur ein lügenhaftes Leben, Mutter.“

Frau v. Buchensee war, erschöpft von der furchtbaren Aufregung, die sie durchtobte, aufs Sofa gesunken und preßte ihr Tuch gegen Stirn und Schläfen. Ihre Gedanken arbeiteten aber trotz der körperlichen Erschöpfung fieberhaft. Ein Ahnen kam ihr, daß da kein Kind mehr vor ihr stand, das man drohend einschüchtern und zwingen konnte. Zwingen —! Doch nur zu seinem Glück! Wie es denn aber einem Menschen begreiflich machen, daß andere besser um das, was sein Glück sein würde, Bescheid wissen als er selber? Vielleicht in Güte? Ja, in Güte! Ehemals war Almut dem gütigen Ton der Mutter allezeit zugänglich gewesen, mehr als Marianne. Sie mußte sich beherrschen, und sie tat es.

„Almut,“ rief sie, „komm einmal her zu mir, setze dich zu mir. Wir wollen doch nicht miteinander reden

wie zwei Feinde. Du bist kein Kind mehr — ich will dir auch verzeihen, was du gesprochen und was durch dich gekommen ist, wenn du mich ruhig anhörst und dann Vernunft annimmst.“

Langsam trat Almut zum Sofa hin, ließ sich darauf nieder, heftete die dunkel leuchtenden, verschleierten Augen auf die Mutter und sagte: „Sprich zu mir, wie du es möchtest.“

Da brach es wie ein lang zurückgehaltener Quell von den Lippen der Frau. In heißen, raschen Worten enthüllte sie der Tochter alles, was so lange ihr wohlbehütetes Geheimnis gewesen: ihre gänzliche Abhängigkeit von Konstantins Großmutter, sein vielfaches Beispringen schon zu des Vaters Lebzeiten, seine Hilfe nach dessen Tod, seine Delikatesse, ihnen, den völlig Mittellosen, ihre Lage nicht zum Bewußtsein zu bringen — das alles schilderte sie eindringlich und schloß mit dem schluchzenden Rufe: „Als Bettler auf der Straße ständen wir morgen, wenn er heute seine Hand von uns zurückzöge. Und mehr noch als Bettler, denn — seine Beziehungen zu uns eröffneten mir unbegrenzten Kredit.“

Almut quoll ein Gefühl die Kehle herauf wie Ekel. Ein regelrechter Pakt war das also — schon von ihres Vaters Zeiten her. Geld um Ware! Und die Ware war sie, und der Käufer heischte sein Recht. Oder war es anders? Wußte er nicht darum, wie man seiner Noblesse den Lohn zu erzwingen suchte? Alles an ihr war eiskalt, ihr Herz lag ihr hart und schwer in der Brust, und kalt klangen die Worte, die sie nun sprach: „Ich habe nicht gewußt, wie hoch sich unsere Schuld gegen Konstantin v. Marolf beläuft. Ich für meine Person aber möchte mich künftig für das Gnadenbrot aus eines Mannes Hand bedanken und lieber Dienst-

magd werden. Für euch wird seine verwandtschaftliche Anhänglichkeit weiter sorgen, auch wenn ich fort bin.“

Entgeistert, hilflos starrte Frau v. Buchensee auf Almut. Auch jetzt noch Auflehnung, Widerstand, wo sie Rührung erwartet hatte! Aufs neue schlugen die Flammen der Empörung über ihr zusammen, und sie sprang auf. „Soll das heißen, du weigerst dich noch immer, Konstantin nun endlich dein Jawort zu geben?“

„Ja, Mutter! Oder glaubst du, daß er auch dann noch auf meinem Jawort bestände, wenn ich ihm sagte, daß ich einen anderen lieb habe? Und das müßte ich ihm doch sagen!“

Da, kaum ihrer Sinne mächtig, stürzte die Mutter hin zum Schreibtisch, riß Papier hervor, nahm Tinte und Feder, trug alles mit fliegenden Händen hin zur Lampe, stellte sich dann hochaufgereckt neben den Tisch und befahl: „Setze dich hierher und schreibe, was ich dir diktire. Und tußt du es nicht, so verstoße ich dich, so wahr ich deine Mutter bin, aus meinem Herzen und aus meinem Hause wie eine Verlorene.“

„Was und an wen soll ich schreiben, Mutter?“

„An Konstantin, daß du ihn morgen erwartest.“

„Das will ich tun, Mutter. Aber dann vertraue ich mich ihm an, da ich bei dir kein Verstehen finde.“

„Und sagst ihm, daß du deine Schwester unglücklich gemacht, Schande und Blamage über sie gebracht hast. Sagst ihm, daß du nun wie eine Abenteurerin davonlaufen möchtest, beladen mit deiner Eltern Fluch. Hüte dich, hüte dich! Heute hast du's gefühlt, welchen Unsegen dein Irrwahn bringt, hüte dich, daß du nicht bereuen lernst!“

Da ertönte das Anarren der Tür, und langsam, wie von einem Geiste geöffnet, tat sie sich auf. Und einem

spukhaften Gebilde gleich sie, die da auf der Schwelle erschien. Im langen weißen Nachtleide, auf nackten Füßen, das gelöste Haar wirr um das Gesicht hängend, in den weit geöffneten Augen entsetztes Starren, stand Marianne. Ihre Zähne schlugen aufeinander.

Frau v. Buchensee und Almut stürzten zu gleicher Zeit auf sie zu.

„Marianne — Kind!“ schrie die Mutter.

„Schwester, was tust du!“ stammelte Almut und suchte die Frostzitternde aufs Sofa zu drängen, wärmende Decken um sie zu breiten.

Marianne aber stieß die Hüllen von sich. „Nein, laßt mich! Mir ist so bang, so bang! Ich fürchte mich. Aber, wenn er nun sieht, daß ich daran sterbe, dann wird er die andere lassen. Verflucht sei sie!“

„Sei ruhig, mein Kind, du bist krank, du fieberst ja!“ Frau v. Buchensee legte den Arm um Marianne, zog sie an sich, streichelte ihr die Wangen und sah Almut dabei an mit flackernden Blicken.

Marianne aber befreite sich plötzlich mit wildem Ruck aus der Mutter Armen: „Hier war es — hier hat er mir's gesagt! Und hier will ich sterben! Und wenn ich tot bin, soll er keine Ruhe finden und niemals —“ Der Atem versagte ihr, ein krampfhaftes Würgen kam ihr in die Kehle.

Da hatte Almut sie mit beiden Armen umfangen, sie zu sich herabgezogen, in erschütterter, qualvoller Liebe.

So also litt sie um ihn, das zarte Geschöpf, dem bisher jeder Schmerz erspart worden war! So sehr liebte sie ihn — so sehr!

„Schwester, Schwester, er soll nicht von dir gehen, hörst du, er kommt wieder!“

Das klang von Almut's Lippen wie tröstende Musik,

wie zärtliche Liebkosung. Sekundenlang glänzte über Mariannes verstärkten Zügen ein heller Schein, dann schüttelte sie den Kopf und rang gegen die sie haltenden Arme. „Laß mich!“ Ihr Atem keuchte. „Er kommt nicht wieder!“

„Ja, ja, Liebste, ich hole ihn dir, ich hole ihn dir!“

Da gellte ein Schrei auf, Marianne warf sich über der Mutter Schoß und umklammerte in jäher Todesangst deren Knie. „Zu spät — ich sterbe! Die Angst, o die Angst, die Angst . . . Wasser, Wasser! Ich habe ja —“ Ihr Ton ersticke, ein Husten schüttelte ihren Körper.

Die Mutter hielt sie aufrecht. „Was hast du — Gott im Himmel, Marianne — du —“

„Ja, ja, ich habe — habe Gift genommen! Gift! Meine — meine Opiumtropfen! Weil ich sterben will!“

Almut war schon draußen auf dem Flur, verständigte das Mädchen und stürzte selber zum nächsten Arzt, sie selber, nur um sicher zu sein, daß keine kostbare Minute verloren wurde auf diesem Gange um das Leben ihrer Schwester.

Und während sie durch die finsternen Straßen hegte, murmelten unausgesetzt ihre Lippen, ohne daß sie selbst es wußte: „Ich hole ihn dir — ja, ja, ich hole ihn dir wieder!“

---

### Zehntes Kapitel.

Auch diese furchtbare Nacht nahm ein Ende. Zum Glück war das Opiumpräparat, das Marianne von einem Krankheitsfalle her aufbewahrt und davon sie genommen hatte, nicht stark genug gewesen, um ihr eine ernsthafte Schädigung zuzufügen, das hatte der herbeigeholte Arzt sofort gesehen. Schlimmer aber

war, daß sich auf die heftige Erkältung hin offenbar eine schwere Lungenentzündung entwickeln zu wollen schien. Marianne lag in halber Bewußtlosigkeit, ihr Atem ging kurz, stoßweise, mit leisem Pfeifen. Ihr Kopf glühte, unruhig und stöhnend warf sie sich hin und her.

Vor ihrem Bette auf ihren Knien rang Frau v. Buchensee die Hände in fassungloser Verzweiflung. „Sie stirbt — sie stirbt!“

„Nein, Mutter, sie stirbt nicht!“ Es war immer dasselbe, was Almut antwortete, obwohl niemand zu ihr sprach, sie fragte. Sie wußte nicht, wie oft sie es schon gesagt hatte, die Worte saßen auf ihren Lippen, füllten ihr Sein und Wesen aus. Sie selber sah aus wie eine Fremde. Gealtert, gereift um Jahre und doch wie von geheimer innerer Kraft durchglüht. Als hätte diese Leidensnacht eine wunderbare Blüte in ihr getragen.

Als der Morgen gekommen, trat sie noch einmal an Mariannes Lager und beugte sich über sie. Glutheißer Atem wehte sie an und leise wimmernde Worte: „Fürgen . . . Fürgen!“

„Ja, ja, ich hole ihn dir wieder!“ flüsterte sie der Kranken zu.

Die brennenden Augen Mariannes klammerten sich an Almut und folgten jeder ihrer Bewegungen, bis sie auf Zehenspitzen hinausschritt. Die Mutter hatte den Kopf auf den Bettpfosten gestützt und sah und hörte nichts als ihren eigenen Jammer.

Drunten im Flur nahm Almut ihren Hut vom Ständer, warf den Mantel über und verließ das Haus. Es war noch früh, allein das kümmerte sie nicht.

Mit raschen Schritten, als ließe jemand hinter ihr drein, der sie zurückhalten wollte, ging sie ihres Weges.

Auf der bleichen Stirn standen ihr kalte Tropfen, sie fühlte es nicht; ihr Haar lockerte sich, und die goldenen Strähnen hingen ihr wild in das Gesicht, sie beachtete es nicht. Auf den Straßen hatte die Gewitternacht tiefe Wasserlachen zurückgelassen, sie ging mitten hindurch. Nur einmal zuckte sie zusammen und schloß sekundenlang die Augen: als sie vor der Villa Sommer stand, die Glocke zog und von dem blanken Messinggriff Sonnenfunken ihr entgegensprangen.

Das Parktor ging auf. Ein Dienstmädchen kam ihr entgegen und fragte, erstaunt über diesen frühen Besuch, nach ihren Wünschen.

Sie empfand nur dunkel, daß neugierige Augen folgten, als sie die Treppe zu Jürgen Altringers Wohnung hinaufstufte. Droben im Vorfaal stand seine Aufwärterin, die sie kannte.

Ob ihr Herr noch daheim sei, wollte sie fragen, aber sie rang nach Atem und konnte nicht gleich sprechen.

Da tat sich plötzlich eine Tür auf — Altringer trat heraus. Ein Blick in Almut's verstörte Züge belehrte ihn, daß etwas Außergewöhnliches geschehen sein mußte. Tausend Möglichkeiten gingen blitzschnell durch seine Vorstellungen. Seine Hand bebte, als er eine Zimmertür vor ihr aufriß und sie mit stummer Geberde eintreten ließ.

„Sie kommen zu mir, Almut — Sie?“

Al seine Angst, all seine Liebe rief aus den paar Worten, die er fast lautlos über die Lippen stieß, ohne den Blick von ihrem weißen Gesicht zu lösen. Dessen Ausdruck aber sagte ihm nichts. Der war gleichsam versteinert.

„Ja, ich komme zu Ihnen — für meine Schwester.“

Er stand wie gelähmt und wartete auf das, was nun folgen würde, bis er fühlte, daß nicht sie, daß er

sprechen müsse. Festen Tones sagte er: „Ich habe Ihrer Schwester wehe getan und bin selbst sehr unglücklich darüber, daß ich ihr diese Enttäuschung nicht ersparen konnte. Mehr vermag ich Ihnen nicht zu sagen, Almut, auch nicht, wenn Sie Rechenschaft für Marianne von mir fordern wollten.“

„Rechenschaft? Wie käme ich dazu?“ hauchte sie tonlos, mit zuckenden Lippen. „Ich bin nicht hier, um zu fragen, zu hören — nur bitten will ich. Marianne ist schwer erkrankt, Sie allein können ihr helfen.“

Das hatte er nicht zu hören erwartet. Seine Hände tasteten verstört nach der Stirn. Wirre, furchtbare Bilder glitten an ihm vorüber. Marianne von gestern auf heute schwer erkrankt! Wie war das möglich geworden? Hatte sie sich selbst —? Ihre leisen, wimmern- den letzten Worte klangen ihm plötzlich ins Ohr, und ihn überlief es eiskalt.

„Was ist mit Ihrer Schwester?“ würgte er mühsam heraus. „Und was kann ich ihr tun?“

Ein paar Herzsschläge lang zögerte Almut, dann sagte sie entschlossen: „Sie können sie dem Leben wiedergeben, das sie ohne Sie nicht leben will. Nehren Sie zu ihr zurück, machen Sie das von gestern ungeschehen! Marianne liebt Sie — sie hat sterben wollen um das, was Sie ihr angetan haben. Und jetzt ruft sie im Fieber nach Ihnen, immer nur nach Ihnen. Ich aber habe den Tag kaum erwarten können, um zu Ihnen zu eilen, Sie anzusehen: Gehen Sie zu ihr, Jürgen, um Gottes Barmherzigkeit willen! Machen Sie das von gestern ungeschehen!“

Mit fliegendem Atem hatte sie gesprochen. Er stand totenbleich, hatte die Augen geschlossen und murmelte immer nur: „Ich kann ja aber nicht — ich kann ja nicht!“



Mit dem Mute der Verzweiflung rang sie weiter um ihr Ziel. „Sie können, sobald Sie wollen! Und Sie müssen ja doch! Es kann ein Mensch den anderen nicht zu Grunde gehen lassen, der Starke nicht den Schwachen. Jürgen — kehren Sie zu Marianne zurück, und ich will Ihnen auf meinen Knien dafür danken!“

„Sie, Almut?“ fragte er heiser und sah ihr starr in die flehenden Augen.

„Ja — ich. Weil ich es vollbringen muß!“

„Zwei Menschen unglücklich zu machen? — Ja, wissen Sie denn, was Sie da dem Schicksal abzwängen wollen, Almut? Was ich tat, mußte ich tun — das war mein Schicksal. Oder unser aller Schicksal. Als ich um Ihre Schwester warb, war ich ein anderer, war ich ein freier Mensch, heute bin ich es nicht mehr. Nicht mein Wort, aber jeder Schlag meines Herzens bindet mich an eine andere. Marianne hat sich mit mir verlobt, wie Tausende von Mädchen sich verloben, die Gefallen an einem Mann finden. Sie kann's überwinden, sobald sie es will. Jetzt ist sie ein beleidigtes, ungeberdiges Kind, das sich und andere elend macht, das aber wieder gefunden wird, glauben Sie mir, seelisch und körperlich.“

Aufwallende Bitterkeit gegen Marianne hatte seinen Ton geschärft.

Ihr klarer, leidvoller Blick traf den seinen. „Sie schätzen meine Schwester sehr niedrig ein und sich selbst sehr hoch, Jürgen Altringer. Marianne hat heute nacht um sie sterben wollen. Und während Sie mir hier die Größe Ihrer Gefühle gegen die Kleinheit der ihrigen begreiflich machen wollen, liegt sie vielleicht —“

Wie vor dem Gräßlichen zurückschaudernd, zerriß

jählings ihre Stimme, und verzehrende Angst schüttelte förmlich ihre Glieder.

Und nun verlor sie ihre beherrschte Ruhe, und ihre Verzweiflung stieß sich in Worten hervor: „Wenn das aber geschehen würde, das Schlimmste, dann ... Ich trüge das Leben auch nicht länger! Das schwöre ich Ihnen! Und vor diese Wahl stelle ich Sie: Opfern Sie sich — oder Marianne und mich!“

Da schlug schmerzvolle Leidenschaft ihren Flammemantel über seine Besinnung. Er stürzte zu ihr hin, schlang seine Arme um sie und riß sie an sich, als er fühlte, daß ihre Knie wankten. „Dich, Almut — ich dich opfern! Dich, um die ich tausend Tode sterben würde! Welch ein Wahnsinn hieß dich das sprechen! ... Und all das andere dazu! Wir können ja doch leben, glücklich sein ... alle, auch sie!“

Seine heiße, flüsternde Stimme dicht vor ihrem Ohre hatte sie gelähmt, sich auf ihre Kraft geworfen, ihr in die vergehenden Sinne geschauert. Jetzt kehrte ihr die Besinnung wieder.

Mit einem Laut des Entsetzens stieß sie ihn zurück, und von ihren Lippen brach es wie ein Schrei: „Was wollen Sie von mir — ich — ich bin ja Konstantin v. Marolfs Braut!“

Der Streich war gefallen und hatte getroffen. Altringer taumelte wie ein Berauschter und war aschfahl. Seine Fäuste ballten sich wie gegen einen unsichtbaren Gegner.

„Das ist nicht wahr!“ fuhr er dann plötzlich auf und wiederholte es immer lauter, immer leidenschaftlicher: „Das ist nicht wahr! Das sagen Sie nur so, damit wollen Sie mich schrecken, mich zwingen! Das kann ja nicht wahr sein — das war doch gestern noch nicht wahr!“

Und er dachte daran, wie er auf seinen Knien vor ihr gelegen und wie in ihren Augen die Freudenstrahlen aufgeleuchtet. Da löste sich die furchtbare Spannung in ihm, er brach auf einem Stuhl zusammen, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und murmelte noch einmal tonlos: „Es kann ja nicht wahr sein!“

„Es ist wahr, Jürgen. Und es war schon gestern wahr — und Jahre vorher!“

Hatte ihre Stimme das gesprochen? Sie klang fremd und tot. Schwer hob er den Kopf, sah sie an, las in ihrem Gesicht, sprang auf und wahrte sich noch einmal gegen das Unfaßliche. Mit allem, was ihm der Augenblick eingab. In auflobernder Empörung wandte er sich ihr zu. „Jahre schon wären Sie Marolfs Braut, sagen Sie, Almut? Und das soll ich Ihnen glauben? — Gut, ich glaube es Ihnen, dann aber sage ich Ihnen: Man hat Sie zum Familienopfer bestimmt, und Sie glauben, Sie müssen sich opfern, wie Sie ja auch für Ihre Schwester Schicksal spielen zu müssen glauben. Das aber sollen und müssen Sie nicht! Und ich will Sie davor schützen. Sie sollen das Opfer der Ihrigen um Geld und Glanz nicht werden — Sie nicht! Sie müßten mir denn antworten können, daß Sie den Baron Marolf lieben. Das werden Sie aber nicht tun. Oder doch, Almut — oder doch?“

Sie senkte die Lider, sagte aber mit starrer, unheimlicher Ruhe: „Ich bin Konstantin v. Marolfs Braut seit meiner Kindheit. Von heute an aber werde ich es öffentlich sein.“

„Soll das die Antwort sein, Almut?“

„Ja, meine einzigste und letzte.“

Ihm war es, als gelle Hohngelächter vor seinen Ohren, bis er selber mitlachte, wild und heiser. „Und nun meinen Sie, ich kehre zu Ihrer Schwester zurück,

bitte meinen gestrigen Irrtum hübsch ab, und wir feiern Wiederfinden miteinander!"

„Der Hohn kommt Ihnen nicht zu, Jürgen. Daß Sie mir folgen und sich mit Marianne verfühnen, weiß ich gewiß. Meine Schwester wird Ihnen, wenn Gott sie erhält, das Leben nicht unerträglich gestalten. Das meine aber wäre gebrochen, wenn Marianne glücklos würde.“

Sie war am Ende ihrer Kraft. Das fühlte er plötzlich und fühlte auch, was diese Stunde hier vor ihm sie wohl gekostet haben mochte. Erschüttert verstummte er.

„Sie kommen also?“ flüsterte sie. „Sie wollten tausend Tode um mich sterben, so töten Sie einmal nur um meinetwillen. Töten Sie in sich, was an der Hoffnungslosigkeit ja eines Tages doch sterben würde.“

„Und Sie, Almut — Sie bleiben Marolfs Braut?“

„Ja,“ sagte sie fest.

„Weil Sie ihn lieben?“

„Nehmen — Sie — es an,“ gab sie stoßend zurück.

Er war von ihr hinweg ans Fenster getreten, preßte sekundenlang die Stirn gegen die Scheiben und atmete schwer. Er hatte begriffen — alles! Wie sie sich beschuldigen, wie sie ihn täuschen wollte über sich selber! Und er begriff auch, daß seine Macht zu Ende war, dieser Selbstverleugnung, diesem Geheimnis gegenüber, das sie an Marolf band.

Aber er — zurück zu Marianne sollte er? Täglich Almut begegnen, täglich zu ihr sprechen, so lange, bis sie eines anderen Weib war? Und dann . . . und dann . . . Das ertrug ja kein Mensch! Sie wußte nicht, was sie von ihm verlangte, selbst wenn sie tausendmal selber auf Dornen ging.

Da flüsterte es wieder leise: „Sie kommen also, Jürgen? Nicht wahr, Sie kommen?“

Er schwieg.

„Meine Schwester hat gezeigt heute nacht, daß es ihr Wille ist, zu sterben, wenn sie nicht mit Ihnen leben soll. Sie hat Gift genommen. Jetzt liegt sie im Fieber. Werden Sie zu Marianne zurückkehren, Jürgen?“

Ein Miß ging durch ihn wie körperliches wildes Schmerzempfinden, daß er die Lippen aufeinanderpressen mußte, um nicht laut aufzustoöhnen.

Dann stand er vor ihr, nahm ihre beiden leblosen Hände, zog sie an seine Lippen und sagte gepreßten Tones: „Für Sie, Almut — nur für Sie! Weil Sie mich zwingen — weil Sie es wollen!“

„Die Starken überwinden, Jürgen. Ich danke Ihnen und frage nicht noch einmal, ob Sie auch wirklich kommen. Ich weiß, daß Sie es tun.“

Es blieb still. Auf ihre Hände herab aber fielen glühende Tropfen. —

Sie ging mit schwindelnden Sinnen, zitternden Gliedern. Auf der Straße schwankten die Häuser um sie, daß sie sich an den Mauern halten mußte. Ihr Weg war nicht weit — ihr schien er endlos. Daß plötzlich rasche Männerschritte den ihren nachstrebten, hörte sie gar nicht, auch nicht die Stimme, die sie anrief.

Da trat Konstantin v. Marolf dicht vor sie hin und berührte ihren Arm. „Almut, hörst und siehst du denn nicht? Ich sah dich aus der Villa Sommer kommen und rase dir wie unsinnig nach. Deine Mutter sandte mir soeben Boten, und ich bin auf dem Wege zu euch.“

Nun erst fiel ihm das Verstörte in ihrer Erscheinung auf, sie hatte den Kopf unter dem großen Hute bisher tief geneigt gehalten.

Auß äußerste betroffen stotterte er: „Ja — was ist

denn nur los? Was geschah denn dir? Ich denke, Marianne ist plötzlich erkrankt. Deine Mutter schrieb nichts Genaueres.“

Almut nickte wie geistesabwesend und eilte weiter voran. „Ja, ja, Marianne ist krank, aber es wird ihr bald besser gehen. Ja, das wird es.“

„Und du? Wo kommst du denn her in dieser Frühe und diesem — Pardon — etwas derangierten Zustand?“ Noch ehe sie geantwortet, kam ihm schon selber die Ahnung, wo sie gewesen sein könne, und mit gerunzelten Brauen fragte er scharf: „Von Altringer etwa?“

Sie nickte. „Ja — ja. Marianne verlangte nach ihm, und ich habe ihm das ausgerichtet.“

„Fand sich für diesen Botengang niemand anders als du?“

Leise, fast demütig sagte sie: „Es konnte niemand sonst — und er mußte doch wissen, wie krank Marianne geworden war.“

Er schwieg. Bei sich aber dachte er: Das muß ein Ende haben! Er hatte allzeit in Almut seine künftige Frau gesehen, was ihr geschah, geschah ihm. Er wünschte in ihr sich selbst und seine Hoffnungen respektiert zu sehen. Jetzt grollte er der Freifrau, die es doch sonst so wohl verstanden hatte, Almut nach seinen Wünschen zu erziehen.

Stumm legten sie die letzte Strecke Wegs zurück.

Vor dem Gartenhause stand Almut plötzlich still, dicht vor der Türschwelle, streckte Marolf die Hand entgegen und sagte mit einem herzerreißenden Lächeln um die bleichen Lippen: „Du findest mich wohl sonderbar heute? Das macht, es geht so vieles in mir um — und dann . . . und dann — ich bin nun auch bereit, Konstantin.“

Er starrte sie an, als fasse er nicht sogleich, wie sie

es meine. Voll Erregung sah er ihr in die Augen: „Almut, versteh' ich dich recht?“

Ihre Augen senkten sich nicht vor den seinen. Sie lächelte noch immer und nickte. „Ja, du verstehst mich recht. Ich bin bereit — wenn du es willst.“

„Wenn ich dich will — dich! Seit einer Ewigkeit will ich dich ja schon, Almut!“ Zu seinen glühenden Lippen empor hatte er ihre Hände gerissen, die Hände, auf denen noch eines anderen heiße Tränen brannten!

Da öffneten sich die Haustür, das Mädchen schaute heraus und rief, die beiden Draußenstehenden erblickend: „O Baroneß, die Frau Baronin haben schon so oft nach Ihnen gefragt!“

Ein scharfer Seitenblick Marolfs musterte die bleiche Braut.

Almut rief: „Es ist schon gut — gehen Sie nur und rufen Sie die Frau Baronin.“

Das war nicht nötig. Frau v. Buchensee hatte Stimmen gehört und kam eilig die Treppe herunter, während das Mädchen hinauffstürzte, damit Marianne nicht allein blieb.

Da trat Almut vor die Mutter hin und sagte, jedes Wort ihr abschneidend: „Jürgen Altringer war noch daheim und wird in wenigen Minuten hier sein, sich selbst nach Marianne zu erkundigen. Ich aber habe mich mit Konstantin verlobt, Mutter.“

Frau v. Buchensee faßte taumelnd nach einem Stützpunkt. Das — das war zu viel auf einmal für ihre Kraft. Laut aufweinend sank sie in Almut's Arme.

---

### Elftes Kapitel.

Steif aufgerichtet, eisige Kälte in den Zügen, stand die Baronin vor Altringer, sein tiefes Hauptneigen er-

widerte sie nicht, sein sichtliches Ringen nach Worten schnitt sie kurz ab mit einer hochmütig gebieterischen Handbewegung, die ihm sagte: Die Freifrau v. Buchensee weigert dir die Rede. Die Mutter aber läßt es zu, daß du bei ihrem Kinde gutmachst, was du verschuldet.

Bis zu Mariannes Zimmer schritt sie ihm voran, da blieb sie stehen, und während ihr Blick an der Thür haftete, sagte sie mit bleichen Lippen, die sich kaum voneinander lösten: „Sie hat hohes Fieber.“

Er neigte noch tiefer den Kopf, seine Stimme klang kaum vernehmlich. „Ich weiß —“ Und unausgesprochen sagten es die beiden Worte: Ich werde ihr nichts bringen, was ihr noch einmal schaden könnte.

Dann war er lautlos eingetreten in das zierlich kokette Zimmerchen, das so deutlich Mariannes Art und Wesen widerspiegelte. Wie gestern, da sie ihn im Wohnzimmer erwartet, waren heute auch hier die bunten Scheibengardinen vorgezogen und schufen in dem Raum ein rosig schwimmendes Dämmer. Doch heute verbarg sich nichts raffiniert Zurechtgemachtes dahinter, und die dort auf den Kissen ruhte, in warme Decken eingehüllt, dachte an kein kokettes Spiel. Wie zum Tod ermattet lag sie da, bläuliche Schatten über den geschlossenen Lidern, auf den Wangen fieberische Flecken. Mit kurzen, schmerzvollen Stößen ging der Atem aus und ein.

Ihm zog sich das Herz zusammen. Sie hatte sterben wollen um ihn!

Da schlug Marianne die Augen auf und sah ihn in der Zimmermitte stehen. Sie hatte es in ihre Sinne aufgenommen, was Almut die ganze Nacht hindurch ihr zugeflüstert: „Ich hol' ihn dir — er kommt wieder.“

Nun überwältigte sein Anblick sie nicht, nur ein triumphierendes Flackerlicht kam in ihre Augen, und



ihre Hand schob sich unter dem Deckbett hervor und winkte ihn näher zu sich heran.

„Vergib, Marianne — und vergiß!“

Doch sie wollte anderes von ihm hören und fragte in hastenden Worten: „Es ist nicht wahr, was du mir gestern gesagt hast! — Sag, es ist alles — alles gar nicht wahr! Mich hast du lieb und keine andere sonst! Sag doch: es ist nicht wahr!“

Er sah das Flackern in ihren Augen, die höher aufbrennenden Fiebersflecken auf ihrem Gesicht, und tonlos sagte er ihr's, was sie von ihm hören wollte: „Nein — nein, es ist nicht wahr!“ Und dabei legte seine Hand sich leise auf ihre Lippen. „Still jetzt. Erst sollst du wieder ganz gesund werden.“

„Ja, ja, gesund. Morgen bin ich wieder ganz gesund. Und morgen kommst du wieder. Und immer, immer kommst du wieder.“

„Ja, morgen und immer komm' ich wieder.“

„Und hast mich lieb? Über alle hast du mich ganz allein lieb?“

„Ich hab' dich lieb.“

Ihr Köpfchen sank zurück. Unhörbar leise schritt er wieder zur Tür.

Draußen auf dem Flur wartete niemand auf ihn. Wie sie ihn allein bei Marianne hatten eintreten lassen, so ließen sie ihn auch allein wieder gehen. Ein fast unerträgliches Gefühl würgte an ihm. Wenn er das wieder und wieder sollte und mußte, so über diese Schwelle kommen und gehen! — Sein Blick strich hinüber zur Tür des Wohnzimmers. Die Freifrau war wohl da drinnen. Ihr es sagen, daß er das nicht konnte, daß sie es ihm ersparen mußten, dieses Haus wieder zu betreten, als bis er mit der Braut vor den Altar schritt!

Im Zimmer klang eine Stimme — Konstantin v. Marolfs Stimme.

Er biß die Zähne aufeinander und verließ mit hartem Tritt das Haus.

Er hatte heimgehen wollen. An Körper und Seele wie zerschlagen, sehnte er sich nach Ruhe. Da gewahrte er schon von weitem Frau Sommer und Lore auf der Veranda sitzen. Erschrocken kehrte er um. Alles — nur jetzt nicht reden müssen! Lieber ging er zu seinem Bau. Sein Schaffen, seine Arbeit! Er dachte an sie mit warmem Herzen — jetzt, wo sie ihm alles sein mußte, wo sie ihn davor bewahren sollte, sein Leben durch eine unglückliche Leidenschaft zu veröden und zu entwerten.

Die beiden Damen auf der Terrasse hatten Altringer aber doch bemerkt und wunderten sich über seine plötzliche Umkehr. Sie hätten ihn so gern gesprochen, da sie von Almut's Morgenbesuch bei ihm erfahren hatten.

„Da stimmt etwas nicht,“ meinte Lore und hob das Näschen in die Luft, als witterte sie das. „Mit Männern stimmt leicht mal was nicht, Männer sind wandelbar.“

Mama Sommer blickte würdevoll über ihre goldene Brille, die sie zum Zeitungslesen nötig hatte. „Ich will dir was sagen, Lore. Wenn du dir irgendwelche Hoffnungen darauf machst, zeitlebens bei mir warm zu sitzen, dann gewöhne dich daran, das Wort ‚Mann‘ aus deinem Wörterbuch zu streichen. Ob die Männer wandelbar sind oder nicht, das geht dich ganz und gar nichts an, denn für dich hat es keine zu geben — verstehst du mich? Darin lass' ich mit mir nicht spaßen! Und etwa mit Heimlichkeiten hinter meinem Rücken schon gar nicht. Wo ich einmal Falschheit und Hinter-

list merke, da ist's aus bei mir, reinweg aus! Verstanden?"

Engelhaft schlug Lore die großen Schwarzaugen gen Himmel und antwortete vorwurfsvoll: „Wie du nur immer wieder an mir zweifeln kannst, Mamachen! Hätte ich mir etwas aus den Männern gemacht, hätte ich doch lange einen gefunden. Aber in die Seele eines Mannes hineinsetzen darf ich mich doch, nicht wahr? Und da kann ich mir doch vorstellen, daß ich mich an Baumeister Altringers Stelle vermutlich in Baroneß Amut verliebt haben würde. Ich als Mann wäre in diesem Falle eben wandelbar gewesen, Mamachen.“

Die gute, wohlbeleibte Wohltäterin wäre aus ihrem Korbsessel aufgesprungen, hätte sie das vermocht, so entsetzt war sie. Sie wollte der frevelhaften Schwägerin mit etwas Furchtbarem drohen. Es fiel ihr aber nichts ein.

Und jetzt trat das Stubenmädchen auf die Veranda heraus und meldete: „Gnädige Frau, Friedrich läßt fragen, ob er den Vermietungszettel oben am Atelierfenster oder drunten am Eingang aufhängen soll.“

„Drohen natürlich,“ befahl Frau Sommer, und Lore meinte, als die Dienerin gegangen war: „Wie du nur ein Atelier vermieten kannst, Mamachen. Ich, wenn ich reich wäre, wohnte in einem Schloß ganz allein.“

„Verschwender bleiben niemals reich, mein Kind,“ bemühte sich Frau Sommer den jungen Wildling zu veredeln, der sich in ihres Lebens wohlgepflegtes Gartenland hineingedrängt hatte. „Ein Atelier ist dazu da, daß es benützt wird. Mag sich ein armer Künstler für ein billiges daran erfreuen! So tut man gute Werke. Egoismus ist ein großes Übel, liebe Lore.“

Die „liebe Lore“ lag, so lang sie war, im Faulenzersstuhl, wippte mit den Füßen, blinzelte und nickte: „Jawohl, Mamachen Sommer, ganz richtig!“

„Sie macht sich, sie wird schon noch werden, sie widerspricht wenigstens nicht jedesmal,“ dachte die ihrer Mutterrolle noch Ungewohnte und strich zufriedenen Sinnes über ihre Puffenscheitel. —

Für Lore aber brachte dieser Tag noch allerlei aufregende Dinge. Zunächst mußte sie die große Neuigkeit in sich verarbeiten, daß Altringers Braut plötzlich schwer an Lungenentzündung erkrankt sei. Er selber hatte es, als er am Nachmittag endlich heimkehrte, knapp und ganz verstört berichtet. Er mußte sie doch wohl sehr lieben. Darüber war Lore beinahe enttäuscht. Das Leben mußte Konflikte und Abwechslungen enthalten, sonst wurde es langweilig. Ach ja! Und sie seufzte, wie sie so dachte.

Es war am Spätnachmittag, sie war ganz allein daheim, denn Mama Sommer hatte zur Generalversammlung des Vereins zur Bekämpfung der Trunksucht fahren müssen. Wenn man aber allein ist, langweilt man sich wohl leicht auch in den wunderschönsten Räumen und in den wunderschönsten Kleidern. Das hatte die gute Lore Wendt bisher nicht gewußt, die hatte felsenfest gemeint, bei reichen Leuten ginge es zu, wie es im Märchen heißt: „Und sie feierten alle Tage große Feste und waren froh und vergnügt bis an ihr Lebensende.“ In Anwendung auf Mama Sommer, die doch ganz gewiß zu den reichen Leuten zählte, stimmte das nun freilich nicht ganz.

Und wieder seufzte Lore und räkelte sich wie ein Käzlein auf ihrem Diwan, den sie malerisch vor eine Palmengruppe gerückt hatte, zwischen deren Wedeln am Abend aus bunten Kelchen elektrisches Licht er-

strahlte. Sie ließ schon jetzt die rotgoldenen Birnen aufflammen und freute sich der Farbenreflexe auf ihrem hellen, faltigen Hausgewande.

Da wurde sie in ihrer kleidsamen Beschaulichkeit gestört. Es pochte an die Tür, und dann schlüpfte eines der Mädchen ins Zimmer, machte ein pfißiges Gesicht und flüsterte: „Fräulein, was soll ich denn nun machen? Die gnädige Frau ist doch nicht zu Hause, und draußen ist einer und will das Atelier mieten.“

„Hat er's denn schon gesehen? Ist er jung?“ fragte Lore und richtet sich interessiert auf.

„Ja, nur 'nen Augenblick. Es gefiel ihm. Und jung ist er auch. Und er möchte auf die Gnädige warten, und überhaupt — er geht nicht.“

Lore erhebt sich mit großartiger Bühnenschulengeste und befiehlt: „Führen Sie ihn zu mir! Ich werde die gnädige Frau vertreten.“

Babette lacht und zieht ab.

Die Tür wird geöffnet, hinter irgend jemand wieder geschlossen, im Zwielicht auf der Schwelle erhebt sich eine dunkle, schlanke Gestalt.

Eine kleine, zierlich behende aber schnellst wie ein Ball von dem Divan empor, und ein Schrei klingt auf, ein entsetzter, zornersüchtiger: „Herr — Herr — das ist eine Frechheit!“

Der Schlanke verbeugt sich mit unbewegter Miene. „Habe ich die Ehre, gnädiges Fräulein Sommer vor mir zu sehen? Mein Name ist Hans Holbeck.“

Sprachlos steht zunächst Lore und wirft Mörderblicke auf den Schwarzgelockten. Endlich zischt sie ihn an: „Sie . . . Sie . . . ich kenne Sie nicht mehr! Ich will nichts von Ihnen wissen! Werden Sie mich sofort verlassen, Sie —“

Der andere bleibt ruhig wie zuvor. „Gnädiges

Fräulein müssen sich in meiner Person irren. Ich hatte noch nicht das Vergnügen, Fräulein Sommers Bekanntschaft zu machen."

Das ist zu viel für Lore. „Sie schlechter Mensch — Sie!“ faucht sie. Und dann wie in alles vergessender Verzweiflung über so viel Schlechtigkeit: „Hansel, nie hätt' ich das von Ihnen gedacht!“

Hansel bleibt ungerührt. Nicht ein einziges Zucken seiner Schnurrbartspitzen verrät, daß er Komödie spielt, wie er sich abermals verneigt: „Wollen mir das gnädige Fräulein nun erlauben, auf meine Angelegenheit zu kommen? Hier im Hause ist ein Atelier zu vermieten, auf das ich reflektieren möchte.“

Lore heben sich die Haare vor Angst. Leb wohl, schöner Traum von Reichtum und Glanz! Am Manne bist du zerstoßen, an diesem niederträchtigen, rache-suchenden Zigeuner hier! — Aber nein! Er sollte sie nicht herausdrängen aus ihrem weichen Neste. Kämpfen will sie gegen ihn! Und aufgebracht schreit sie ihn an: „Sie sind ja gar kein Maler! Das ist Schwindel, Hochstapelei, wenn Sie ein Atelier suchen!“

„Hoch liegt es freilich,“ versetzt er freundlich. „Aber das schadet mir und meiner Flöte nichts. Im Gegenteil: wir beide haben den Zug nach oben in uns.“

Sie erstickt fast vor Zorn. Aber auch ein Nigeln sitzt ihr im Halse — wie ein Lachen. „Mensch, Sie sind ein Ungeheuer!“

Auch das läßt den Flötisten kalt. Und ihre Angst wächst. Rot und blaß wird ihr Gesichtchen. Wenn Mama Sommer heimkehrte und dahinter kam, daß der armen kleinen Lore Wendt die Männer doch nicht allzeit so gleichgültig gewesen waren wie heute, dann hieß es: 'raus aus dem Paradiese! Was nur tun — was tun? Mit Zorn allein, das erkennt sie wohl,

bringt sie den Flötisten nicht aus dem Hause, sie muß ihn stärker beschwören, muß an sein Herz pochen.

Schmeichlerisch tritt sie ihm näher, hebt bittend die Hände zu ihm auf, und im Tonfall ihres letzten Rollenstudiums fleht sie ihn an: „Gelt, Hansel, sei gut, laß jetzt die Komödie und die heimtückischen Absichten! Schau, ich könnt' jetzt so ein glänzendes Schicksal haben, miß dich nicht 'rein, Hansel! Ich hab' auf dich verzichten müssen und auf alle Männer. Siehst du, das ist der Kaufpreis gewesen, den hab' ich gezahlt für das alles hier! Ich bin halt schwach dem Reichtum gegenüber. Und nun sei lieb, Hansel, und geh.“

Der Schwarzgelockte mit den Rattenfängeraugen steht wie aus Erz gegossen. Da fährt draußen Frau Sommers Wagen vor.

Lore, im höchsten Stadium ihrer Ratlosigkeit, packt des Flötisten Arm, schüttelt ihn und stammelt außer sich: „Fort sollst du — fort! Nein, ich kenne Sie ja überhaupt gar nicht. Und — und wenn Sie jetzt mein bißchen ehemalige Schwärmerei für Ihre Flöte ver-raten, dann — dann bring' ich mich um!“

Frau Sommers tiefe, sanfte Stimme klingt auf dem Vorflur draußen.

Wie eine Rahe ist Lore da an dem Schwarzgelockten vorüber zur Tür hinaus, um der Heimgekehrten in stürmischer Begrüßungseligkeit in die Arme zu fliegen.

„Ach, du süßes, süßes Mamachen! Hab' ich dich wieder! Hab' ich Sehnsucht gehabt! Und denk nur: drinnen bei mir im Zimmer steht ein schrecklicher Mensch und wartet auf dich! Das Atelier will er mieten! Aber nimm ihn nicht, Mamachen, er ist so gräßlich! Und so unheimlich, weißt du. Und gar kein Maler, ein Musikant ist's! Vielleicht ein — — o — es gibt auch verdächtige Menschen, die sich in die Häuser ein-

zelter Damen einschmuggeln. Ich fürchte mich vor dem da drinnen, nimm ihn nicht!"

„Nun, nun,“ beruhigt die also Überfallene und drückt die Hand an die Schläfen. Sie hat für schnelles Gerede nur schwerfällige Fassungskraft. Wenn das Kind doch nur langsamer sprechen wollte! Um was handelste es sich denn eigentlich? Ein Mann wollte das Atelier mieten, und der gefiel ihr nicht?

„Wir werden ja sehen, werden ja sehen!“ sagt Frau Sommer schließlich und betritt, gefolgt von der sich zitternd nachdrängenden Lore, das Zimmer.

Ein schlanker, blasser junger Mann verneigt sich tief vor der Eintretenden und nennt seinen Namen.

Die Verbeugung hat Frau Sommer gefallen. Und wohlwollend fragt sie den Höflichen: „Sie reflektieren auf das zu vermietende Atelier, mein Herr? Gefällt es Ihnen und sind Sie über den Preis bereits orientiert?“

„Völlig, meine Gnädigste,“ entgegnet verbindlich eine weiche Männerstimme, deren heuchlerischer Klang Lore Wuttränen in die Augen treibt. „Und völlig meinen Wünschen entsprechend ist die Lage des Ateliers, meine Gnädigste. Der reine Zufall führte mich an Ihrer entzückenden Villa vorüber, ich dachte gerade: Da drinnen wohnen können! sehe den Vermietungszettel, überlege, daß ich ja meine Wohnung sofort kündigen könnte, sehe mir das Atelier an — nun und da bin ich und möchte, wenn Sie gütigst gestatten, den Mietvertrag gleich unterschreiben. Einziehen würde ich mit Ihrer freundlichen Erlaubnis schon morgen. Dem Vorzug, im Grünen zu wohnen, opfere ich gern doppelten Mietzins für vierzehn Tage.“

Lore ist wie gebrochen auf einen Stuhl gesunken, aber auch Mama Sommer ist etwas benommen von der Rede Schwall. Mein Gott, daß es keine Leute mehr



gibt, die hübsch langsam sprechen. Immer so viel auf einmal. Worauf antwortete man da zuerst? Man muß doch zunächst erst einmal wissen, wer und was der Mann überhaupt ist!

Und freundlich ernst wie mütterliche Ermahnung klingt's von ihren Lippen: „Mein Herr, ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß ich nur einen ganz soliden, sehr ruhigen, achtbaren Mieter gebrauchen kann. Besuche empfangen, Trinkgelage, Hunde oder Katzen halten, lärmende Geräusche, spätes Nachhausekommen, auf den Treppen pfeifen, auf Spiritus kochen, das ist alles bei mir verboten, mein Herr.“

Lore muß plötzlich husten, ganz fürchterlich husten, und Kirschrot wird sie dabei, als wolle sie plagen. Mißbilligend schüttelt Frau Sommer den Kopf.

Der Schwarzgelockte aber entgegnet in einem Ton, als singe er das Lied vom braven Mann: „Meine Gnädigste, von allen diesen Untugenden, deren Sie mit Recht Erwähnung tun, darf ich mich vollständig freisprechen. Ich habe keine Bekannten, keine Freunde, keine Geschwister, ich bin eine Waise von meiner frühesten Jugend an, bin solide, Abstinenzler durch und durch, habe weder Hund noch Katze, pfeife nicht, koche auch nicht auf Spiritus, gehe im Hause auf Socken und bin ein durchaus friedfertiger Mensch.“

„So, so,“ meint Frau Sommer befriedigt. „Na, das ist ja schön! Und Ihr Beruf, Herr —“

„Holbed,“ wirft der Schwarze sich verneigend ein. „Mein Beruf, Gnädigste? Ja, der allerdings — aber ich verspreche Ihnen, ich würde mich bestrengen, ihn nur in sanftester, angenehmster Weise zu betreiben: ich bin nämlich Flötist im Tonkünstlerorchester.“

„Flö—tist! — Sie spielen die Flöte?“ Über Frau Sommers rundes Gesicht gleitet es wie rosiger Jugend-

schimmer, und ihre Augenlein werden feucht. „Flöte! Das war immer mein Lieblingsinstrument. Ach, du felige Jugendzeit!“

So — jetzt war's aus! Jetzt ist er drinnen in ihrem Paradiese, der schwarzgelockte Satan! Nun Unheil, gehe deinen Gang! Die arme kleine Lore Wendt hängt schlaff im Stuhl wie ein geknickter Lilienstengel.

Frau Sommer aber hat noch ein einziges, leises mißtrauisches Bedenken, dem sie nun Worte verleiht: „Ateliers brauchen sonst aber doch nur Maler, Bildhauer und Photographen, Herr — Herr Holbeck?“

Lächelnd, vertrauenerweckend fällt er ein: „Ganz recht, meine Gnädigste, im Durchschnitt ist das so. Allein ich rechne mit der vorzüglichen Akustik des weiten Raumes und mit der Stimmung, die solch ein hochgelegenes, helles Atelier über der Bäume Wipfel in einem erweckt. Licht und Sonne sind mein Lebens-element. Schließlich habe ich ein paar eigene Möbel, mit denen ich mir das Heim schon gemüthlich machen wollte.“

Ein junger Mann mit eigenen Möbeln! Frau Sommer ist endgültig gewonnen und streckt dem Schwarzgelockten die Hand entgegen. „So seien Sie mir denn als neuer Hausgenosse willkommen, Herr — Herr Holbeck. Das Schriftliche können wir ja nachher gleich aufsetzen — für alle Fälle, wissen Sie. Der Mensch kann sterben —“

Um Gottes willen, sie rechnete mit ihm bis an ihr Lebensende! Der armen Lore rinnt es eiskalt über den Rücken. Und plötzlich kommt ihr ein schaudervoller Gedanke: vielleicht liegt ihm gar nicht daran, sich die treulose Lore, sondern Mama Sommers mütterliches Herz zu erobern. Der Schlaue! Der Streber! Es ihr

nachmachen will er — der Heuchler! Wie sie ihn haßte!  
Und seine Flöte — o diese Flöte —

„Ja, Flötenspiel, so sanftes, zartes Flötenspiel ist etwas Herrliches,“ sagt da Frau Sommer schmelzend. „Sie müssen mir versprechen, Herr Holbeck, mir recht oft etwas vorzuspielen, nicht wahr? Ein paar alte Lieder aus meiner Jugendzeit. — Und was ich außerdem sagen wollte: solange Sie Ihre alte Wohnung noch bezahlen müssen, wohnen Sie bei mir mietsfrei, selbstverständlich.“

„Zu viel Güte, meine Gnädigste, zu viel Güte! Ich werde mich bemühen, Ihnen nach jeder Richtung hin angenehm zu sein!“

Eine Verbeugung, daß seine schwarze, dicke Stirnlocke nur so fliegt, dann schießt sich der gewissenlose Mensch an, Frau Sommer in ihr Schreibzimmer zu folgen, um den Teufelspakt mit ihr gegen die arme kleine Lore Wendt auszufertigen.

### Zwölftes Kapitel.

Fast drei Wochen waren vergangen, und Marianne lag immer noch krank. Die Lungenentzündung war mit ziemlicher Heftigkeit aufgetreten und wurde in ihren fieberischen Erscheinungen noch gesteigert durch die Aufgeregtheit der Kranken. Immer wieder fragte sie es den Arzt und die Mutter, fragte es vor allem Almut, die fast stets bei ihr war: „Nicht wahr, ich muß doch nicht sterben?“

Alle gaben ihr die Versicherung: „Nur noch ein kleines Weilchen, dann bist du wieder ganz gesund!“

Jürgen Altringer hatte sie noch nicht wiedergesehen. Eine Karte der Baronin hatte ihm kurz gesagt, daß Marianne es ihn wissen lassen werde, wenn sie wieder

im Stande sei, ihn zu sehen. Nun schickte er jeden Morgen mit der Anfrage nach Mariannes Befinden ein paar Blumen für sie, die Almut der Kranken auf das Bett legte. Sie selber aber wandte sich ab dabei, und oft, wenn ihr Blick sich zurückwendete, sah sie die Blüten zerdrückt, vom Stengel gebrochen zwischen den fest sich hineinpressenden Fingern. Gesprochen wurde zwischen den Schwestern von Jürgen Altringer fast nie, auch dann nicht, als die fortschreitende Besserung das ärztliche Gebot des Schweigens nicht mehr so streng bestehen ließ.

Aber oft, wenn die Blumen kamen, blitzte ein seltsam flackerndes Licht in Mariannes Augen auf, und sie flüsterte: „Nun bin ich bald wieder gesund, und dann . . . und dann —“

Ja, dann war wohl sehr bald die Hochzeit!

Voll der festen, stillen Ruhe, die über ihr ganzes Wesen gekommen war, dachte es Almut, und mit der gleichen Ruhe trat sie Konstantin v. Marolf bei seinen täglichen Besuchen entgegen. In Rücksicht auf Mariannes Erkrankung war ihre Verlobung noch nicht veröffentlicht, aber er nannte Almut sein Bräutchen, und seinem Kuß wehrte sie die Lippen nicht. Sie waren noch immer herb, diese schönen Lippen mit ihren zärtlich weichen Bogen, von einer seltsam köstlichen Scheu. Es gab noch immer etwas zu überwinden, zu besiegen. Doch Marolf hatte nie das Leichtgewinnbare geliebt, nicht die allzu offenen Blüten, nicht den leicht in Zügel und Zaum sich beugenden edlen Renner, herb, doch heimlich heiß das vornehm geartete Weib. Und heiß war der Strom, der unter kühler Decke floß, das wußte er wohl. Den Ernst in Almut's Wesen erklärte er sich mit der Besorgnis um Marianne. —

Marianne hatte endlich zum ersten Male wieder das

Bett verlassen, ruhte im Lehnstuhl, eingehüllt in ein lichtblaues Morgengewand, das Köpfchen von seidnen Kissen gestützt, und hatte den Wunsch ausgesprochen: „Jürgen soll kommen.“

Und Jürgen Altringer kam. Frau v. Buchensee empfing ihn, wieder mit der eifigen Abwehr, die kein Wort herankommen ließ, über Geschehenes hinwegging, indem sie es einfach ignorierte. Auf seine Fragen nach Marianne gab sie kurz und höflich Antwort. Dann führte sie ihn zu Marianne und ließ ihn mit dieser allein.

Er blieb nicht lange, Marianne selber hieß ihn wieder gehen. Es war, als hätte sie ihm nur den Anblick ihres schmal gewordenen Gesichtchens, das durch das tief in Stirn und Wangen gestrichene Haar noch schmaler und blasser wirkte, geben wollen, mit ihrem leisen, wehen Lächeln, der flüsternd matten Stimme, der heimlichen Schmerzgeberde, womit die Hand auf die Brust sich drückte und das Köpfchen kraftlos in die Kissen zurücksank, ihm zeigen, sagen wollen: So viel hab' ich um dich gelitten, das hast du mir angetan!

Und als er wieder ging, da wußte sie's: das nahm er mit sich, das blieb bei ihm.

In der Haustür stieß Altringer mit Marolf zusammen. Der hielt in der Linken, von weißem Seidenpapier halb umhüllt, ein paar glühend rote Rosen. Die Rechte bot er ihm lässig zum Gruß. Zum ersten Male war es, daß sie sich wiedersehen, seit — seitdem das Schicksal aus zwei Menschenleben das Glück herausgestrichen hatte.

„Na, die Karre wäre also glücklich aus dem Schlimmsten heraus. Eilig, so 'ne Lungenentzündung. Gottlob ist es noch gut abgelaufen.“

„Gottlob,“ sagte Jürgen Altringer und starrte auf die Rosen in Marolfs Hand.

Als dieser die Stufen hinaufging, zog er den Schnurrbart durch die Finger. Wie hatte der Kerl ausgesehen! War ihm die Krankheit seiner Braut so zu Herzen gegangen? Konnte die kleine Marianne Buchensee das wirklich bei einem zuwege bringen?

Almut, der seine Rosen galten, war nicht daheim.

„Sie ist ausgegangen,“ sagte ihm die Baronin. „Und es ist mir lieb, daß ich ungestört mit dir reden kann.“

Er machte eine Verbeugung, mit der er sich ganz zur Verfügung stellte. Auch ihm war es lieb. Jetzt, wo die bisher alles ausfüllende Krankheit Mariannes nicht mehr hinderte, rückte seine eigene Hochzeitsfrage in den Vordergrund, und es galt, das für die Aussteuer der künftigen Baronin Marolf nötige Geld Almut's Mutter auf eine möglichst delikate Art in die Hände zu spielen. Sie war ja in solchen Dingen eigentlich nicht schwierig, die liebe Tante, aber sie hielt etwas auf eine gentile Art, die der Empfängerin das Peinliche eines direkten Dankes ersparte.

Da überraschte es ihn einigermaßen, als die Baronin ohne jede weitere Vorrede, ohne alle zarte Scheu kurz herausagte: „Ich bin genötigt, mich an deine Hilfe zu wenden, Konstantin. Ich brauche eine größere Summe.“

„Du hast nur über mich zu befehlen, Tantchen,“ gab er rasch, in dem gleichen Ton zurück. „Ich war selbst im Begriff —“

Sie fiel ihm ins Wort. „Es handelt sich um Marianne. Sie soll zur völligen Erholung noch eine Zeit verreisen, und ich werde sie begleiten. Dabei halte ich es für wünschenswert, nicht irgend einen stillen Ort zu wählen, sondern mit ihr dorthin zu gehen, wo sie Zerstreuung findet, Anregung, Eleganz, Menschen. Ich dachte an Nizza.“

„Selbstverständlich Nizza,“ sagte Konstantin, als könne für die glücklich überwundene Lungenentzündung der kleinen Marianne gar kein anderer Erholungsort in Frage kommen. Bei sich aber fragte er: „Was steckt denn da dahinter?“ Denn etwas steckte dahinter.

„Ich habe meine Gründe für diese Reise,“ fuhr die Baronin fort, „und möchte sie ohne Verzug mit Marianne antreten. Und da es jetzt, wo ihr verlobt seid, vielleicht, nicht ganz korrekt wäre, wenn Almut allein hier bliebe, ich sie aber auch nicht mit mir nehmen kann, denke ich, du bist auch meiner Meinung, daß es das einfachste ist, Almut reist auf ein paar Wochen zu Tante Margaret, die sie gewiß gern aufnehmen wird.“

Konstantin war ganz der gleichen Meinung, daß es das einfachste und korrekteste sei, und daß die gute Tante Margaret Almut gern bei sich aufnehmen werde — gegen eine kleine Vergütung natürlich, die der feinsühlige Konstantin nicht vergessen würde.

Ohne daß weitere Worte darüber fielen, wußte das Frau v. Buchensee, und als nach kurzem Verweilen der Baron sich wieder entfernte, sah sie ihm fast zärtlich nach. Noblesse oblige! Wahrlich, keiner kam ihm darin gleich! Und Almut sollte es ihm vergelten, ja, das sollte sie! —

Leise vor sich hin pfeifend bummelte Baron Marolf wieder seiner Wohnung zu, um das gewünschte an seine Adresse abzufertigen. Eine wahrhaft feudale Art hatte sie doch, die gute Tante und demnächstige Schwiegermama, einem Menschen die Tausender abzuknöpfen. Ganz billig kam ihm „seine Familie“ gerade nicht, manchmal schon war's ihm des Guten fast ein bißchen zu viel geworden. Aber jetzt, wenn er den Zweck dieser

Nizzaer Reise richtig verstand, und wenn er erreicht wurde, da ließ er sich's gern noch ein übriges kosten!

---

Es war nicht Freude, noch einmal eine Gnadenfrist ihr eigen zu nennen, was Almut bei der Mutter Mittheilung, daß sie auf einige Wochen zu Tante Margaret aufs Land sollte, empfand. Sie brauchte keine Gnadenfrist mehr, denn sie war fertig mit sich geworden und wartete darauf, daß ihr Schicksal sich erfülle. Nur neue Unruhe schaffte es ihr, daß die Mutter mit Marianne nach dem Süden reisen wollte. War deren Zustand noch so bedenklich und fürchtete man gefährliche Nachwirkungen ihrer Krankheit?

Marianne hatte sich zunächst heftig gesträubt. „Ich will nicht fort, ich will nicht!“ Dann war sie nachgiebigeren Sinnes geworden und sagte es Jürgen Altringer, während sie leise hüstelnd die Hand auf die Brust preßte: „Ich will doch wieder ganz gesund werden. Manche Menschen bekommen auf eine Lungenentzündung die Schwindsucht und sterben daran. Und ich will doch nicht sterben, jetzt nicht mehr!“

„Du wirst wieder ganz gesund werden, Marianne, du mußt es,“ sagte er.

Sie mußte es! Wie hätte er sich sonst eine Zukunft denken können, die wie jetzt in jedem Tage ausgefüllt war von heimlichen Nadelstichen, von sanften, verzeihenden, zärtlichen Worten, deren jedes es doch ihm zurief: „Du bist fast zum Mörder geworden!“ — —

„Auf Wiedersehen, Marianne, und komme ganz gesund wieder!“ sagte er ihr beim Abschied, als sie, das Tüchlein gegen die Augen gepreßt, mit leidvollem, ahnungsangem Schluchzen noch einmal aus dem Wagen die schmale Hand ihm reichte. Frau v. Buchensee hatte nichts dagegen gehabt, daß er zum Bahnhof kam,



der Braut ein letztes Lebewohl nachzurufen. Amut war bereits gestern abgereist, wie Marianne Fürgen Ultringer gesagt hatte. —

„Nun, ist die Arme, Liebe abgereist?“ fragte Frau Sommer den Baumeister, als er vom Bahnhof wieder heimkam. Sie hatte ihm aufgelauert, ihr gutes Herz war voll von Theilnahme und Neugierde. So vielerlei drängte es sie zu wissen, über Marianne und auch wohin Baroneß Amut gereist sei, was wohl Baron Marolf zu der Trennung sage und ob das dann wohl später am gleichen Tage eine Doppelhochzeit geben werde, was sie bei Schwestern sehr schön und ergreifend finde.

„Ich glaube kaum,“ sagte Fürgen Ultringer rauh und ging eilig davon.

Mama Sommer aber sah ihm wehleidig nach und sagte zu Lore: „Der Arme! Wie ihn das mitgenommen hat! Ganz verwandelt ist er. So eine traurige Braut-schaft aber auch!“

Ach, was kummerten jetzt Lore Wendt alle Braut-schaften der Welt! Ihr sonst so flinkes Büngelein hatte kaum ein laues „Ja, schade!“ Und noch nicht einmal die wenigen Worte kamen ihr aus wahren Herzen, denn im Grunde waren ihr Leid und Freud' anderer Leute jetzt völlig einerlei. Wie wäre das wohl auch anders möglich gewesen bei einem Menschen, der am Morgen nicht wußte, ob er am Abend noch ein schützendes Dach über sich hatte.

Dafür wölbte sich über eines anderen schwarzlockigem Haupt das Sommersche Dach von Tag zu Tag schützend. Ja, er war da, der Flötist, und blieb da und hauste droben in seinem Atelier, als wäre er da von Kindesbeinen an zu Hause gewesen. Glatt und still hatte sich sein Einzug abgespielt, so und so oft war Lore ihm seither begegnet — ganz allein, ohne Zeugen,

niemals hatte er sie „wiedererkannt“, hatte auch nur mit der Wimper gezuckt. Das war unheimlich, nervenzerbohrend. Wenn er doch wenigstens verraten wollte, welche Untat er gegen sie im Schilde führte, wie er sich dafür, daß sie ihn verleugnet hatte, zu rächen gedachte! Und sie hatte ihn doch verleugnen dürfen, hatte ein Recht dazu! Ja, wäre er ihr richtiger, öffentlicher Bräutigam gewesen — aber so, wo er bloß ein heimlicher war — schließlich noch nicht einmal das, denn auf sein Flötistengehalt hin hätte sie ihn nie und nimmer geheiratet!

Diese Flöte! Ja, die war an allem schuld, die allein! Die hatte ihm am ersten Sonntag nach seinem Einzug eine Einladung zum Gänsebraten zu Frau Sommer eingetragen. Da hatte er dann nach Tisch seine Mattenfängerkunst gezeigt und in süßester, herzinnigster Weise auf seiner Gastgeberin Wunsch gespielt:

„Schöne Minka, ich muß scheiden —“

Dann das schöne Lied:

„Freut euch des Lebens —“

Still hatte Mama Sommer dazu in ihr Taschentuch geweint und dann versichert, es wäre herrlich gewesen.

Lore litt seitdem viel an Kopfschmerzen und konnte keine Musik vertragen, vor allem kein Flötenspiel. Die gute Frau Sommer begriff das nicht, auch nicht Lore's Antipathie gegen den höflichen Ateliermusikus. Sie sollte doch die Männerfeindlichkeit auch nicht zu weit treiben.

Lore hätte an den Wänden hinauffklettern können bei dieser Ermahnung. Das hielt sie nicht aus auf die Dauer — das nicht! Lieber sich bezwingen und noch einmal an sein einst doch so gutes Herz pochen!

Und sie lief ihm einmal mitten in den Weg, wo niemand sie beide sehen konnte.

„Gansel, warum willst du denn ein so schlechter Mensch sein und gerad mir was antun? Und das willst du doch, gelt? Sonst spieltest du die Komödie vor meiner guten, ahnungslosen Wohlthäterin doch nicht. Ich bitt' dich aber, Gansel, bei meiner einstigen treuen Liebe zu dir: verschwinde aus meinem Leben! Es kann nichts werden zwischen uns zweien und — und — Mama Sommer adoptiert dich auch nicht. Einen Sohn hat sie nie gewollt.“

In den schwarzen, hübschen, durchtriebenen Augen des Flötisten bligte es vergnügt, dann war sein Antlitz undurchdringlich wie zuvor.

„Mein Fräulein, Ihr Interesse für mich ehrt mich. Mit meiner Flöte will ich Ihnen zu danken versuchen, wenn ein armer Musikant das einer vornehmen jungen Dame, wie Sie es sind, gegenüber vermag.“

Damit ging er, sich tief verneigend, an ihr vorüber, und sie ballte die Fäuste ihm nach und kriegte Herzschmerzen vor unterdrücktem Zorn.

Am Abend hatte er nicht im Orchester zu spielen und saß mit Mama Sommer und Lore auf der herbstlich kühlen Terrasse. Später gesellte sich auch noch der Baumeister hinzu, schaute ebenfalls schwermütig auf die Flöte und sagte, daß er gern ein Weilchen zuhöre.

„Alle Leute sind verhext von dem Rattenfänger!“ dachte Lore und wartete beklommen der Dinge, die da kommen sollten.

Für sie spielte er diesmal — das ahnte sie wohl. In der dunkelsten Ecke in einen Sessel gekauert saß sie und beobachtete ihn. Wie seine Stirnlocke in der wehenden Abendluft auf und nieder schaukelte! Dieselbe Stirnlocke hatte sie auch und ebenso schwarz,

Eigentlich sahen sie einander ähnlich — zwei fahrende Zigeuner.

Da hob er die Flöte und spielte.

O, sie kannte das Lied, und er wußte, daß sie es kannte.

„Reichtum allein tut's nicht auf Erden,

Das ist im Leben weltbekannt — ja weltbekannt —“

Tief, tief neigte Lore das Zigeunerköpfchen.

Mama Sommer aber sagte, während sie gütig lächelte: „Blasen Sie doch, bitte, auch wieder mein Lieblingsstück, lieber Holbeek.“

Und er blies:

„Über allen Wipfeln ist Ruh' —“

blies, daß es wie Lenzesäufeln klang und wie ein süßer, schwermutsvoller Hauch verwehte:

„Warte nur, balde, balde

Ruhest du auch.“

Frau Sommer aber gedachte ihrer Jahre und weinte. Selbst Altringer mit seinem schmalgewordenen Gesicht starrte düster vor sich hin, und Lore wagte kaum zu atmen, um die allgemeine Nührung nicht zu stören.

Wie gesagt, es war ein recht vergnügter Abend, den sie unter dem Zauber des Flötenspiels miteinander verbrachten. —

Und solche Abende wiederholten sich. Die gute Frau Sommer hatte in ihrem ganzen langen, sorgenlosen, goldumränderten Leben nicht so viel geweint wie jetzt. Mochte es nun daher kommen, daß ihr Dasein der ernsthaften Tränen gänzlich entbehrt hatte, jedenfalls schuf ihr die eigene Nührung viele glückliche Stunden.

Lore fürchtete nachgerade für ihren Verstand. Sie brauchte die Flöte nur zu sehen, so wurde ihr übel.

„Daß er das aushält, daß er's selber aushält!“ dachte sie tausendmal. So ausdauernd war doch nur die Rache. Und so einer hatte von Liebe gefaselt! Von Liebe!

Wenn Lore daran dachte, seufzte sie. Die allgemeine Nüchternung begann sie anzusteden. Bis einmal ein Tag kam, wo sie in ihren Tränen fast ertrank. Und warum? Um ihn, den Mephisto, der sie aus dem Herzen, dem goldenen Herzen ihrer Wohltäterin zu reißen trachtete, um sich selber hineinzubringen!

Eine spitze Antwort hatte sie ihm einmal gegeben, nichts weiter, da fuhr die allzeit gütige, allzeit sanftmütige Frau Sommer, sobald sie wieder allein mit Lore war, auf diese ein: „Ungezogenheiten in meinem Hause verbitte ich mir — verstanden? Ich verlange Höflichkeit den Menschen gegenüber, die bei mir aus und ein gehen. Unbegründete Antipathien sind unchristlich, auch einem Mann gegenüber — verstanden?“

Lore stand da, als spalte sich die Erde vor ihr. Und das um diesen Elenden, diesen Verlogenen!

„Mamachen, Mamachen Sommer!“ begann sie zu wimmern.

„Nichts da Mamachen!“ tönte es unerbittlich zurück. „Die Ehre dieses Rechtes, mich so zu nennen, weißt du nicht zu schätzen! Aber ich sage dir, andere würden es tun. Auch ein Mann würde sich glücklich schätzen, nähme ich ihn an deiner Stelle an mein Mutterherz.“

Ein Schrei gellte auf, und Lore umklammerte der taumelnden Frau Sommer Schultern, als wolle sie die zermalmen. „Dann brächt' ich ihn um — ja, ich brächt' ihn um!“

Die leidenschaftlich geäußerte Anhänglichkeit besänftigte zwar Frau Sommer ein wenig, so daß sie abwehrte: „Nun, nun — noch ist's nicht so weit!“ Immerhin aber ließ sie nicht ab, von Lore das Ver-

sprechen zu fordern, von heute an Herrn Hans Holbeck mit Artigkeit und Freundlichkeit zu begegnen.

Sie versprach es mit funkelnden Augen und knirschenden Zähnen.

„Mit Freundlichkeit also, Kind!“ wiederholte eindrucksvoller die Unerbittliche und tippte Lore mit dem dicken Zeigefinger mitten aufs Herz.

„Mit Freundlichkeit!“ sagte die und sah aus, als schlucke sie Gift.

Dann aber warf sie sich in ihrer Stube auf ihr Bett und schluchzte, daß man es häuserweit hätte hören können.

Da klangen plötzlich von droben her durch das geöffnete Atelierfenster leise, wohlbekannte, o nur zu unglücklich wohlbekannte Töne an ihr Ohr.

„Ach, wie ist's möglich dann,  
Daß ich dich lassen kann!  
Hab' dich von Herzen lieb,  
Das glaube mir.“

### Dreizehntes Kapitel.

Konstantin v. Marolf hatte die Zeit, während der Almut verreist war, dazu benutzt, das Heim zu rüsten, in das er sein junges Weib zu führen gedachte. Auf seinem Gute waren verschiedene Neueinrichtungen getroffen worden, und in der Stadt, wo er nach wie vor einen Teil des Jahres zu verbringen gedachte, hatte er eine elegante Etage gemietet, die er dem gesellschaftlichen Zuschnitt gemäß, den er seiner Ehe zu geben gedachte, sich einrichtete. Er hatte eben die letzte Hand an alles gelegt, als eine Depesche der Baronin Buchensee ihre und Almut's Rückkehr für den Abend meldete. Marianne verbleibe zunächst noch unter Obhut einer

befreundeten Familie in Nizza. Nun, so feierte man eben ohne Marianne als Brautjungfer Hochzeit. Konstantin war so wie so nicht für feierlichen Hochzeitszug mit Blumenstreuen und poetischer Weihe. Nur gut, daß jetzt die langweilige Warterei ein Ende hatte!

Hatte er Bräutigamsfieber? Lachend fragte er sich's, als er zum Bahnhof eilte, um die Heimkehrenden zu empfangen.

Tante Buchensee, die zuerst ausstieg und ihn zärtlich begrüßte, kam ihm ganz verjüngt vor; sie trug geradezu etwas von Pariser Schick an sich in den wallenden Falten ihres weiten, seidengefütterten Mantels und dem leisen feinen Parfüm, das sie umgab.

„Guten Abend, Konstantin,“ sagte Amut, die jetzt auch erschien, und reichte ihm die Hand. Gerade, als hätten sie noch beim Mittagessen sich gegenübergefressen und sähen sich nun zum Abendbrot wieder.

Ungestim, wie er es nie zuvor getan, zog er sie an sich. „Ein wenig nachdrücklicher sagen zwei, die fast sechs Wochen lang nacheinander geschmachtet haben, sich doch beim Wiedersehen Willkommen!“

Und heiß brannten seine Lippen auf den ihren.

Frau v. Buchensee hatte ihnen den Rücken zugekehrt und übergab einem Dienstmann die Sorge für das Handgepäck.

Amut aber sah Konstantin an mit Augen voller Furcht. Wie war er so anders heute, als sie es bisher an ihm gewohnt war!

Doch als er in dem Wagen, der sie nach Hause brachte, ihnen gegenüber saß, hatte er wieder ganz seine übliche, liebenswürdig galante, aber ein wenig lässige Art. Die Reiseumüdigkeit der beiden Damen respektierend, verabschiedete er sich nach kurzem Beisammensein mit einem fröhlichen „Auf morgen!“ —

Am anderen Tage, nachdem er sich bereits mit Frau v. Buchensee verständigt, fragte er Almut: „Würdest du sehr darauf brennen, Schatz, unsere Hochzeit mit dem ganzen Pomp von Brautgefolgschaft zu umgeben, oder bist du mit mir der Ansicht, daß Heiraten eine Sache ist, die nur zweie angeht? Wär's dir also recht, wenn wir das so ganz im engsten Kreis draußen auf Neubrüd abmachen? Dann wär's nicht nötig, erst abzuwarten, bis Marianne von Nizza zurückkommt. Das obligate Festdiner gäben wir dann den lieben Freunden und Bekannten bei unserer Rückkehr von der Hochzeitsreise.“

Ob es ihr recht war! So blieb ihr also das Bitterste erspart, vor dem sie heimlich gebangt hatte wie vor etwas Unmöglichem, Unerträglichem: an ihrem Hochzeitstag Marianne, die ihr den Kranz aufsetzte, Jürgen Altringer, der als Mariannes Bräutigam Zeuge sein mußte, wie sie Konstantin v. Marolf ihr Jawort gab. Das also blieb ihr erspart!

Es blieb ihr auch erspart, bei den nun für die Hochzeitszurüstungen nötigen Ausgängen mit der Mutter Jürgen Altringer zu begegnen. Einer der wöchentlich zweimal an ihn gelangenden kleinen Briefe Mariannes, die im Grunde nichts waren als sanft klagende Krankheitsberichte, hatte ihm der Mutter Rückkehr gemeldet, während sie selbst auf dringenden Willen des Arztes noch im Süden verbleiben müsse.

Altringer schrieb daraufhin an die Baronin und bat sie, ihm selbst die Zeit zu bestimmen, wann sie ihn empfangen wolle. Eine Karte kam zurück des Inhalts, daß eine bestimmte Zeitangabe ihr für den Augenblick unmöglich sei, da die Vorbereitungen zu Almut's Hochzeit sie völlig in Anspruch nähmen. Von Marianne kein Wort.



Er preßte ein paar Sekunden die Hand an die Stirn und ging an seine Arbeit. —

Alle Vorbereitungen zur Hochzeit waren getroffen, die kleine Gutskirche auf Neubrüd für die Trauung geschmückt. Frau v. Buchensee war bereits am Abend zuvor mit Amut hinausgefahren, Konstantin wollte erst kurz vor der Trauung aus der Stadt kommen.

Mariannes durch Krankheit bedingte Abwesenheit gab nach außen hin die Erklärung dafür, daß man die Hochzeit nur im allerengsten Familienkreise abhielt. Das Fernbleiben von Mariannes Bräutigam aber wurde begreiflich durch eine unaufschiebbare Berufsreise, die Altringer einen Tag vor der Eheschließung antreten mußte.

---

In dem für die künftige Baronin Marolf gerichteten Toilettenzimmer stand Amut. Die neuengagierte Jose hatte ihr beim Ankleiden geholfen und sie dann allein gelassen.

In Franz und Schleier stand sie da und wartete des Bräutigams — ohne Tränen, ohne ein letztes leidenschaftliches Aufbäumen gegen aufgezwungenes Schicksal. Nur voll tiefen Ernstes, die Hände ineinandergefaltet, stand sie am Fenster und blickte in den Park hinaus, auf dessen entlaubten Bäumen starrer Frostreif lag.

„Amut!“

Der Mutter Stimme. Frau v. Buchensee war eingetreten und stand hinter der bräutlich Geschmückten. Sie wandte den Blick nicht.

Da legte der Mutter Hand sich sanft auf ihre Schulter. „Amut — Kind!“

Noch immer kein Herumwenden der schleierumhüllten Gestalt.

In der Freifrau Stimme kam es wie leises Schluchzen. „Almut, der Tag heute wird dir noch einmal als deines Lebens Glückstag erscheinen. Es hat noch immer einem Kinde Glück gebracht, wenn auf ihm der Eltern Segen ruht. Denke daran, daß in dieser Stunde vom Himmel hernieder dein Vater in Liebe auf dich schaut. Und wie er dich segnet, so segnet dich auch —“

Da hatte Almut sich plötzlich herumgekehrt und sah mit großen Augen die Mutter an. „Ich glaube, Konstantin ist gekommen.“ Und ihr Haupt beugte sich in den Nacken zurück, als lausche sie dem Räderrollen, das drunten auf dem Kiesweg aufklang und nun wieder verstummte.

Der Freifrau Arm, der die Tochter umschlang, sank herab, der Segen auf ihren Lippen blieb unvollendet. Sie wurde bleich, ihre Lippen zuckten, beschwörend stieß sie hervor: „Almut —“

„Ja doch, Mutter, es ist ja gut, es ist ja alles gut. Konstantin kommt die Treppe herauf.“

Noch einmal glitt der Freifrau scheuer Blick über Almut hin. Sie sah so ruhig aus, als wäre wirklich alles ganz gut. Was sollte sie noch sagen, was konnte sie noch sagen? Durch eine Seitentür ging sie hinaus.

Als Konstantin v. Marolf nach raschem Anklopfen in das Zimmer trat, stand Almut allein. Einen Schritt tat er auf sie zu und blieb dann stehen, überwältigt, völlig benommen von ihrem Anblick.

Die schimmernd fließende Seide des weißen, schleifenden Gewandes, der duftzarte Schleier, der sie umhüllte, auf dem leuchtenden Gold des Hauptes die grüne Krone mit den weißen Blütensternen und in dem Antlitz, das still ihm entgegenschaute, dieser wunderbare Ausdruck!

„Almut, Schön-Almut — nun bist du mein!“

„Ich will dir eine gute Frau werden, Konstantin. Das helfe mir Gott!“ sagte sie, und ihre Stimme schwankte nicht.

An seinem Arme ging sie mit ihm in den Familienaal hinab, wo nebst der Mutter noch die beiden Trauzeugen, ehemalige Freunde des verstorbenen Barons v. Buchensee, ihrer warteten. Rundum standen reiche Blumenspenden, mit denen Freunde und Bekannte ihre Glückwünsche ausdrückten. Eine neue Gabe war eben noch hinzugekommen und stand allein auf der roten Samtdecke des großen Mischeltisches. Ein Arrangement von wundervollen weißen Rosen. Lauter weiße, blasse Rosen, wie man sie über Gräber schüttet.

Almut brauchte keinen Blick auf die Karte zu werfen, die zwischen den Blüten lag. Sie wußte, das war Jürgen Altringers Glückwunsch. —

Eine Stunde später war sie Konstantin v. Marolfs Frau, vor Standesamt und Kirche ihm angetraut. Noch ein paar Stunden weiter fuhr sie im geschlossenen Wagen mit ihm zur Bahn.

Die Freifrau v. Buchensee stand allein auf dem Bahnsteig. Es war ein rascher Abschied gewesen — gottlob, daß er vorüber war! Wenn Almut mit ihrem Gatten von der Hochzeitsreise zurückkam, dann würde nicht mehr dieser unsichtbare Bann zwischen Mutter und Tochter stehen, der sich jetzt bei dieser letzten Umarmung zwischen beide geschoben hatte wie eine starrende Wand. Dann würde Almut v. Marolf der Mutter danken, daß sie nach des sterbenden Vaters Willen ihres Kindes Glück erzwungen.

\* \* \*

Sie hatten Italien durchreist, waren ein Stück die afrikanische Mittelmeerküste entlang gefahren, von Schön-

heit zu Schönheit — und eines Tages ließ Konstantin beobachtend den Blick auf seinem jungen Weibe ruhen und sagte: „Du siehst ein wenig angegriffen aus, bist du vielleicht reisemüde?“

Almut wandte die Augen, die weit hinweggegangen waren über die blauende Unendlichkeit des Meeres, ihm zu und sagte leise: „Ich weiß nicht — vielleicht ein bißchen.“

Er nickte. „Ja, es war etwas viel des Herumzigeunerns. Auch ich habe eine gewisse Sehnsucht danach, daß wir uns in den Schutz unserer heimischen Senaten begeben.“

Heim! — Die Weite vor ihr wurde plötzlich noch ferner, fremder.

Aber sie sagte doch: „Ja, Konstantin, wir wollen heim.“

Vielleicht wurde es besser, wenn sie erst daheim waren — ja, gewiß wurde es besser! —

Ohne Aufenthalt waren sie heimgekehrt. Nicht in die Gutsstille von Neubrück, wie Almut es gewünscht hätte, sondern in ihre Stadtwohnung.

„Das Leben erlegt Pflichten auf, und wir müssen uns der lieben Mitwelt doch endlich als Vermählte vorstellen,“ sagte Konstantin.

Das Hochzeitsmahl wurde in glänzender Weise nachgeholt. Mariannes Abwesenheit ließ es korrekter scheinen, auch Jürgen Altringer nicht dazu einzuladen. Doch später, als auf die empfangenen Besuche die Gegenbesuche kamen, hatte eines Tages Baron Marolf auch zu Jürgen Altringer seine Karte hinaufgeschickt.

Almut lehnte sich tiefer in den Fond des Wagens zurück, als sie ein paar Tage später mit ihrem Mann an dem Dombauplatz vorüberfuhr. Bei der Heimkehr fanden sie zwei eingebogene Visitenkarten vor, die

Jürgen Altringers Namen trugen. Man hatte sich bei den Besuchen eben gegenseitig verfehlt.

Marianne aber weilte noch immer an der Riviera. Wenn Konstantin Frau v. Buchensee, die er jetzt Mama nannte, fragte, wann sie denn zurückkäme, da schaute diese mit undurchdringlichem Gesicht vor sich hin und sagte: „Noch weiß ich es nicht.“

Almut fragte nicht — in Worten nicht, stumm aber riefen ihre Gedanken unablässig die Schwester zurück. Warum kam sie nicht, warum wurde sie nicht endlich Jürgen Altringers Frau? Sie war doch so bedenklich krank nicht mehr. Warum dann aber kam Marianne nicht zurück? Warum mußte die Wartezeit mit ihrem lastenden Druck für jeden so lange währen? Man fand sich mit Geschehenem leichter ab, fand sich hinein in sein Schicksal.

Fand man sich wirklich hinein?

Ja, sie versuchte es, sich hineinzufinden in ihre Ehe, wollte es zwingen mit aller Kraft des Willens und der treuen Pflichterfüllung, hätte es ja auch vielleicht gezwungen, hätte sie Pflichten zu erfüllen gehabt, andere, ernsthaftere Pflichten als die eine: nur immer schön zu sein, nur immer da zu sein für den ungeliebten Mann, der auch immer da war, dem das Leben ein Spazierweg war, auf dem er das schöne Weib an seinem Arme mit sich führte wie ein kostbares Schaustück, das seines Besitzers Wert erhöht.

„Woran denkst du?“ fragte Konstantin v. Marolf, wenn sie so still saß und auf den langen, langen Weg hinauschaute, darauf der Mann an ihrer Seite immer da war — immer da.

Sie fuhr zusammen bei seinem Fragen. „O nichts — an nichts dachte ich.“

Manchmal kam ihm darüber fast der Bohn. Sprach

sie die Wahrheit? War wirklich so viel Gefühlsindolenz in ihr? Hätte sein Blick ihn so getäuscht? Oder hatte ihr früheres Wesen sich so völlig verändert?

„Kühle Blonde!“ nannte er sie einmal halb scherzend, halb ärgerlich, und wieder sah sie ihn an mit dem stillen, merkwürdigen Blick.

Da lachte er kurz auf und gab ihr einen Klaps auf die Wange. „Recht hast du, ein Schelm gibt mehr, als er hat!“

Ihr Singen hatte sie wieder aufgenommen. Allerdings nicht so ohne weiteres. Konstantin mußte sie erst mehrfach darauf verweisen, daß der kostbare Flügel, den er ihr für das Musikzimmer gekauft, nicht ungenützt verkommen dürfe. Und dann einmal, als sie ganz allein war, hatte sie den Flügel geöffnet, nur mit einer Hand eine einfache Begleitung gespielt und dazu ganz leise zu singen begonnen. Sie zuckte zusammen, als sie die eigene Stimme hörte. Es klang wie Geisterhauch aus einem Grabe. Voll Hast schloß sie den Flügel wieder und stand auf.

Aber sie begann das tastende Spielen, das heimliche Singen immer von neuem. Und einmal war's ihr, als höre sie ganz deutlich neben sich eine Stimme sprechen: „Musik — die Trösterin einsamer Seelen!“

Da sang sie zum ersten Male wieder ganz leise ein Lied.

Konstantin kam dazu. „Aha, heimtückisch hinter meinem Rücken also! Nee, Schatz, ich lass' mich gar zu gern in Schlummer singen — das ist noch so ein kindlicher Nest in mir von den Jugendtagen her.“

Nun sang sie manchmal in den Abendstunden in seiner Gegenwart.

**Vierzehntes Kapitel.**

Sie waren bei einem hohen Staatswürdenträger zur Soiree geladen, und Almut hatte sich dafür geschmückt, wie ihr Mann das liebte, wenn er sich mit ihr in Gesellschaft zeigte. Zu dem weißen Spitzenkleide hatte sie heute zum ersten Male die kostbare Perlenkette um den Hals gelegt, den alten Buchenseet Familienschmuck, den die Freifrau durch alle Wechselfälle zu erhalten gewußt hatte. An ihrem Hochzeitstage hatte sie Almut den Schmuck gegeben, denn einen greifbaren Wert sollte sie jedenfalls mit in die Ehe bringen. Der alte Aberglaube, daß Perlen Tränen bedeuten, der Almut so bitter gekommen war, als ihr die Mutter den Schmuck überreichte, ließ sie ruhig. Heute ließ sie auch der Gedanke ruhig, der sonst bei jedem Ausgang mit ihrem Manne furchtsam in ihr fragte: würden sie vielleicht heute Jürgen Altringer begegnen? In der exklusiven Soiree des Abends traf man sich wohl nicht.

Ihr Leben floß nicht in äußerer Trübsal dahin, es ging ganz lustig dabei zu. Sie hoßte nicht im Winkel drinnen und weinte. Noch keine Träne war in ihre Augen gekommen, seit sie Konstantins Frau geworden — und das war nun schon fünf volle Monate her, fünf Monate, die ihr deuchten wie fünf Jahre, fünf lange Ewigkeiten. Manchmal saß sie und starrte wie in der ersten Zeit ihrer Ehe vor sich hin. Ging das nun immer so weiter — immer, solange ein Menschenleben gerade dauerte? Zuweilen auch sprang sie auf mit ungestümer Geberde, als müsse sie etwas von sich stoßen, von sich schütteln, etwas zerreißen, das ihr Leib und Seele in Fesseln schnürte, unter denen sie fast zerbrach. —

Der Gesellschaftsabend begann wie alle seinesgleichen und ging im üblichen Rahmen weiter. Dann aber kam eine Störung in das Programm. Die Primadonna des Opernhauses, die den Gästen einen musikalischen Genuß bieten sollte, hatte wegen plötzlicher Unpäßlichkeit abgesagt, und Ersatz hatte sich in der Eile nicht finden lassen.

Bedauernd teilte es die Gemahlin des Gastgebers einem Kreise von Herren und Damen mit und wandte sich dann mit viel Liebenswürdigkeit Almut zu, die außerhalb des Kreises stand.

„Sollten Sie uns nicht für die Einbuße entschädigen können, meine liebe Baronin? Von mehreren Seiten schon habe ich von Ihrer schönen Stimme gehört.“

Almut wurde ein wenig blasser. Sie wollte ablehnen, doch schloß sie die schon geöffneten Lippen wieder und blieb stumm. Ihre Augen aber gingen zu dem entgegengesetzten Ende des Saales, wo der Hausherr stand, mit besonderer Herzlichkeit einem verspätet eingetroffenen Gaste die Hand schüttelnd.

Jürgen Altringer war dieser Gast.

Und Almut erschrak nicht. Wundersam, wie ruhig sie sein Anblick ließ! Als hätte sie seit Monaten diesen Augenblick des ihn Wiederfindens vorangelebt. Nur seine Stimme glaubte sie wieder neben sich zu vernehmen: „Ich möchte Sie wohl einmal singen hören, Almut — ja, das möchte ich!“

Der sie nochmals bittenden Dame des Hauses wandte ihr Blick sich wieder zu, und mit einem anmutigen Neigen des Hauptes sagte sie: „Gern, Erzellenz, wenn Sie mit mir fürliebnehmen wollen.“

Konstantin v. Marolf machte ein sehr erstauntes Gesicht, als er neben dem intonierenden Musiker am Flügel seine Frau stehen sah. Gedachte sie hier zu



singen? Er wußte nicht recht, woher das scharfe, unbehagliche Gefühl ihm dabei kam. Zudem — sie hatte in letzter Zeit ja gar nicht mehr geübt.

Da hatte sie schon zu singen begonnen, und beim ersten Tone, der die hie und da noch leise plaudernden Gruppen verstummen und aller Blicke sich hin zum Flügel wenden ließ, wußte er's: blamieren würde Almut sich nicht.

Ein wenig seitwärts, doch so, daß er deutlich ihr Gesicht beobachten konnte, ließ Marolf sich nieder.

Mignons Sehnsuchtsklage sang sie: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn —“

Ein Männerkopf, der bisher der versammelten Gesellschaft noch keine Aufmerksamkeit gewidmet, suchte herum, und die hausherrliche Erzellenz, das Gespräch unterbrechend, sagte erfreut: „Ah, sieh da, unsere schöne Baronin — da hört man Schön-Almut also auch einmal singen!“

Er machte eine Handbewegung gegen zwei Sessel hin und ließ sich selbst behufs besseren Zuhörens in dem einen nieder.

Jürgen Altringer nahm nicht auf dem anderen Platz. Zur Wand trat er zurück und lehnte sich dagegen. Schön-Almut! Wiederum hörte er diesen Namen!

Almut sang. Sie sang für ihn, allein nur für ihn! Das wußte er. Das stürmisch aufbrausende Herz rief es ihm zu: für dich, nur für dich! Früher, als er sie, hatte sie ihn erblickt.

Er sah sie wieder, sah sie nicht mit den Augen allein, sah sie mit jeder Faser seiner Seele. In ihren Zügen suchte er zu lesen, die Antwort zu finden auf das, was in all den Monaten in ihm gefragt: Wie trug sie's? War sie unglücklich, oder war sie nur — nicht glücklich?

Sie sang. Nein, nicht sie, die Sehnsucht sang.

Bewegungslos saß Konstantin v. Marolf da und sah zu seiner Frau hinüber. So also konnte sie singen — so! Wo nahm sie nur diese Töne her, und wo nahm ihr Gesicht den Ausdruck her, der so sehr zu dem wehen Schluchzen in der Stimme paßte? Wie konnte ein Mensch, dem doch nichts abging, so singen? Und wohin schaute denn dieser leidverlorene Blick, diese zitternde Sehnsucht, wonach rief sie?

Fast feindselig stieg es in ihm auf.

Was für eine unbekannte Welt war denn das, in die hinein sie alles trug, was er selber vergeblich bei ihr suchte: das Leidenschaftsbewegte Leben, die innere Glut?

Als wolle er ihr die Augen zurückzwingen, in eine andere Richtung reißen, so zwang sein Blick sich an den ihren und hing plötzlich starrend in der Luft.

Dort drüben war ja ein anderes Augenpaar mit diesem gleichen, schluchzenden, schreienden Sehnsuchtsblick. Aus einem bleichen, leidumdüsterten Gesicht sprang es heraus. Altringer war es, der dort drüben stand.

War der denn hier? War er's, an den sich's richtete — ihr Singen:

„Dahin — dahin möcht' ich mit dir, du mein  
Geliebter, ziehn —“

Ein paar Augenblicke lang sah Marolf gar nichts mehr. Ein rotes Wogen war vor seinem Blick, drin alles verging, auch sein Denken. Dann war auf einmal alles wieder verschwunden, und er fuhr sich mit der Hand an die Stirn.

War er denn eben verrückt gewesen?

Dort stand Almut, die zu singen aufgehört hatte

und verlegen dem musikenthusiastischen Hausherrn wehrte, der ihr stürmisch die Hand küßte.

Und dort hinten stand der Bauherrliche, starrte zu Boden und gedachte zweifelsohne der fernen Herzallerliebsten — im Land, wo die Zitronen blühn!

Die ganze Gesellschaft aber brach in stürmischen Beifall aus und verlangte ein zweites Lied.

Doch Ulmut schüttelte den Kopf. Ein Wort dazu sagte sie nicht. Wenn sie gesprochen hätte, die Tränen wären hervorgestürzt.

Wie sah er aus! O Gott, wie sah er aus! Was hatten diese Monate ihm getan!

Da stand ihr Mann an ihrer Seite und sagte irgend etwas zu ihr. Sie nickte dazu. Wozu sie genickt, wußte sie nicht.

Dann sprach sie wieder, gab Antwort auf das, was andere zu ihr redeten, lächelte dabei leise mit blassen Lippen, dachte bei jedem neuen Wort: ob jetzt Jürgen Altringer zu ihr herantrat? Er mußte es ja tun, der Form halber mußte er sie begrüßen.

Ja, dort kam er über den Saal herüber. Doch er blieb wieder stehen. Einer war ihm in den Weg getreten — Konstantin, ihr Mann. Die beiden begrüßten sich. Sie reichten sich nicht die Hand, doch sie begrüßten sich, tauschten höflich korrekt ein paar Worte. Dann kamen beide auf sie zu, Seite an Seite.

(Fortsetzung folgt.)





# Die Perlenkette.

Die Geschichte vom Klaus und der Dörte.

Von E. Fahren.

Mit Illustrationen  
von Richard Wahn.



(Nachdruck verboten.)

**D**ie Larssens saßen schon seit undenklichen Zeiten auf Ginstorp und hatten sich in bescheidenem Wohlstande erhalten, obgleich ringsum gar manches Gut aufgeteilt wurde oder herunterkam.

Das kam daher, daß die Larssens ihre persönlichen Ansprüche zurückschraubten, je teurer das Leben im allgemeinen wurde. Trotzdem gab es noch manches, davon ging man nicht ab, das gab man nicht her, so sehr auch schlechte Zeiten dazu drängten.

Dazu gehörte vor allen Dingen die wunderschöne alte Perlenkette, die einst durch Erbschaft in den Besitz der Familie gekommen war, und die wie ein Heiligtum gehalten und geliebt wurde. Nur bei festlichen Anlässen, bei Hochzeiten oder Taufen trug sie die jeweilige Frau Larssen; außerdem wurde sie manchmal Gästen gezeigt, wenn man nach den Larssenschen Mastkälbern und den berühmten Truthühnern noch etwas ganz Überwältigendes vorführen wollte.

In der Gartenstube im Glaschrank stand ein Schrein

aus schwerer Bronze, und darin ruhte die herrliche Kette; das wußten die Verwandten und intimen Bekannten längst.

Dörte Wengers, die von der Großmagd zur Wirt-



schafterin aufgerückt war, hatte die Kette sogar einmal leibhaftig in der Hand gehabt, als ihr Fräulein sie zur Hochzeit eines Betters anlegte. „Was mag wohl so 'n Ding wert sein?“ hatte sie gefragt. Und

das Fräulein hatte ihr darauf eine fabelhafte Summe genannt, die in Dörtes Kopf nicht viel anders aussah als die fünf Milliarden vom Kriege, von denen sie als junges Ding so viel reden gehört hatte.

Damals hatte Dörte auch Klaus Betersen, dem Großknecht, und Wilm Brandt, dem Faktotum des Gutes, der als Gärtner, Kutscher und Fischer seinen Mann stellte, von der Kette erzählt. Beide hatten große Augen gemacht, und dann hatte Klaus seine Pfeife von einem Mundwinkel in den anderen geschoben und gesagt, auf so 'nen Kram gäbe er gar nichts; worauf sofort Wilm spottete und sagte, natürlich, das, was schmucken Mädchen gefiele, davon hätte Klaus keine Ahnung!

Dergleichen sagte er aber nur Dörte zu Gefallen, mit der er sehr scharmierte und die ihn auch so gut leiden mochte, daß sie ihn dem ungelenkten Klaus gegenüber sichtlich bevorzugte.

Ja — und dann kam ein Sonntag, an dem die Herrschaft nicht zu Hause war, nur Dörte saß in ihrer Stube.

Und als dann das Fräulein nach Hause gekommen war und in die gute Stube trat, da war die Tür zum Garten offen — und eine Scheibe in dem Glaschrank war zerbrochen, und der bronzene Schrein lag zerbrochen am Boden.

Die Perlenkette aber war fort.

Sie blieb auch verschwunden, obgleich sofort das ganze Dorf alarmiert wurde.

Leider gab es damals weder Zweiräder noch Telephone, mit denen man einen Dieb hätte verfolgen können. Überdies wußte man ja auch gar nicht, in welcher Richtung man suchen sollte.

Hamburg war nicht so weit, und die schönen Perlen

konnten ebensogut dort wie jenseits des Meeres verkauft werden.

Der Diebstahl rührte alle Larssens und auch noch eine Anzahl anderer Leute, die es eigentlich nichts anging, lange auf.

Wo aber war die Perlenkette geblieben?

\* \* \*

Nun waren bereits zwanzig Jahre darüber hingegangen, aber Dörte Wengers kam noch immer nicht darüber hinweg, obwohl sie es all die lange Zeit her versucht hatte: der Diebstahl war unaufgeklärt geblieben, und sie war doch nun einmal ganz allein im Hause anwesend gewesen!

Nein, sie beruhigte sich innerlich nicht darüber, wenn sie auch äußerlich nicht mehr viel merken ließ.

Sie hatte nun schon so dünnes, graues Haar, und ihre gestärkte Haube und die Brille und die großen Adern auf den dürren Händen erzählten von dem herannahenden „wirklichen Alter“, was nach Dörtes Meinung erst stark nach sechzig begann. Aber es stand mit greulichen, brennenden Buchstaben in ihrem Herzen geschrieben, daß da so eine Art von Verdachtsfleden auf ihrer Ehre lag. Dann ist es eben kein Wunder, wenn man nicht darüber wegstommt.

Ihre allzeit gütige Herrin, das ebenfalls unverheiratet gebliebene Fräulein Larssen, wußte nichts von dem nagenden Wurm in Dörtes Seele. Wie sollte sie auch? Fräulein Larssens Seele war selbst so still wie der glatte Spiegel des Sees auf ihrem kleinen, glatten Gute — alles korrekt und ordentlich und durchsichtig. Und da gewöhnlich Welt und Menschen gerade jenes Gesicht zeigen, das wir selbst hinausreflektieren,

so war es auch kein Wunder, daß von Dörtes heimlicher Pein das alte Fräulein nichts ahnte.

In ihrem Wirtschaftserinnenstübchen, das nun schon fast zweihundert Jahre lang immer Wirtschaftserinnenstübchen gewesen war, saß Dörte und blickte in den Garten hinaus.

Denn es war Feierabend, und Fräulein Larssen saß drüben bei Pastors. Das war Dörtes Nachdenkstunde. Und es war ganz erklärlich, daß sie dann wieder und wieder an jenes eine, einzige dramatische Erlebnis ihres schlichten Lebens dachte. An den Diebstahl nämlich.

Ganz deutlich erinnerte sie sich des warmfeuchten Herbstabends. Herr Larssen, der Vater ihres Fräuleins und der letzte männliche Larssen, der hier auf Ginstorp herrschte, war zur Stadt gefahren. Dörte wunderte sich schon damals, was die Mannsleute ewig in der Stadt zu suchen hätten. Ihr Fräulein aber war wie gewöhnlich bei Pastors gewesen. Dort wurde das ganze Jahr hindurch für die Weihnachtsbescherung geschneidert. Das war alte Tradition und wurde von jedem Geistlichen, der auf Ginstorp die Seelsorge versah, innegehalten; ebenso wie es Tradition war, daß dabei die weiblichen Larssens das ganze Jahr hindurch halfen.

Also war damals Dörte allein im Haus gewesen, gerade wie heute. Der Großknecht und der Junge waren im Wirtshaus — „wo werden sie nicht!“ dachte Dörte — und es war so still überall, daß man im Garten die Tropfen von einem Blatt zum anderen fallen hörte; denn es hatte am Nachmittag geregnet, und nun gab es in der Efeuwand an Dörtes Fenster das behagliche Tropfenkonzert, das sie so gut leiden mochte.



Auch heute tropfte es wieder so heimlich und gelassen von den Bäumen, und heute wie vor zwanzig Jahren standen die geslammten, steifen Georginen drüben an dem Gartensteig entlang.

Und damals hatte sich nichts gereg in dem alten Haus und Garten, und Dörte war aus ihrer Stube gewiß und wahrhaftig nicht herausgekommen. Und doch war während dieser Feierabendstunde ein Dieb in die gute Stube vorn gegangen, hatte eine Scheibe in der gläsernen Anrichte frech zerschlagen und die kunstvolle Truhe herausgeholt, die wiederum fest und sicher verschlossen war.

Aber der Dieb hatte doch die bronzene Truhe mit einem gemeinen Stemmeisen aufgebrochen und die alte, herrliche Perlenkette herausgeholt. Und als Fräulein Larssen nach Hause kam — mein Gott, das Geschrei vergaß Dörte noch heute nicht!

Sie selber hatte übrigens nicht weniger geschrien. Nun, und der Dieb?

Kein wie weggeblasen von der Welt! Keine Spur zu entdecken, weder von ihm noch von den Perlen.

Und dabei war es zwanzig Jahre lang geblieben.

Heute — es war ja der denkwürdige Jahrestag — regte sich Dörte wieder ganz erschrecklich auf. So ganz für sich ward sie wieder einmal dramatisch; sie ballte die hageren Fäuste, redete vor sich hin und betete zwischendurch. Sie meinte, es sei ganz unfehlbar sicher, daß sie nicht sterben werde, ehe der Dieb entdeckt sei. Denn der Himmel war ja gerecht. —

Plötzlich wandte sie sich horchend nach dem Garten hin; es war ihr, als habe sie Fußtritte gehört. Na, warum auch nicht? Da konnte Mine gehen, die Köchinmagd, die immer gerade Abends die Peterzilie für den nächsten Tag schritt, oder es konnte auch Klaus sein.

Klaus wurde ja so närrisch auf seine alten Tage. Der schlief so schlecht, sagte er, und ging dann gern an die frische Luft, um wieder müde zu werden.

Solchen Schnack! Müde wurde man doch gerade nicht an der frischen Luft! Aber was war denn mit dem Menschen zu reden, der in jeder Weise so unklug war! Dörte kannte ihn ja nun seit fünfundzwanzig Jahren — so lange war Klaus schon Großknecht auf Ginstorp.

Dies war übrigens nur selbstverständlich; nur unordentliche Leute wechselten ihren Dienst ohne Not. Und ordentlich — ja, das war ja Klaus immer gewesen — bis auf das eine Mal.

Dörte starrte wieder in den verbämmernden Garten hinaus, tief in Erinnerungen versunken.

Sie dachte daran, wie damals Klaus so wild und unreputierlich geworden war, bloß weil sie ihn nicht nehmen wollte! Als ob das eine zwingen könnte, wenn sie einen mag oder nicht mag. Sie hatte doch nun damals den hübschen langen Wilm lieber gehabt. Gott ja — Gott ja! Das war nun auch schon so lange her — und alles verging im Leben oder wurde doch hübsch glatt und eben wie draußen das Wasser im See.

Dörte hatte damals gemeint, sie könne nicht weiterleben, als der schmutze Wilm sie sitzen ließ — ja, ganz einfach sitzen ließ er sie!

Und doch war es gegangen. Ganz gut sogar!

Klaus hatte ebenfalls getobt und Rache geschworen und war mehr denn je ins Wirtshaus gelaufen. „Aus Verzweiflung,“ hatte Fräulein Larssen gemeint, die immer so mitleidig war, „ja — aus Liebe, Dörte!“

„Jawoll — aus Liebe zum Suff,“ hatte Dörte geantwortet. Denn sie konnte kurz und deutlich reden. —



Wieder  
 raschelte  
 etwas im  
 Garten  
 und störte  
 Dörte  
 nun ernst-  
 lich auf.  
 Gleich  
 darauf er-  
 schrak sie  
 sehr, denn  
 der Güte-  
 junge  
 stand  
 draußen  
 unter ih-  
 rem Fen-  
 ster mit ganz weißem Ge-  
 sichte und stotterte: „Sie  
 möchten — ich sollt' — ich  
 — ja, Mamsell, der Klaus  
 ist in den See gefallen.“  
 „Jung! Was klönst  
 du da!“  
 „Und er stirbt jawoll,  
 Mamsell.“  
 Wie geschwind Dörte  
 aus ihrer Stube heraus und  
 nach dem Nebenflügel hin-  
 kam, das blieb ihr selbst  
 stets ein Geheimnis. Je-  
 denfalls war sie drüben  
 neben der ungefügen Bett-

statt, in der Klaus lag, bevor noch der Hüttejunge wieder den Hof erreicht hatte.

„Ach, du bist's, Dörite?“ sagte Klaus, indem er sich



feinen triefenden grauen Stoppelbart strich. „Was willst du denn bei mir?“

„Der Jung' sagte, du wärst in den See gefallen — und du bist ja auch ganz naß. Was sind denn das für Sachen, du?“

Ihre Stimme klang streng, und streng blickten auch ihre Augen. Sie glaubte nämlich nicht anders, als daß der gute Klaus betrunken gewesen und bloß deshalb in das Wasser geraten sei.

Aber das stimmte diesmal nicht.

„Ja,“ sagte er langsam, während ein Fieberschauer ihn schüttelte, „im See bin ich gewesen. Was kann ich dafür, daß das Netz so schwer war! Ich kam über Bord — und schwimmen kann ich man schwach.“

„Was hast du zu fischen, Klaus? Das kommt davon, wenn du immer was tun willst, das du nicht kannst. Fischen, das tun die Fischer und nicht die Großknechte. Na, nu will ich dir mal 'nen Fliedertee kochen — siehst ja ganz grün aus!“

Sie kochte den Tee, kam zurück an das Bett, aber da war Klaus nicht mehr im Bett, sondern hatte sich eine Pferdebedecke umgeschlagen und kauerte vor der mächtigen Truhe, darinnen er seine Habseligkeiten verschloß.

Dörte schimpfte gewaltig, aber als sie in das graue, entstellte Gesicht blickte, ward sie stumm.

Klaus schwankte in sein Bett zurück, fiel in die Rissen und sagte kurz: „Hol den Pastor.“

Das tat denn auch in aller Eile Dörte, obwohl ihr selber die Knie zitterten. Herrgott, war es wohl möglich, daß ein Mensch in ein paar Stunden vom Leben zum Tode kommen sollte?

Der Pastor saß lange bei Klaus.

Der Doktor, der ein paar Stunden später kam, meinte aber, es sei nicht so gefährlich. Mehr Schreck und Angst vor dem Tode als eine schwere Krankheit sei hier im Spiel.

Da nun aber Klaus fest überzeugt war, daß er sterben müsse, ging er ausgiebig in sich und beschloß,

sein hartgesottenes Gewissen zu erleichtern. Zu diesem Behufe mußte am nächsten Abend Dörte neben seinem Bett niedersitzen und den Jungen — „der ist so neugierig wie 'ne Wachtel, Dörte,“ meinte der Sterbende — entfernen.

Und nun sprach er.

„Nämlich, Dörte, daß du so 'n lütten Span im Koppe hast, das wirst du ja woll nicht abstreiten. Du sagst immer, ich hätt' einen, aber deiner ist noch größer. Sonst hättest du nicht all die Jahre gedacht, daß ein Mensch dich vielleicht doch für 'ne Diebin halten könnte. — So 'n Schnack! — Kein Mensch hat das gedacht! — Aber daß du dachtest, daß es einer denken könnte, das qualte dich — ja, und das war meine Freude immerzu!“

Dörte starrte auf den fieberglühenden Sprecher hin. Der redete ja wohl im „Trillirium“, wie der Doktor manchmal sagte.

„Nämlich,“ fuhr Klaus fort, „an dem Abend war das so: Der lange Wilm hatte dich sitzen lassen, und mich wolltest du nicht. Und ich hatte 'ne schreckliche Wut. Warum wollst du mich denn eigentlich nicht? — Na, laß man, 's ist ja nun lange her! — Also an dem Abend bin ich im Garten und geh' von da aus nach der Wiese und von da nach dem Teich. Und da kommt vom Hause her ein fremder Mensch gelaufen, die Mütze tief auf der Nase, und rennt, was er kann. — Der hat was auf dem Gewissen, denk' ich und stell' mich in den Weg, dicht am Wasser.“

„Salt, ruf' ich, du hast wohl nicht so große Eile!“ Fängt der Kerl mit mir zu ringen an. Aber ich bin stärker und schmeiß' ihn. — Na, nun jammert er, ich solle ihn laufen lassen, er habe gewiß nicht gestohlen. — Das war sehr dumm von ihm, denn nun wußt' ich ja gerade, daß er doch gestohlen hatte.

„Gib's her, 'schrei' ich, 'sonst geht dir die Luft aus!'

Da greift der Mensch in seinen Rock und wirft was in den See — und ich erkenne noch, daß es Perlen sind, so 'ne Art Halskette.

Weg waren sie. Ich hatte aber einen Augenblick vor Verwunderung losgelassen, und nun glitschte mir der Kerl wie 'n Fisch unter den Händen fort und sprang auf und lief weg. Ich kriegte ihn nicht wieder, so lange ich auch hinter ihm herlief.

Nach den Perlen hab' ich natürlich auf der Stelle gesucht — sie waren nicht zu finden.

Nachher hab' ich mich mächtig gefreut, wie du dachtest, man könnt' dich im Verdacht haben. Und so habe ich mich immer wieder gefreut — zwanzig Jahre lang! — Wärst du meine Frau geworden, so hätt' ich dir alles erzählt. — Aber so? — Aee, das war nu deine Strafe!“

„O du gottverlassener Halunke!“ stöhnte Dörte.

„Schimpf nicht, Dörte, das schickt sich nicht, wenn einer stirbt. — Und nu geh mal an meine Lade — hier ist der Schlüssel — und obenauf liegen die Perlen. Sie waren vorgestern im Neß, als ich ins Wasser fiel.“

Wahrhaftig, da lagen sie!

Dörte stieß einen heiseren Schrei aus und riß sie an sich, um damit zu ihrem Fräulein zu eilen.

Aber an der Tür drehte sie noch einmal um, machte drei große Schritte bis zu Klaus und stand wie ein mahrender Erzengel neben dem Bett. \*) Dann sagte sie: „Klaus — wenn du jetzt die Wahrheit gesagt hast, will ich dir alles verzeihen, weil die Perlen da sind. Und ich will dir auch alle Mittwoch Klöße mit Speck machen. Aber wenn du geslunkert hast, am Ende selber der Spitzbube gewesen bist —“

\*) Siehe das Titelbild.

„Dörte,“ sagte Klaus ganz sanft, „du hast ja wohl kein Herz im Leibe! Wenn einer stirbt —“

Darauf war sie überzeugt und trug die Perlen zu Fräulein Larssen und erzählte die Geschichte von dem ungeheuren Eigensinn des alten Großnechts.

Das Fräulein weinte vor Freude und küßte die alten Perlen. Und dann schalt sie Dörte aus, daß sie einen so dummen Gram in sich getragen hätte. „Hättest du damals den Klaus genommen, wär' alles nicht gewesen.“

Vor lauter Erleichterung braute Dörte für Klaus einen halben Liter Grog, der stärker war als gesunde Menschen es vertragen hätten. Weil er nun doch einmal starb, sollte er diesen letzten Genuß wenigstens noch haben.

Aber nun passierte das Merkwürdigste an dieser Geschichte: Klaus ward von Stund' an gesund und lebte noch weitere zwanzig Jahre auf Ginstorp.

Und Dörte auch.







# Ein Frühlingsausflug nach Lugano.

Von Rud. Zollinger.

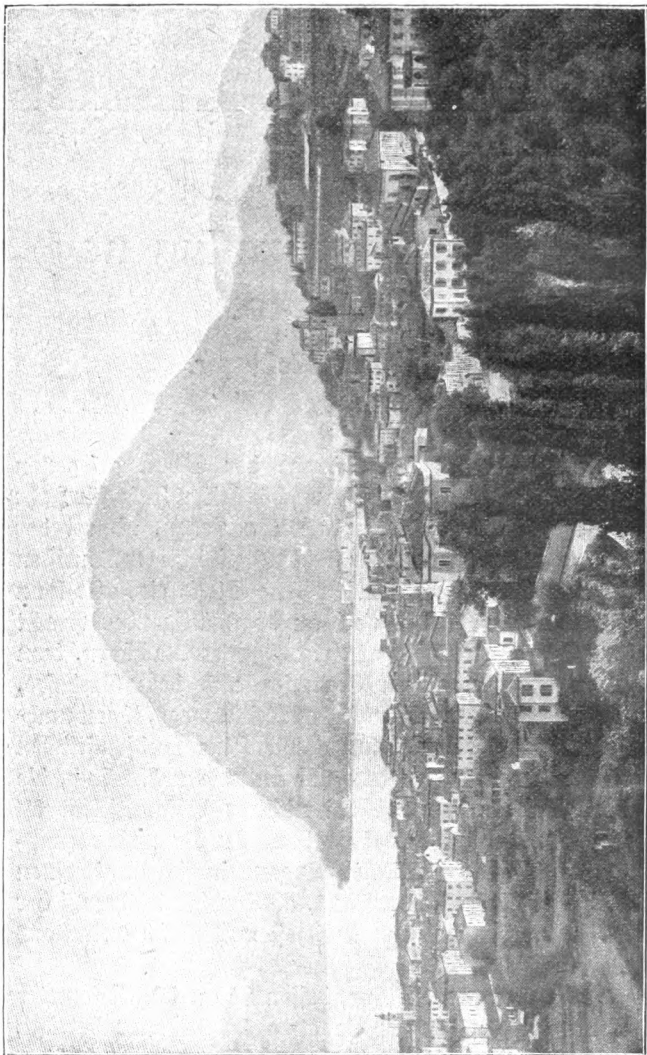
Mit 10 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

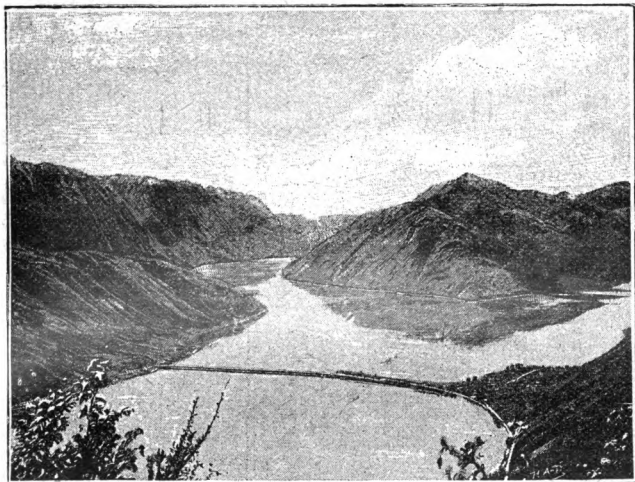
**U**nter den am Südabhange der Alpen gelegenen Seen, deren reiche Naturschönheiten Jahr für Jahr viele Tausende von Reisenden anziehen, nimmt der See von Lugano nach der Schätzung flüchtiger Touristen eine verhältnismäßig bescheidene Stelle ein. Er kann sich weder an Größe noch an überwältigender Pracht der Szenerie mit seinen vielgerühmten Nachbarn, dem Lago maggiore, dem Comersee und dem Gardasee, messen, aber er verdient darum keineswegs, ihnen nachgestellt zu werden. Denn wie seine landschaftlichen Reize von jener feineren und intimeren Art sind, die dem Naturfreund erst bei näherer Bekanntschaft all ihre Wunder offenbart, so setzt auch der Genuß der Kunstschätze, die das Städtchen Lugano in sich birgt, einen längeren Aufenthalt voraus, als ihn die Mehrzahl der Reisenden für diesen malerischsten Winkel des Kantons Tessin übrig hat.

Der See von Lugano, dessen Länge 50,3 Kilometer und dessen größte Breite etwa 3000 Meter beträgt, während seine mittlere Tiefe auf 279 Meter zu schätzen



Lugano mit dem Monte San Salvatore.

ist, gehört teils der Schweiz und teils dem Königreich Italien an. Aber die Schweiz besitzt bei weitem den größten und wichtigsten Teil des schönen Gewässers. Ungemein reich an Buchten und gewundenen Armen, vereinigt er die Reize italienischer Erde mit der Großartigkeit der Alpennatur, und die wechselnden maleri-

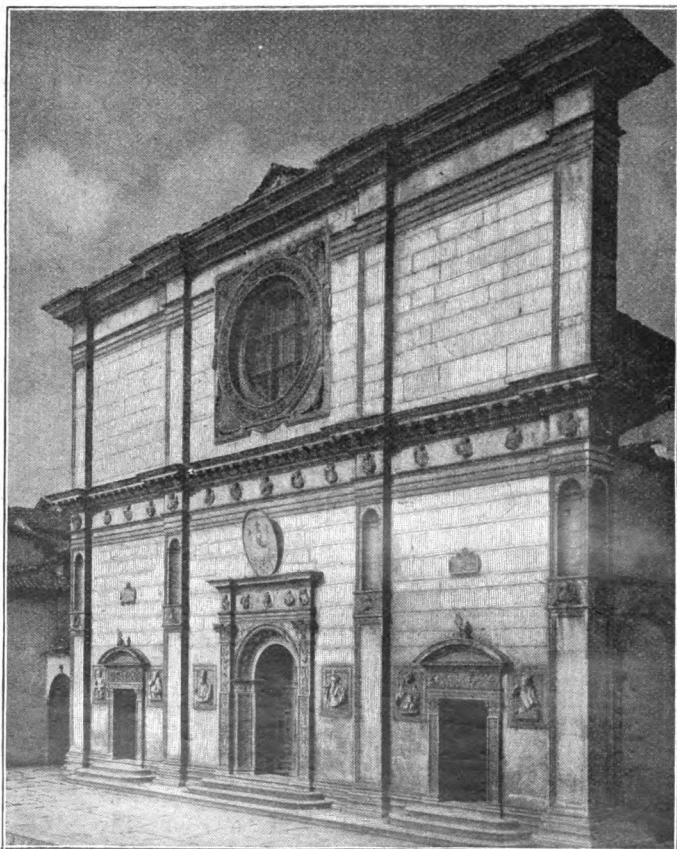


Der Eisenbahndamm zwischen Melide und Biffone.

schen Uferbilder machen die Fahrt im Dampfboot oder im Rachen zu einem ebenso großen Genuß wie die Wanderung längs des Gestades.

Die am Seeufer liegenden Dörfer Gandria, Morcote, Melide und Osteno sind überaus lohnende Ziele für kleinere Ausflüge, während das weitberühmte Campione den Kunstfreund durch seine interessanten Freskogemälde aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert anzieht.

Der Hauptort aber ist die Stadt Lugano, die vom Ufer des Sees amphitheatralisch zur Höhe emporsteigt,

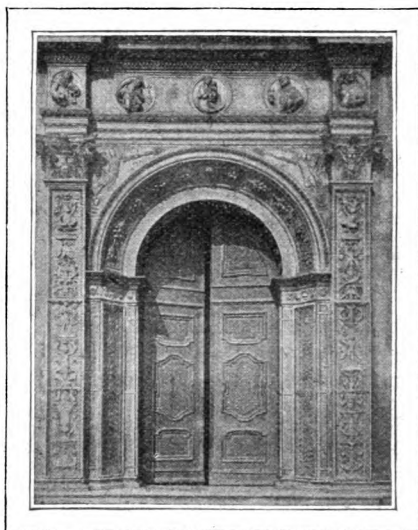


Die Kathedrale des heiligen Laurentius.

ganz in saftiges Grün eingebettet und mit ihren herrlichen Uferpromenaden auf den ersten Blick das Ent-

zücken des mit dem Dampfschiff Ankommenden erregend.

Dieser erste günstige Eindruck wird durch eine nähere Besichtigung des Städtchens noch gesteigert. Die Verwaltung huldigt dem sehr vernünftigen Grund-



Portal der Kathedrale des heiligen Laurentius.

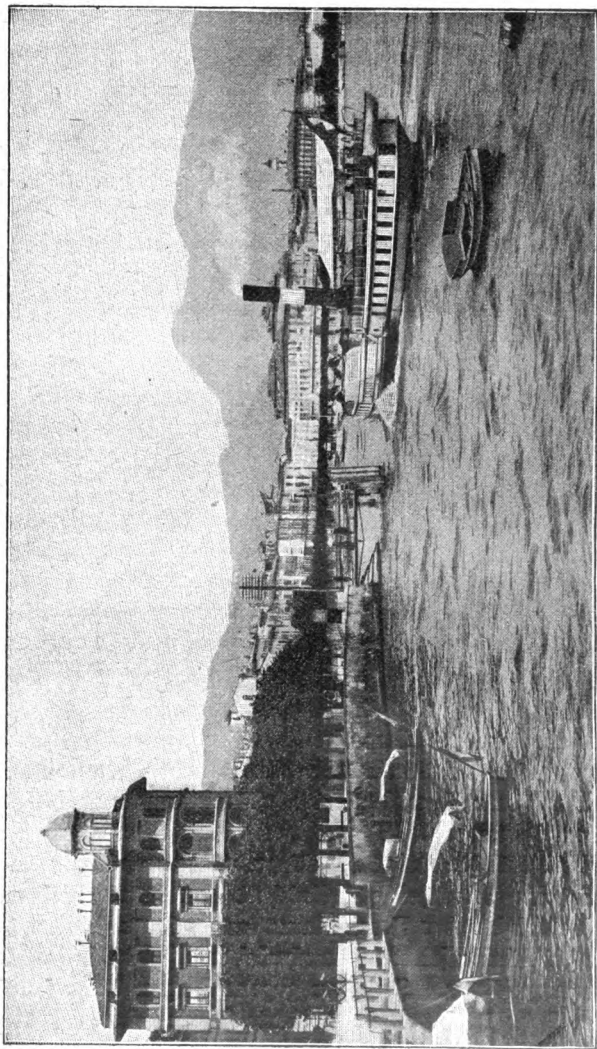
satz, den ursprünglichen Charakter der viele Jahrhunderte alten Siedlung so wenig als möglich zu verwischen und den Anforderungen einer neuen Zeit wie den Bedürfnissen des stetig wachsenden Fremdenverkehrs nicht auf Kosten der in ihrer Altertümllichkeit so interessanten inneren Stadt, sondern durch Anlage neuer, eleganter Viertel an ihrer Peripherie Rechnung zu tragen.

So ist die reizende Vorstadt Paradiso mit ihrer schönen Kaipromenade und der Villenvorort Castagnola

entstanden, und der Touristenstrom, der alljährlich mehr als 300,000 Passanten durch Lugano führt, bedingt ein ständiges weiteres Anwachsen dieser modernen Stadtteile.

Die Zahl der Einwohner, die im Anfang des 19. Jahrhunderts nur ungefähr 3000 betrug, ist seitdem erstaunlich gewachsen. Damals befanden sich in Lugano sechs reiche und stark besetzte Klöster. Sie sind im Jahre 1848 aufgehoben worden, aber die Kirchenbauten, die diesen Klöstern ihre Entstehung zu danken hatten, sind natürlich erhalten geblieben und stellen zum Teil um ihrer ungewöhnlich prächtigen künstlerischen Ausschmückung willen Sehenswürdigkeiten dar, die allein schon einen längeren Aufenthalt in Lugano rechtfertigen würden.

Wegen ihrer bevorzugten Lage auf der Höhe ist es die Kathedrale des heiligen Laurentius, die zunächst die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zieht. Wenn auch ihr hohes Alter außer allem Zweifel ist, so gehen doch die Vermutungen über die Zeit ihrer Errichtung auseinander. Während die meisten Kunstforscher sie dem berühmten Bramante zuschreiben wollen, verlegt der Kanonikus Pietro Begezzi, der gelehrte Vorsteher der interessanten Stadtbibliothek von Lugano, ihre Entstehung in die Zeit um das Jahr 1476. Die marmorne Fassade ist, wie unsere Abbildung zeigt, von edler Einfachheit und erhält ihre künstlerische Bedeutung vornehmlich durch die in Hochrelief ausgeführten Halbfiguren von alttestamentarischen Propheten und die Medaillonreliefs der Apostel und verschiedener Heiligen. Von hervorragender Schönheit ist das Portal mit seinem reichen Arabesken Schmuck, und der oben erwähnte Kanonikus Begezzi dürfte im Recht sein, wenn er den in Pregassona bei Lugano geborenen

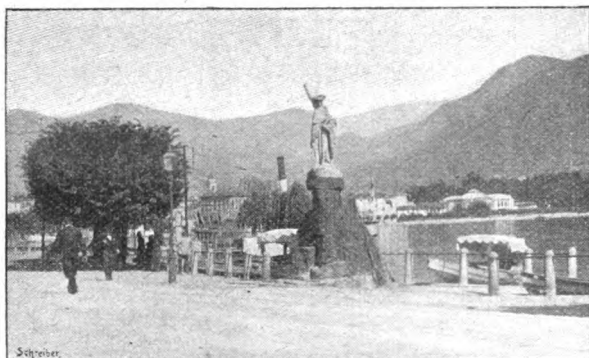


Landungsstelle in Lugano.

Bildhauer Niccolo Corti da Corti, bekannt durch seine schönen Skulpturen in der Johanneskapelle am Dom zu Genua, für ihren Urheber hält.

Eine ungleich größere Anziehung als die Laurentiuskathedrale übt auf den Kunstliebhaber indessen die Marienkirche, die in ihrem Inneren wahre Kleinodien altitalienischer Freskomalerei aufzuweisen hat.

Am Seegestade gelegen, bietet diese Kirche äußerlich

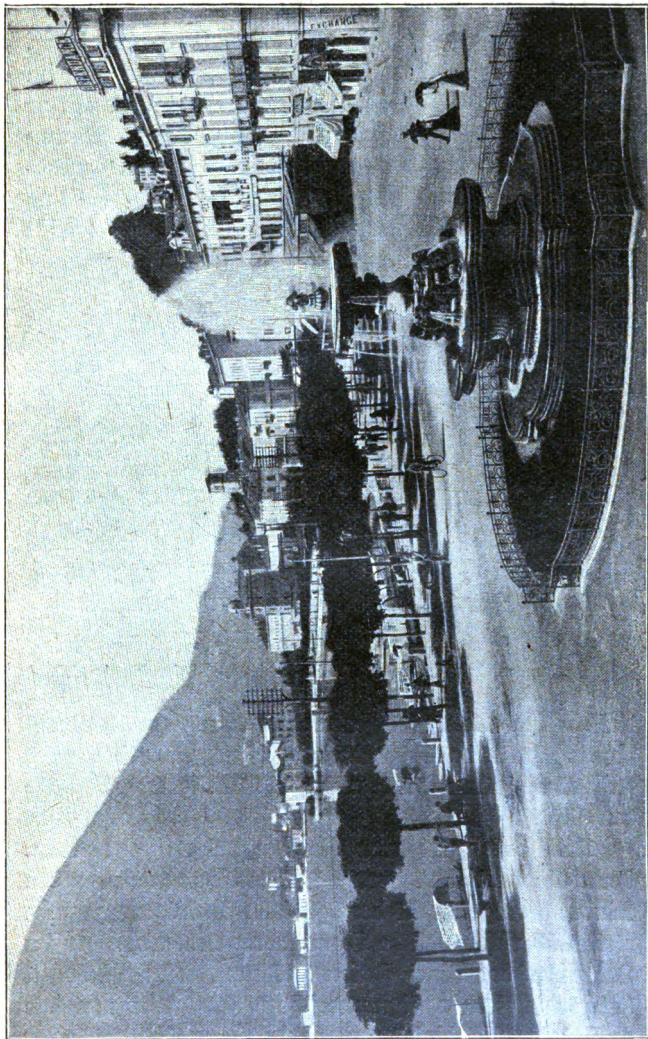


Das Teldenkmal.

durchaus nichts Bemerkenswerthes. Ihre Fassade ist ganz unbedeutend wie bei so vielen italienischen Kirchen, die erst dem über die Schwelle Tretenden ihren Reichtum offenbaren. Ihr Ursprung dürfte etwa in die Mitte des 15. Jahrhunderts zu verlegen sein, wo sie als eine dem heiligen Gotthard gewidmete Kapelle dem Kloster der Franziskaner angegliedert war.

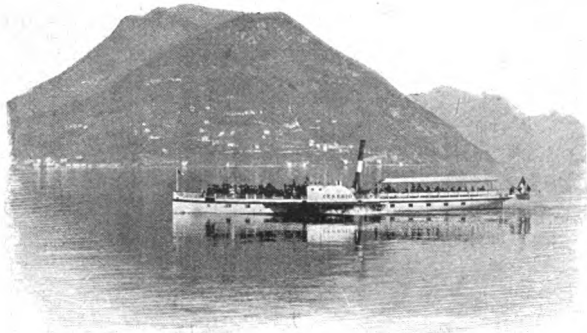
Sie hatte seitdem mancherlei wechselnde Schicksale zu verzeichnen. In ihrer gegenwärtigen Gestalt um das Jahr 1507 vollendet, diente sie nacheinander den verschiedensten Kongregationen. Das Kloster, dem sie





Uferpromenade in Lugano.

zugehörte, wurde zuerst im Jahre 1810 und dann, nach vorübergehender Wiederherstellung, endgültig im Jahre 1848 aufgehoben. Damals mußte die Kirche zeitweilig sogar der profanen Bestimmung eines Warenmagazins dienen. Zwar wurde sie bald ihren ursprünglichen Zwecken zurückgegeben, aber für die Erhaltung der kostbaren Malereien in ihrem Inneren scheint damit nicht viel gewonnen zu sein, denn in Folge nach-



Dampfer auf dem Luganer See, im Hintergrund der Monte Brè.

lässiger Behandlung befinden sich diese schon heute in einem Zustande des Verfalls, der für eine nicht zu ferne Zukunft ihre völlige Vernichtung befürchten läßt.

Und doch verdienen sie konserviert zu werden, denn die bemerkenswertesten unter ihnen entstammen keinem geringeren als dem genialen Luini, den manche etwas überschwengliche Bewunderer neben den großen Leonardo da Vinci stellen möchten. In Wahrheit hat keine seiner figurenreichen Kompositionen die großzügige Art dieses unübertrefflichen Meisters, aber viele seiner Gestalten sind von einer wunderbaren

Innigkeit und von einer Tiefe der Empfindung, die des höchsten Lobes würdig erscheinen.

Wie gerade die unbedeutende kleine Kirche in Lugano dazu gekommen ist, von der Hand dieses



Die Vorstadt Castagnola.

Künstlers geschmückt zu werden, bleibt ebenso wie die ganze Lebensgeschichte des Malers in Dunkel gehüllt. Steht doch nicht einmal der Name des Künstlers mit Sicherheit fest. Er heißt bei seinen Zeitgenossen abwechselnd Lupino, Luino und Luini, aber die Kunstgeschichte hat sich dafür entschieden, ihn mit dem

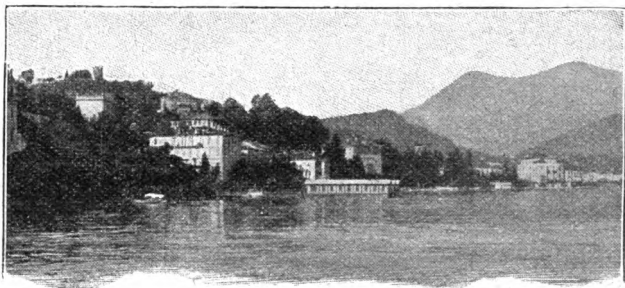
letzteren Namen in' dem goldenen Buche der Auserwählten zu verzeichnen. Auch über seine Lebensdauer weiß man nur, daß er zwischen 1470 und 1480 geboren wurde und nach 1533 gestorben ist.

Von den Ursachen und der Geschichte seines Aufenthaltes in Lugano erzählen verschiedene Legenden mehr oder weniger romantischen Charakters, von denen zwar keine voll beglaubigt, aber auch keine ganz unglaubwürdig ist. Die eine berichtet, daß der Künstler sehr jähzornig gewesen sei und daß seine Hand allzu schnell nach dem Dolch gegriffen habe. Eine schwere Blutschuld habe ihn genötigt, aus seiner italienischen Heimat zu fliehen und ein Asyl in der Schweiz zu suchen, wo er dann, um sein Leben zu fristen, während dreier Jahre die berühmten Fresken von Lugano gemalt habe.

Eine andere Version, die unseren Leserinnen besser gefallen dürfte, erzählt, Quini habe sich sterblich in ein schönes Mädchen zu Monza verliebt, und der Gegenstand seiner Anbetung sei von den Angehörigen, die seinen Nachstellungen ein Ende machen wollten, in eines der Nonnenklöster von Lugano gebracht worden. Der Maler aber habe ihren Aufenthalt ermittelt und sei ihr gefolgt, um sie aus der unfreiwilligen Klosterhaft zu befreien und an der nämlichen Stätte Jahre reinsten Liebesglückes und gesegneten künstlerischen Schaffens zu verleben.

Das imposanteste und figurenreichste seiner Freskogemälde ist die Kreuzigungsszene von gewaltigen Dimensionen. Sie ist reich an herrlichen Einzelheiten, einen reineren Genuß aber gewähren dem Beschauer verschiedene Bilder geringeren Umfanges, unter denen einer Jungfrau mit dem Jesusknaben und dem kleinen Johannes die Palme gebührt.

Wenn sich auch die Fresken des Quini weit über alle anderen künstlerischen Schöpfungen erheben, deren Betrachtung den Aufenthalt in Lugano selbst für längere Zeit zu einem interessanten und genußreichen zu machen vermag, so sind doch auch unter den gleichzeitigen wie unter den späteren Kunstepochen entstammenden Gemälden, die sich in anderen Kirchen des Städtchens finden, nicht wenige von beträchtlichem Werte. Und



Uferpartie bei Lugano.

es ist, wie schon oben angedeutet, aufrichtig zu beklagen, daß die sonst so rührige und umsichtige Stadtverwaltung, die auf die Erhaltung interessanter altertümlicher Partien nicht weniger emsig bedacht ist als auf die Schaffung neuer, das Auge des Fremden erfreuender Anlagen bis jetzt kein Mittel gefunden hat, um gerade den kostbarsten ihrer Schätze vor der allmählichen Vernichtung zu bewahren, die sich in dem schon jetzt vielfach sehr traurigen Zustande der schönen Fresken auf eine sehr betrübende Weise ankündigt.

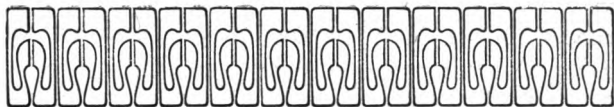
Rührendes Zeugnis für den Kunstsinne auch der gegenwärtigen Bevölkerung von Lugano legen dagegen

---

einige sehr schöne Bildwerke des zu Ligornetto im Tessin geborenen Bildhauers Bela ab, die den Kai und den Park der Villa Ciani schmücken.

Die in dem letzteren aufgestellte Skulptur gehört zu den feinsten Werken des ausgezeichneten Schöpfers der „Desolazione“, dessen „sterbender Napoleon“ im Museum zu Versailles bereits seinem Namen in den weitesten Kreisen Ansehen und Geltung verschafft hat.





# Die Frau auf Borg.

Humoreske von Otto Höcker.



(Nachdruck verboten.)

1.

**E**s tut mir aufrichtig leid, Ihre Bitte rundweg abschlagen zu müssen, Miß Elgin, schon um meines alten Freundes, Ihres guten verstorbenen Vaters, willen. Doch es ist absolut unmöglich, Sie bei uns unterzubringen. Bitte, überzeugen Sie sich selbst: Sie werden im ganzen Geschäft auch nicht ein einziges weibliches Wesen finden, nicht einmal eine Frau zum Aufräumen. Mr. Waltham will nur Männer um sich sehen. Er ist trotz seiner verhältnismäßig noch jungen Jahre ein eingefleischter Weiberhasser.“

Tom Snyder, der Geschäftsführer und vertraute Berater des wegen seines Reichthums sprichwörtlich gewordenen Minenkönigs, erhob seine ungelenteten Glieder aus dem Schreibstuhl, streckte sich zu seiner ganzen stattlichen Länge und führte seine Besucherin, eine liebliche schlanke Blondine, deren verschüchterte Miene zu ihrer überaus einfachen Trauerkleidung paßte, an die sein Privatkabinett mit dem geräumigen Kontor

verbindende Tür, hob den Vorhang ein wenig von der Glasscheibe und ließ sie hindurchblicken.

Mit einem Seufzer lenkte sie den Blick ihrer blauen Augen auf die langen Bultreihen. Da saßen wohl fünfzig Herren, alte und junge, in eifriger Tätigkeit begriffen, doch keine der flinken Maschinenschreiberinnen und Stenographinnen darunter, wie man sie in den New Yorker Geschäften sonst überall findet.

Als Lucy Elgin nun von der Tür wieder zurücktrat, erschien ihre bekümmerte Miene noch hoffnungsärmer geworden. „Entschuldigen Sie nur, Mr. Snyder, daß ich Sie nutzlos behelligt habe,“ sagte sie leise.

Sie schien sich rasch verabschieden zu wollen, doch das gab Snyder nicht zu, nötigte sie vielmehr mit unbeholfener Liebenswürdigkeit wieder in den vorher von ihr eingenommenen Sofasitz zurück. „Sie müssen schon meine Vertheilung verzeihen,“ meinte er lächelnd. „Ich alter Junggesell habe keine große Übung mit Damen — darin passen Mr. Waltham und ich vortrefflich zusammen.“ Er hatte sich inzwischen selbst wieder in seinen Schreibstuhl niedergelassen. „Kann ich Ihnen auch bei uns kein Unterkommen vermitteln, so wird sich schon etwas anderes finden; wir müssen uns nur umschauen, denn mit vier bis fünf Dollars wöchentlich ist Ihnen doch nicht gedient.“ Er betrachtete sie kopfschüttelnd. „Daß mein guter Rad auch sterben und seine Familie so hilflos zurücklassen mußte! Ist übrigens brav und mutig von Ihnen, Kleine, für die kranke Mutter und die jüngeren Geschwister eintreten zu wollen. Sie sind erst heute aus dem fernen Iowa angelangt und haben Ihre Lieben in Creston gelassen?“

Unter hervorquellenden Tränen schüttelte Lucy den Kopf. „Ich bin schon über vier Wochen in New York,“ hauchte sie.



„Aber warum kamen Sie nicht sofort zu mir?! Ihr Vater und ich sind doch gute Freunde gewesen. Haben wir uns auch die Jahre über aus den Augen verloren, so ist es doch selbstverständlich, daß ich zu Rat und Tat gern bereit bin, zumal es sich um solch tapferes kleines Fräulein handelt.“

„Ich wollte nicht belästigen und — und“ — sie schluckte tapfer die Tränen hinunter — „es tut so weh, anderen gestehen zu müssen, daß man in seinen Verhältnissen zurückgekommen ist. Papa war immer so stolz, er hat darum den Zusammenbruch seines Geschäfts auch nicht lange überlebt. Ich dachte, ich würde in dem großen New York bald lohnende Anstellung finden. Ich stenographiere fertig und kann alle gebräuchlichen Schreibmaschinen bedienen. Doch ich laufe seit vier Wochen Tag für Tag, ohne etwas finden zu können. Da wußte ich mir schließlich nicht mehr zu helfen, nahm mir ein Herz und suchte Sie auf.“

„Arme Kleine!“ Er war aufgestanden und streichelte mitleidig ihre Hand. „Na, ich finde schon einen gutbezahlten Posten für Sie. Meine Empfehlung gilt etwas, und in der Zwischenzeit, hm“ — er suchte verlegen werdend nach Worten — „ohne viel Umstände, Miß Elgin, das New Yorker Pflaster ist kostspielig. Darf ich Ihnen einen kleinen Scheck geben?“

Sie wehrte errötend ab. „Nein, Mr. Snyder — Sie verkennen mich. Ich — ich bin mit Mitteln noch hinlänglich versehen!“

Er lächelte gutmütig zu ihrer Verwirrung, die ihm deutlich genug das Gegenteil kundete. Doch er kam nicht zu einer Erneuerung seines Vorschlags. Ein kurzes Pochen an der Tür, ein Angestellter trat ein und überreichte eine Depesche. „Ah — von Mr. Waltham selbst!“ meinte Snyder halblaut, die rasch eröffnete

Drahtnachricht überfliegend. Dann stützte er, trat ans Fenster, las wieder und schaute schließlich kopfschüttelnd auf. „Lesen Sie selbst, Brown, ich verstehe das nicht!“ Damit händigte er dem jungen Mann die Depesche ein. Dieser las und schaute gleichfalls kopfschüttelnd auf.

„Das kommt mir auch sehr merkwürdig vor,“ wagte er zu bemerken.

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, Miß Elgin, ich bin gleich wieder zurück. — Nein, bleiben Sie nur ruhig hier,“ sagte er und drängte die Aufstehende in den Sofasitz zurück. „Es handelt sich nur um den Unsinn da.“ Damit ging er rasch, die Depesche in der Hand, mit Brown nach dem Kontor.

Er trat an das Pult des Kassierers. „Lesen Sie mal, Hopkins — was halten Sie davon?“

Dieser las unter steigender Verwunderung halblaut vor: „Erwarte meinen Salonwagen morgen abend 9.57 in Madison, Wisconsin, mit Stenographin. Falls mit Engelsmienen willkommen mit Freuden. Fahren zusammen Leadville, Colorado. Unterwegs schließe persönlich ab. Dinneranzug. Vollständig ausstatten! Nichts vergessen! Zwei Wochen unterwegs. John B. Waltham.“

Der Geschäftsführer mußte sich setzen; er war zunächst sprachlos.

„Sollte das nicht ein Irrtum sein?“ bemerkte der Kassierer. „Ich kann mir nicht denken, daß Mr. Waltham eine Stenographin wünscht.“

„Noch dazu in Dinnertoilette,“ setzte Brown hinzu.

„Und mit vollständiger Ausstattung!“ knurrte Snyder. Seine Stimme schwoll plötzlich stark an, als von den benachbarten Pulten her verstoffenes Richern

drang. „Ich bitte mir Ruhe aus, hier gibt's nichts zu lachen — die Sache ist tief ernst!“ knurrte er.

Die gewünschte Stille trat sofort ein; auch Brown verzog sich unter dem Blicke des Gewaltigen lautlos nach seinem Pulte.

„Was halten Sie also davon, Hopkins?“ fragte Snyder, nachdem er unter fortgesetztem Kopfschütteln die Depesche nochmals durchgelesen hatte.

„Der Wortlaut ist ganz klar. Mr. Waltham wünscht seinen Salonwagen morgen abend um 9.57 in Madison vorzufinden. Sie sollen eine Stenographin in — in Dinnertoilette mitschicken und — hm“ — er hüstelte krampfhaft — „und dieselbe ausstatten.“

„— mit Stenographin. Falls mit Engelsmienen willkommen mit Freuden,“ las Snyder wieder aus der Depesche vor. Er machte ein klägliches Gesicht. „Hopkins, das klingt geradezu frivol. Ich will mein Lebenlang Schuhnägel kauen, wenn das nicht der niederträchtigste Bluff ist, der mir in meinem Leben vorgekommen ist!“

Der Kassierer hatte auf die Uhr geschaut. „Der Expresszug verläßt den Zentralbahnhof um zwölf Uhr Mittags — jetzt haben wir halb zehn. Wenn Sie noch eine Stenographin in Dinnertoilette aufstreiben und vollständig ausstatten wollen, so —“ Er mußte wieder schlucken und verstummte unter dem wütenden Blicke des Geschäftsführers schleunigst.

„Die Depesche ist in Chicago aufgegeben, und zwar im Bahnhof,“ stellte Snyder fest. „Mr. Waltham sandte das Telegramm augenscheinlich vor seiner Abreise ab. Wir haben keinen Anhalt, wo wir ihn erreichen und bei ihm anfragen könnten.“

„Dazu gebriecht's auch an Zeit. Ich meine, Mr. Snyder, wir müssen gehorchen, so, so — eigen-

tümlisch der Auftrag auch lautet. Mr. Waltham versteht in solchen Sachen keinen Spaß; er würde furchtbar ungehalten werden, ließen wir ihn im Stich.“

Snyder nickte seufzend. Er kannte seinen Chef und wußte, daß dieser bei all seiner sonstigen Herzensgüte äußerst unangenehm werden konnte, wurde seinen Weisungen nicht pünktlichst Folge geleistet. An überraschende Einfälle war Snyder bei ihm gewohnt; man ist im Besitz von ungezählten Millionen nicht ungestrast ein fünfunddreißigjähriger Junggeselle, da stellen sich allerlei exzentrische Wunderlichkeiten ein. Doch die scherzhafte Wendung in der Depesche „falls mit Engelsmienen willkommen mit Freuden“ wollte Snyder doch nicht in den Kopf. John B. Waltham, dieser nüchterne, verstandescharfe Geldmensch, der kaum die strenggeformten Lippen zu einem Lächeln verziehen konnte und als ein Muster sachlicher Kürze galt — und dieser frivole Ton! Nun gar noch von einem solchen Weiberfeind! Sollte er etwa gut gefrühstückt und in fröhlicher Weinlaune die Depesche aufgegeben haben? — Nein — nicht daran zu denken. Waltham war die Mäßigkeit selbst, zwar kein fanatischer Temperenzler, doch anspruchslos genügsam und von spartanischen Lebensgewohnheiten. Er wußte immer, was er wollte, also zweifellos auch in diesem Fall. Doch der letztere war allen Gepflogenheiten so offenkundig hohnsprechend, daß der Geschäftsführer zum ersten Male seit langen Jahren all seine kühle Sachlichkeit, die ihn in des Minenkönigs Augen so vorteilhaft auszeichnete, vergaß und in dumpfer Verwirrung beinahe den Kopf verlor.

Seufzend stand er auf. „So bestellen Sie also Mr. Walthams Salonwagen,“ befahl er dem Kassierer. „Und die Stenographin?“

Snyder stutzte. „Warten Sie mal, in meinem

Zimmer sitzt eine junge Dame, die Tochter eines Jugendfreundes. Sie hat sich gerade um eine ähnliche Stellung beworben. „Im, das wäre ja ganz passend!“ Er wollte forteilen, doch Hopkins hielt ihn auf. „Was denn noch? Die Dinnertoilette und die Ausstattung?“ Ganz fassungslos blieb Snyder wieder stehen. „Diese verrückte Depesche!“ knurrte er grimmig.

„Vielleicht kann uns das Warenhaus nebenan aus-  
helfen, Mr. Snyder.“ Er nannte den Namen eines  
Welthauses. „Ich kenne den Leiter persönlich. Ich  
will ihn anklingeln. Er kann in wenigen Minuten  
hier sein.“

Snyder raufte sich die Haare. „Wer mir's heute  
morgen gesagt hätte, daß wir in diesen Räumen uns  
mit Damentoilette beschäftigen würden! — Gut, also  
telefonieren Sie!“ entschied er.

Er eilte, um nach seinem Privatzimmer zurückzu-  
kommen. „Ich habe einen Posten für Sie!“ rief er  
der noch auf ihn harrenden Lucy zu.

Ein Freudenschimmer verklärte deren liebliche Züge.  
„Wirklich?“

Er ergriff ihre ausgestreckten Hände. „Das heißt  
nicht hier, sondern in Wisconsin und nicht einmal da.  
Es ist sozusagen ein Reiseposten. Na, Sie brauchen  
nicht gleich wieder traurig zu werden, Miß Elgin,“  
munterte er auf. „Um die Sache kurz zu machen. Ich  
habe da eine Depesche von Mr. Waltham erhalten, in  
welcher er die sofortige Zusendung einer Stenographin  
anordnet. Die Dame soll mit ihm etwa zwei Wochen  
unterwegs bleiben. Das ist alles, was ich selbst weiß.  
Er telegraphiert ausdrücklich, daß er unterwegs selbst  
abschließen will. Übrigens noch eins,“ setzte er, ver-  
legen werdend, hinzu. „Er beansprucht Dinnertoilette  
und vollständige Ausstattung — nun ja, wie man das

eben auf Reisen braucht. Er wird wohl bei den Kohlenbaronen häufig eingeladen werden und rechnet darauf, daß man seine Sekretärin nicht ausschließt.“

Luch sah befremdet auf. „Ich verstehe das alles nicht,“ sagte sie ängstlich. „Ich — ich habe nur das Nötigste von Hause mitgenommen und —“

„Das ist Nebensache, das wollen wir schon machen,“ erklärte Snyder zerstreut. Er schaute in ihr süßes Madonnengesichtchen. „Hm,“ brummte er vor sich hin, „die gewünschte Engelsmiene hat sie ja. Würde ich ihn nicht als einen so verwünscht ehrlichen Menschen kennen, der die Unständigkeit selbst ist, ich trüge Bedenken, ihm das liebe, unschuldige Kind zuzuschicken. — Nein, ich habe nichts gemeint,“ sagte er laut, als das Mädchen ihn fragend anblickte. „Ich erwarte nur Ihre Entschließung. Sie müssen ja oder nein sagen, denn in zwei Stunden geht schon Ihr Zug.“

Luch stand in großer Verwirrung. „Ich — ich weiß wirklich nicht —“ hauchte sie. „Es ist so ganz anders, als ich es mir vorgestellt habe. Die weite Reise, ich — ich verfüge nicht über solche Mittel und —“

„Das lassen Sie nur getrost Mr. Walthams Sorge sein. Selbstverständlich haben Sie freie Reise hin und zurück, auch freie Beköstigung,“ setzte er lachend hinzu, „Mr. Waltham wird ja immer unterwegs sein.“

„Sie sagten doch, er hasse die Frauen?“ wendete Luch zaghaft ein.

„Tut er auch, Kind. Er hat in jungen Jahren, glaube ich, eine bittere Enttäuschung erlitten. Doch er wird wohl seine Gründe haben, warum er statt des Duzend männlicher Stenographen, die wir draußen auf Lager haben, gerade auf einer Dame besteht.“

Das Mädchen stand immer noch in innerlichem

Kampfe. „Es ist so weit, Mr. Snyder, ich bin noch so jung und —“

„Ach was!“ unterbrach sie Snyder überredend. „Würde ich Sie wohin schicken, wäre nicht alles all-right? Na also. Kopf hoch, Fräulein, es ist vielleicht Ihr Glück. Mr. Waltham ist ein nobler Mann und knaufert nicht, gilt es, erwiesene Dienste zu lohnen. Sie wollen doch für Mutter und Geschwister eintreten. Wenn Sie sich die nötigen Fähigkeiten zutrauen — Mr. Waltham beansprucht allerdings sehr viel und —“

„Was das anbetrifft, trete ich mit jedem in Wettbewerb!“ erklärte die Errötende energisch. „Ich stenographiere fließend und schreibe sehr schnell auf der Maschine.“

„Na also, dann wäre ja alles in schönster Ordnung. Schlagen Sie ein, Miß Elgin, und reisen Sie getrost! Wer weiß, was sich aus dieser ersten Beschäftigung entspinnt. Sie bleiben vielleicht dauernd in Mr. Walthams Diensten. Das wäre ein Glück. — Herein!“ unterbrach er sich. „Ah, da sind ja die Herren!“ Er wendete sich dem in Hopkins Begleitung eingetretenen Geschäftsleiter des Warenhauses zu. „Es handelt sich darum, für diese Dame eine vollständige Ausstattung einschließlich Dinnertoilette bis spätestens dreiviertel zwölf Uhr heute mittag am Zentralbahnhof, in Koffern verpackt, abzuliefern.“

Mit höflicher Verneigung hatte sich der Herr Luch genähert. „Wird geschehen. Die Dame hat Normalfigur.“ Er war schon dabei, der völlig Überraschten einige Maße abzunehmen. „Nach diesem Modell wird unsere Stapelware gearbeitet. Ich garantiere vollständiges Passen. Worin bestände also der Auftrag?“

„Alles, was eine junge Dame braucht, die einige Wochen im wilden Westen reisen und Gesellschaften

besuchen muß — also Kleider, Wäsche und so weiter. Kurz, es darf nichts fehlen. Die junge Lady ist Mr. Walthams neue Sekretärin, hat ihre Koffer nicht hier und muß Punkt zwölf Uhr mit dem Express abreisen. Preis Nebensache.“

Der Warenhausmann empfahl sich schleunigst, um die eilige Bestellung unverzüglich auszuführen.

In sprachloser Verwirrung trat Lucy an Snyder heran. „Um Himmels willen, was soll das nur heißen? Ich kann das doch nicht bezahlen!“

Er tätschelte ihr väterlich die Wange. „Das sollen Sie auch nicht, liebes Kind, es geschieht alles auf Mr. Walthams direkte Anweisung.“

„Ich kann aber unmöglich annehmen — Mr. Waltham ist mir doch ganz fremd. Er ist ein junger Mann und —“

Snyder lachte geräuschvoll. „Junger Mann? Das müßte er hören, dann lachte er wohl selber, so schwer es ihm auch ankommen möchte! Na, Sie werden ja selbst sehen. Wortkarg, verschlossen, im ganzen Wesen ein weit über seine Jahre hinaus gereifter Mann, der die Menschen als Maschinen betrachtet. Das ist alles. Er spricht und denkt nur Geschäft, Sie werden keine zwei anderen Worte von ihm hören.“ Er hatte unterdessen die Depesche in einen Umschlag getan, einige von ihm rasch geschriebene Zeilen dazu gelegt, nun verschloß er den Umschlag und händigte ihn Lucy ein. „Das geben Sie Mr. Waltham, steigt er in Madison zu Ihnen in den Wagen. Sagen Sie nur, Sie wären die verlangte Stenographin. Jetzt ruhen Sie sich hier noch ein Stündchen, dann fahren wir zusammen nach dem Bahnhof.“

„Aber meine Sachen? Die Wirtin im Boardinghaus weiß ja von nichts. Ich muß doch noch an meine Mutter schreiben.“



„Das mögen Sie unterwegs im Zuge tun. Sie haben Zeit genug. Sie fahren ja bis morgen nacht zehn Uhr. Wo wohnen Sie eigentlich hier?“

Sie gab ihm die Adresse.

„Well!“ entschied er. „Mich hat die ganze Geschichte doch etwas konfus gemacht. Wir nehmen ein Auto und fahren erst bei Ihrer Wohnung vor. Da mögen Sie Ihre Sachen rasch packen. Von dort fahren wir direkt nach dem Bahnhof, und Sie treten Ihre Reise an.“

Luch stand mit glühendem Gesicht. „Ich glaube immer noch zu träumen,“ gestand sie. „Es ist alles noch so neu, so ungewohnt. Wie werde ich vor Mr. Waltham nur bestehen? Dazu keine Güte. Ich weiß gar nicht, was ich von dieser Ausstattung halten soll, die Sie da bestellt haben.“

„Tragen sollen Sie sie, Miß Elgin,“ warf sich der zum Fortgehen fertig Machende ein.

„Das ist so sonderbar. Hätte ich nicht solches Vertrauen zu Ihnen, denn Sie waren doch Pappas bester Freund, so —“

Snyder faßte sie bei der Hand. „Lieberes Kind, das verwirrt Sie alles noch etwas, ich kann es wohl verstehen,“ meinte er herzlich. „Das ist in dem stillen Iowa anders. Vergessen Sie nicht, daß Sie sich in New York befinden und in den persönlichen Dienst eines Multimillionärs getreten sind, den nicht ich allein für den smartesten Geschäftsmann dieses glorreichen Landes halte. Da laufen die scheinbar widersinnigsten Anweisungen unter — das heißt für den Fernstehenden. Der Unterrichtete wittert dahinter irgend ein fein erwogenes Kalkül und sieht sich in der Folge nicht getäuscht. So gerade mit Ihnen. Wer mir heute morgen gesagt hätte, Mr. Waltham wird für seinen

persönlichen Dienst eine Stenographin mit Engelsmienen — hm!“ er schluckte — „wollte sagen, ich hätte auch einer Engelsmiene gegenüber die Geduld verloren. Doch er hat seine Absichten. Er will die großen Minenbesitzer alle unter einen Hut bringen, was man so einen Trust nennt, Sie verstehen mich — eh?“ Er schaute sie augenzwinkernd an. „Da stehen Tausende von Millionen auf dem Spiel. Er will zu den Verhandlungen vielleicht eine Dame heranziehen, weil diese wenig oder nichts von den Geschichten versteht. Man kann nie vorsichtig genug sein, wo es sich um derartige Abmachungen handelt, die streng verschwiegen bleiben müssen, sollen sie nicht noch im letzten Augenblick in die Brüche gehen. — Doch nun kommen Sie,“ unterbrach er sich. „Das Auto wird uns schon erwarten.“

Damit zog er die Verwirrte mit sich aus der Tür.

## 2.

Zehn Minuten vor Abgang des Expreszuges war Lucy und deren Begleiter am großen Centralbahnhof New Yorks. Geschäftig sprang ein Träger hinzu und nahm das wenige Gepäck, das von dem jungen Mädchen mitgebracht wurde, zu sich. Als sie durch das Tor in die menschenüberfüllte Vorhalle treten wollten, kam ihnen schon Hopkins mit dem Herrn aus dem Warenhaus entgegen.

„Alles in Ordnung,“ berichtete der letztere. „Wir haben zwei große Koffer gerichtet; einer enthält Kleider und Hüte, sowie Schuhzeug, der andere Wäsche, sowie die sonstigen Toilettenartikel. Sie stehen bereits in Ihrem Schlaftaum, Madam. Hier sind die Schlüssel.“

Mechanisch nahm Lucy die vier zierlichen Dinger entgegen und behielt sie in der Hand. Sie beachtete kaum, daß die Herren sich empfahlen. Von dem hastig

sich einen Weg durch das Menschengewühl bahnen den Snyder geführt, betrat sie gleich darauf die riesige Abfahrthalle. Der elegante Luxuszug, wohl der schnellste der Welt, stand schon zur Abfahrt bereit. Wie im Traum fühlte sich Luch an den letzten Wagen herangeführt, ein wahres Ungetüm, ganz in Elfenbeinfarbe gehalten, reich mit Gold verziert und mit einer Reihe übergroßer blinkender Spiegelfenster versehen.

Ganz verwirrt nahm sie wahr, wie ein farbiger Diener hurtig einen gepolsterten Leitertritt herbeirückte, um ihr das Besteigen des Wagens zu erleichtern. Dann stand sie, immer diskret von dem nachfolgenden Snyder vorangeschoben, vor dem goldstrohenden Eisengeländer der Plattform und nahm mit steigender Verwunderung wahr, wie sich eine breite, aus mehrzölligem Kristallglas bestehende Tür lautlos vor ihr beiseite schob und ihr den Eingang in das Innere des Salonwagens freigab. Wie sie nun, immer wieder von Snyder sorglich dirigiert, den Fuß weitersetzte, fand sie sich zu ihrem unbefchreiblichen Erstaunen plötzlich in einem vollständigen Zimmer. Und in was für einem Zimmer! Wohin sie auch den Blick wandern lassen mochte, überall traf er auf Eleganz, behaglichen Luxus, verschwenderische Pracht.

Luch wendete sich ängstlich nach Snyder um. „Aber — aber das ist doch kein Eisenbahnwagen — für gewöhnliche Reisende, meine ich!“ stotterte sie befangen. „Da sind ja Tische und Stühle, Sofas an den Wänden und Bilder und Teppiche!“ Sie wagte kaum, auf den letzteren zu stehen, so weich versank sie in ihnen; man hätte auf ihnen schlafen mögen, so kosig erschienen sie. Als Snyder nur lächelnd versicherte, das sei alles in Ordnung, nahm ihr Blick den Ausdruck versteinerten Staunens an. Sie wußte gar nicht, wohin sie zuerst

schauen sollte. Da war das Holzwerk der Wände, unsagbar fein von Künstlerhand abgetönt, mit geschliffenen Kristallspiegeln dazwischen; die Fenster bestanden aus einem einzigen Stück Kristall und liefen in reich ornamentierten Silberrahmen. In einer Nische war ein spinnwebzierlicher Blumentisch aus geschmiedetem und vergoldetem Eisen aufgestellt, mit erlesenen Topfpflanzen darin, die sich wiederum in kostbaren Sevresvasen befanden.

„Nun will ich Ihnen das kleine Reich, in welchem Sie die nächsten dreißig Stunden alleinige Herrin sein werden, rasch noch zeigen,“ meinte Snyder, nachdem er sich lächelnd an ihrem naiven Erstaunen ergötzt hatte. Damit öffnete er in der einen Ecke eine durch einen Pfeiler Spiegel flankierte Tür und trat mit ihr in einen schmalen Durchlaß. Einige Schritte weiter blieb er stehen und deutete auf eine Tür. „Hier ist Ihr Schlafzimmer, Miß Elgin.“ Sie traten in ein trotz seiner Kleinheit behaglich eingerichtetes Stübchen mit einem messingenen Himmelbett darin, Waschtisch, Ankleideschrank, Toilettespiegel, einem komfortablen Schaukelstuhl und einem Etagentischchen — alles in Weiß und Gold gehalten. „Da sind auch Ihre Koffer, sie passen gerade unter das Bücherspind — praktisch, was?“ Er öffnete dieses; eine Reihe gebundener Bücher wurde sichtbar. „Da suchen Sie sich aus, was Sie wollen, es werden immer die neuesten Erscheinungen eingestellt. Ich verstehe nichts davon. Hier ist die elektrische Klingel; sie steht mit dem Speisewagen in Verbindung und wird sofort einen Diener rufen.“ Damit klingelte er auch schon. „Auf der anderen Seite befindet sich der nämliche Schlafraum, den können Sie sich später allein ansehen, der dient Mr. Waltham. Daneben ist auch noch ein kleines Eßzimmer; auf dieser

Seite haben wir dafür eine Küche.“ Sie waren wieder auf den engen Gang getreten, und Snyder hatte eine andere Tür geöffnet. Lucy schlug die Hände zusammen, als sie in eine vollständig eingerichtete Miniaturküche blickte, neben welcher sich ein reichlich ausgestatteter Vorratsraum befand. „Da werden Sie alle Sorten Konserven, auch Wein und dergleichen finden,“ erläuterte Snyder. „Sonst waltet hier der französische Küchenchef von Mr. Waltham. Ich wundere mich, daß er keine Weisung erteilt hat, den Koch mitzuschicken; er hält auf eine gute Küche und ist bei all seiner Mäßigkeit doch ein schwer zu befriedigender Feinschmecker. Schade, Sie werden nun Ihre Mahlzeiten vom Speisewagen nebenan beziehen müssen.“

Er wendete sich dem eben eintretenden farbigen Diener zu. „Hallo, Sam!“ begrüßte er den unterwürdig Grinsenden. „Du wirfst dir alle Mühe geben, das Fräulein hier zufrieden zu stellen. Sie ist die neue Privatsekretärin von Mr. Waltham und fährt zu ihm.“ Der Nigger dienerte. „Well, Miß Elgin wird gleich ihren Lunch nehmen. Du bist ja ein findiger Kopf, Sam. Stell alles zusammen, wie's jungen Damen behagt.“

„Die junge Lady wird zufrieden sein,“ sagte Sam und verschwand.

„Und in diesem Palast soll ich wirklich fahren?“ rief Lucy ganz verwirrt.

„Selbstverständlich. Vergessen Sie nicht, daß Sie von dieser Sekunde an in Diensten von John B. Waltham stehen und vollen Anspruch auf erstklassige Verpflegung haben.“

Sam streckte den Wollkopf nochmals durch die Tür. „Fahren Mister Snyder auch mit?“

„Nein.“

„Dann ist's allerhöchste Zeit, auszustiegen. Zug fährt eben ab.“

Mit einem Blick nahm Snyder zu seinem Schrecken wahr, daß eben der Bahnsteig und die Menschenmenge auf ihm ganz sachte vorüberzugleiten begann. Mit einem Satz war er auf der Plattform. „Good by!“ rief er dem Mädchen noch zu und sprang auf den Bahnsteig.

Luch war ihm auf die Plattform nachgeeilte, die eine Hand auf der Brüstung winkte sie ihm mit wehendem Taschentuch zu. Ihr liebliches Gesichtchen wies einen erschrockenen, ängstlichen Ausdruck auf, als bange ihr vor der weiten Alleinreise.

Snyder winkte zurück. Immer schneller sauste der Zug in die Ferne, wurde immer kleiner und kleiner, bis er schließlich zu einem winzigen Punkte zusammengeschrumpft war.

Da wandte Snyder sich um, und sein Gesicht nahm den gewöhnlichen verschlossenen Alltagsausdruck wieder an. Die Hände in den Taschen, eine nicht angezündete Zigarre zwischen den Zähnen, schlenderte er langsam durch die Menge. Vor dem Bahnhof blieb er stehen und wartete auf den nächsten Straßenbahnwagen, der ihn „downtown“ — nach Wallstreet, der Hochburg der New Yorker Finanzaristokratie, bringen sollte. Sein Mienenausdruck wurde immer verdrießlicher; er wußte selbst nicht, warum ihm eigentlich so flau zu Mute war. Er hatte doch das Menschenmögliche vollbracht und war den Wünschen seines Chefs in vollkommener Weise gerecht geworden. Doch er wurde das unbehagliche Gefühl nicht los, als ob trotz alledem etwas nicht in Ordnung sei. Die Sache war gar zu wunderbar! Der weiberfeindliche Mr. Waltham und eine Stenographin mit Engelsmienen! Na, jedenfalls

war er auf die nähere Erklärung dieser Geschichte begierig.

Wieder im Geschäft angelangt, fand er alle Hände voll zu tun. An der Börse war Hochflut. Der Börsenagent der Firma ließ ihn kaum vom Telephon kommen, es hagelte Anfrage über Anfrage. Dazu waren Besucher in Menge erschienen, die geschäftliche Angelegenheiten von Wichtigkeit zu besprechen wünschten. Kurzum, Snyder sah sich vor einer solch umfassenden und seine Person derartig in Anspruch nehmenden Tätigkeit, daß er im Laufe der nächsten Stunden den verwunderlichen Einfall des Minenkönigs völlig vergaß.

Kurz vor Schluß der Geschäftsstunden, als der stürmische Drang der Geschäfte wieder abgeebbt hatte, trat der Kassierer mit rotem Kopf bei dem Vielgebetenden ein. „Mr. Snyder, ich möchte — ich wollte —“ begann er mit kläglichem Miene.

Snyder war eben dabei, die letzten Unterschriften zu geben; er ließ sich nicht stören, sondern fuhr in seiner Beschäftigung fort, bis er damit fertig geworden war. Jetzt drehte er sich auf seinem Sessel noch Hopkins um, der mit der Miene eines armen Sünders ruhig abwartete, bis die Reihe an ihn kam. „Nichts mehr von Geschäften heute, ich bin abgespannt.“

„Es ist — hm, wegen Walthams Depesche von heute vormittag,“ brachte der Kassierer würgend hervor.

„Na, was soll's noch damit? Ich denke doch, die Sache ist erledigt!“

„Ja, insofern — als nämlich —“ stotterte Hopkins kläglich.

Snyder wurde ungeduldig. Mit der Miene eines gereizten Löwen schien er auf dem Schreibtisch nach einem Gegenstand zu suchen, den er dem anderen an

den Kopf werfen konnte. „Was soll's eigentlich?“ fragte er im Kontrast zu seinem Blicke wunderbar ruhig.

„Mir fiel nämlich ein, daß die Depesche möglicherweise verstümmelt sein könnte, und da — da habe ich dem Telegraphenamte Auftrag gegeben, sie mit dem Original vergleichen zu lassen.“

Snyder hatte das Gefühl, als ob sich der Schreibtisch vor ihm plötzlich zu drehen begann, zugleich verstärkte sich der flaue Druck in der Magengegend. „Sie wollen doch hoffentlich nicht behaupten, daß eine solche Verstümmelung tatsächlich vorgekommen ist?“ fragte er, und als Hopkins nur kläglich nickte, seufzte er. „Hopkins, Sie sind ein Idiot — ein richtiger Idiot!“ wiederholte er. „Es ist doch selbstverständlich, daß man eine derartige Depesche sofort vergleichen läßt. Das ist doch selbstverständlich!“ wiederholte er mit großem Nachdruck. „Haben Sie das nicht getan?“

„Sie hatten die Sache doch selbst in die Hand genommen, Mr. Snyder,“ stotterte Hopkins; „es war doch auch keine Zeit mehr. Die Vergleichenng hat über vier Stunden gebraucht.“

„Sie sind ein Idiot!“ wiederholte Snyder wieder mit der Miene eines Weisen, der eine funkelnagelneue Wahrheit entdeckt hat. „Haben Sie die verglichene Depesche hier? — Ja? — Na, dann geben Sie her!“ Er nahm aus der zitternden Hand das Formular und, während sein Gesicht sich immer beträchtlicher in die Länge zog und sein spärliches Haupthaar sich zu sträuben begann, las er halblaut: „Erwarte meinen Salonwagen morgen abend 9.57 in Madison, Wisconsin, mit Stenogramm in-Fall Smith (Engelsminen). Willkommen mit Freunden. Fahren zusammen Leadville, Colorado. Unterwegs schließe persönlich ab. Dinner



im Zug. Vollständig ausstatten! Nichts vergessen! Zwei Wochen unterwegs. John B. Waltham."

Snyder hatte das Gefühl, als begänne sein Drehstuhl mit ihm zu kreisen, ihn immer höher zu wirbeln, um ihn zur Abwechslung dann mit scharfem Ruck wieder in die Tiefe zu schnellen. Seine Züge nahmen jene tiefrote Färbung an, welche auf drohenden Schlagfluß schließen läßt. Er wollte etwas sagen, brachte es aber nur zu einem unverständlichen Tapsen. Minutenlang blieb er sitzen, ohne einer Bewegung fähig zu sein, und seine Miene wurde nur noch hoffnungsloser entgeistert. Dann nahm er die Depesche wieder zur Hand und versenkte sich von neuem in ihren so unliebsam veränderten Inhalt.

„Eine nette Geschichte — das muß ich sagen!“ brachte er endlich schwach hervor. Er sah den zerknirschten Kassierer vorwurfsvoll an. „Sie sind ein Idiot, Hopkins! Da schicken Sie Mr. Waltham, der die Weiber nicht riechen kann, geschweige denn ausstehen, eine Stenographin — mit Engelsmienen!“ Er lachte unnatürlich auf. „Seit wie lange sind Sie eigentlich im Geschäft?“ fuhr er sanft zu fragen fort. „Das muß doch einer Durchschnittsintelligenz ohne weiteres einleuchten, daß Mr. Waltham natürlich nur das Stenogramm in Fall Smith, dem Besitzer der Engelsminen, gemeint haben kann. Man muß ein Idiot sein, um das nicht kapieren zu können — ein Idiot!“ schrie er, als Hopkins eine Einwendung, deren Inhalt ihm von vornherein bekannt zu sein schien, wagen wollte. „Was haben Sie sich eigentlich gedacht, Herr? Ich will von mir nicht sprechen,“ lehnte er bescheiden ab, „ich — hm, ich habe das Geschäft im Kopfe — natürlich,“ fuhr er energisch fort, „es ist fraglos, daß ich an solche Sachen nicht denken kann. Ihre Pflicht war es, die Verstrüm-

melung zu wittern. — Keine Widerrede, Herr!“ donnerte er. „Da gibt es keine Entschuldigung! Na, Sie haben sich ja eine recht niedliche Geschichte eingebrockt! Wo sind eigentlich Ihre Gedanken? War nicht vor drei Wochen erst jene große Konferenz, in welcher das Syndikat gegründet wurde, welches alle Erz- und Kohlenminen unter eine Hand bringen soll? Ist Mr. Waltham nicht Präsident dieses Syndikats? Ist er nicht nur auf die Reise gegangen, um überall persönlich abzuschließen?“ Seine Stimme klang jetzt wieder väterlich vorwurfsvoll. „Wie kann man nur Mr. Smith mit seinen Kiesenminen vergessen? Dieser Mann ist der bedeutendste Widersacher. Es bedarf der ganzen Geschäftskunst Mr. Walthams, diesen Smith, ohne dessen Beitritt ein Trust nicht zu stande kommen kann, zu gewinnen. Und Sie sind Idiot genug, das Mißverständnis nicht zu erraten, bleiben bei einer Stenographin mit Engelsmienen! — Mr. Hopkins,“ sagte er mit einem schmerzhaften Seufzer, „es tut mir leid, mich so in Ihnen getäuscht zu haben!“

Halb erleichtert erhob sich Snyder und begann eine Promenade durch das Zimmer, dabei den unbeweglich stehenden Kassierer mit seinen Blicken förmlich durchbohrend. „Wollen Sie die Gewogenheit haben und mir sagen, was wir jetzt zu tun haben, um Ihren Mangel an — hm, an Geschäftsroutine wieder gutzumachen?“ begann er dann mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit von neuem. „Mr. Waltham hat seine Geschäftsfreunde zum Dinner in seinen Wagen eingeladen. Hier steht es ja auch deutlich genug: Dinner im Zuge. Vollständige Ausstattung. Nichts vergessen! ... Wir sollten ihm also den französischen Chef senden, komplettes Tafelsilber beipacken, die Vorräte mit allen Saisondelikatessen ergänzen. — Und statt dieser jedem einsichtsvollen

Menschen ohne weiteres begreiflichen Vorbereitungen saust jetzt der Wagen mit einer Geschwindigkeit von sechzig Meilen in der Stunde nach Madison und bringt eine — es ist auszusprechen hart — eine Stenographin mit.“ Er seufzte kummervoll. „Hopkins, Sie sind ein Idiot!“ schloß er dann gedrückt.

Es blieb fraglich, ob dem Kassierer dies einleuchtete; um so besser begriff er, daß in Meinungsverschiedenheiten der Geschäftsführer immer fraglos im Recht sein mußte. So behielt er seine zerknirschete Miene bei und sagte nur schüchtern: „Könnte man nicht eine Depesche nachsenden und den Wagen anhalten lassen?“

Snyder seufzte nur. „Hopkins, Sie machen mir Kummer! Mr. Waltham erwartet ihn morgen abend 9.57 in Madison, vermögen Sie das vielleicht zu begreifen? — Ja? Das freut mich! Also, der Wagen muß weiterlaufen.“

„Aber die junge Dame darin? Könnten wir nicht wenigstens ihr eine Depesche nachsenden?“

„Und sie zur Rückfahrt veranlassen? — Um, das ginge.“ Snyder durchmaß wieder mit langen Schritten das Zimmer. Doch als er stehen blieb, schüttelte er trübselig den Kopf. „Es geht nicht! Nein, es geht nicht! Das Mädel ist jetzt schon ganz konfus. Sie hat auch kein Geld bei sich. So 'ne Depesche würde sie nur verwirren. Sie wäre im stande, in einem Verzweiflungsanfall sich ein Leid anzutun. Das ist kein Ausweg. Strengen Sie Ihr Gehirn an! Haben Sie die Suppe eingebrockt, so löffeln Sie sie nun auch aus!“

„Aber, Mr. Snyder, ich trage doch nicht mehr Schuld, als etwa —“

„— als ich?“ ergänzte Snyder mit einem Verachtungslächeln. „Das wollen Sie vermutlich sagen. Sie haben recht. Ich hätte mich nicht mit Idioten um-

geben dürfen. Dieser Vorwurf bleibt mir nicht erspart.“ Wieder durchwanderte er den Raum. „Ich habe einen Ausweg!“ rief er dann plötzlich. „Ich werde Mr. Waltham in einer ausführlichen Depesche über den ganzen Irrtum aufklären. Ich will versuchen, Ihre Verschuldung so milde wie möglich auszudrücken, Hopkins,“ unterbrach er sich wohlwollend. „Ja, ich will noch mehr tun. Ich werde mit dem Verhandlungsstenogramm über die Smithschen Engelsminen persönlich nachfahren. Der Westexpresß geht um sechs Uhr; immerhin komme ich nur acht Stunden später in Madison an. Ich werde in meiner Depesche Mr. Waltham ersuchen, seinen Wagen dort anhalten und auf den Westexpresß warten zu lassen. Der Wagen trifft ohnehin erst um zehn Uhr Nachts ein, da verhandeln die Herren doch nicht mehr. Sie werden einfach in Madison über Nacht bleiben und am nächsten Morgen die Fahrt gemeinschaftlich fortsetzen. Ich nehme Miß Elgin mit hierher zurück und, abgesehen von einer vorübergehenden Verstimmung, löst sich die Sache in Wohlgefallen auf. Ja, das will ich tun!“ sagte er feierlich. „Um Thretwillen, Hopkins, weil Sie sonst ja ein ganz tüchtiger Beamter sind. Ich werde Mr. Walthams gerechten Unwillen zu besänftigen wissen. Doch seien Sie in Zukunft — hm, weniger begriffstugig. Hätte ich mich nicht auf Ihr Nachdenken verlassen, würde ich natürlich die Situation sofort überschaut haben.“

„Selbstverständlich!“ Hopkins war ganz dankerfüllt und eitel Hingebung, als ihm der Gefürchtete nun mit Gönnermiene die Fingerspitzen hinstreckte.

Als er aber die Tür zum Privatzimmer von außen zugemacht hatte, lächelte er ingrimmig und sagte mit wahrer Wollust, doch so leise, daß es von den übrigen Beamten keiner hören konnte: „Idiot!“

— womit er natürlich pflichtschuldigst nur sich selbst meinte.

## 3.

Luch Elgin kam sich wie die verwunschene Prinzessin in einem Märchen vor. In der kleinen Heimatstadt war ihr Leben einförmig genug verfloßen. Die Reise nach New York, die sie unternommen hatte, um sich dort eine Stellung zu suchen, war die erste einschneidende Veränderung in ihrem jungen Leben gewesen. Doch ihr Herz, all ihr Sehnen und Fühlen waren daheim bei ihren Lieben geblieben. Sie hatte auch in der Riesenstadt ihre schlichten Lebensgewohnheiten nicht geändert und hatte sich aus dem unfreundlichen, billigen Boardinghause nur gewagt, um die tagtägliche Jagd nach einer Stellung abzuhäspeln. Im übrigen hatte sie wie eine Schnecke in ihrem Haus gelebt, unberührt von dem gewaltigen Treiben der Metropole. Die an diesem Morgen einander überstürzenden Ereignisse hatten sie vollständig verwirrt gemacht. Sie stand mit wachen Augen immer noch wie im Traum, auch als sich der Zug längst in Bewegung gesetzt hatte.

Mit Widerwillen dachte sie an ihre Herfahrt vor vier Wochen. Da war sie im gewöhnlichen Zuge gefahren, dem billigsten, den es überhaupt gab, Tag und Nacht hatte sie auf engem, unbequemem Sitz ausharren müssen, der Wagen hatte gestoßen und geschüttelt, daß ihr ganz übel geworden war. Kurz, es war entsetzlich gewesen. Nun spürte sie das Fahren kaum, nicht die leiseste Erschütterung, kein plötzliches Stoßen oder Rütteln; nur das rollende Rädergeräusch und die blitzschnell an den Wagenfenstern vorüberhuschende Landschaft machten es ihr klar, daß sie überhaupt fuhr.

Sie stand noch zaubernd vor der offenen Thür, die zu ihrem Schlafzimmer führte. Ihr schwindelte. In

diesem köstlichen Messingbett mit dem duftigen Spizenhimmel darüber sollte sie schlafen! Ganz mechanisch trat sie an das breite marmorne Waschbecken mit den silbernen Hähnen darüber. Sie erschrak ordentlich, als sie an diesen drehte und heißes Wasser dampfend in das Becken wallte. Zaghaft wusch sie ihre Hände und kühlte dann mit kaltem Wasser Stirn und Schläfen; es kostete sie förmlich Überwindung, sich des bereithängenden kostbaren Linnens zum Abtrocknen zu bedienen. In ihrem Elternhaus hatte früher ja auch Wohlstand geherrscht, ehe die schlimme Zeit gekommen war, doch solch köstliches Gespinnst je gesehen zu haben, konnte sie sich nicht entsinnen. Ganz zaghaft berührte sie den Seidensamt der Portieren, den weichen Plüsch des winzigen Ecksofas, strich sie behutsam über den echten Krokodilbezug des Schaukelstuhlpolsters. Die Ausstattung dieses Raumes allein mußte ein kleines Vermögen gekostet haben. Der Verstand stand ihr still, dachte sie daran, daß sie auf dem Wege zu dem Besitzer all dieser Herrlichkeiten war. Von einem solchen Multimillionär konnte sie sich gar keine Vorstellung machen; der konnte doch nicht wie gewöhnliche Menschen sonst aussehen — und nun sollte sie gar in seiner Gegenwart arbeiten! Würde sie das auch fertig bringen? Eine Riesenangst schnürte ihr die Kehle zu.

Leise Schritte hinter ihr ließen sie umschauen. Der farbige Diener grinste sie freundlich an und meldete, daß aufgetragen sei. „Bitte, hier,“ meinte er höflich, als sie mechanisch nach dem Salon zurückgehen wollte. Wieder schob sich ein Eckspiegel zur Seite, und diesmal traten sie in einen luxuriös ausgestatteten Raum, der an Größe dem Salon nichts nachgab. Blumen in verschwenderischer Fülle, wohin sie auch blicken mochte. Zwischen den Fenstern zu beiden Seiten schmale, zier-

liche Glaschränke, an der einen Schmalwand ein kunstvoll geschnitztes Büfett mit einer Uhr darüber; Wände und Decken mit farbenprächtigen Gemälden von berufener Künstlerhand geschmückt. Nun erst die Tafel selbst! Welch schimmernde Pracht an Gold- und Silbergeräten, leuchtenden Kristallen, köstlichen Frucht-  
auffäßen, gefüllt bis zum Rande!

Der schwarze Bursche lief geschäftig auf und ab; ein Gang folgte dem anderen. Doch es bedurfte seines halb gutmütig vertraulichen, halb respektvollen Zuredens, um Luch zum Zulangen zu bewegen. Sie lebte in beständiger Furcht, wohl gar dies schimmernde Tafeltuch zu beslecken, dessen wundervolles Gewebe anzustaunen sie nicht müde wurde.

Dann machte sich der Schwarze an einem der Wand-  
chränke zu schaffen; allsogleich ertönte eine süße Musik. Überrascht schaute Luch auf und lauschte der lachenden Erklärung des Negers, der sie in der Handhabung der im Schrank untergebrachten Riesenspieluhr unterwies. Dann deutete er auf den winzigsten Flügel, welchen Luch je gesehen und der, in einer Ecke des Speiseraumes aufgestellt, von ihr bisher ganz übersehen worden war. „Wenn Madam spielen wollen, im Schrank daneben sind viele Noten.“

Ob Luch wollte! Sie konnte es kaum erwarten, bis der Schwarze die Tafel wieder abgeräumt hatte und verschwunden war. Sie liebte Musik leidenschaftlich und hatte seit dem Verlassen des Elternhauses keine Taste mehr berührt. Zuerst wagte sie kaum, sich vor das Instrument zu setzen. Kaum hatte sie jedoch mit einigen schüchternen Akkorden den in ihm schlummernden herrlichen Wohlklang entdeckt, da schwand auch ihre Befangenheit, und sie begann sich ganz dem Vergnügen des Spielens hinzugeben. Zuerst kamen Stücke daran,

die sie auswendig wußte; dann faßte sie Mut und begann die aufgehäuften Notenschätze anzuschauen. Ihr Herz klopfte höher, als sie entdeckte, daß all ihre Dieb-linge vertreten waren; zumeist klassische Musik, welcher sie leidenschaftlich ergeben war. Nun wich ihre Befangenheit vollends, und während der Expresszug durch die Weite dahindraufte, versank sie völlig in weltent-rückte Conträumereien. Sie achtete nicht auf den Stundenflug; sie wurde es nicht gewahr, daß draußen schon lange die Dämmerung niedergesunken war. Es schien ihr im Gegenteil immer sonnenheller rings um sie zu werden.

Erst als der Keger seinen Wiedereintritt durch dis-kretes Geschirrklappern bemerkbar machte, ließ sie die Hände sinken, und betroffen bemerkte sie nun erst, daß inzwischen zahlreiche elektrische Deckenlichter angedreht worden waren, die im Raume taghellen Lichtglanz schufen. Nun spürte sie auf einmal auch herzhaften Hunger, und sie folgte gern der Einladung des Schwar-zen, zum Abendessen wieder an der Tafel Platz zu neh-men. Hatte sie Mittags nur zaghaft zugegriffen, so ließ sie sich die jetzt aufgetischten Speisen um so besser schmecken. „Nein, ich danke, ich habe keinen Wunsch mehr für die Nacht,“ beantwortete sie endlich eine dahin-zielende Frage des wieder abräumenden Kegers. „Ganz recht, ich klinge morgen, wenn ich Frühstück will.“

Sie hatte Mühe, ihr Schlafzimmer wiederzufinden. Zuerst kam sie auf einen Durchgang, der dem anderen völlig gleich. Doch ein Blick in das gleichfalls taghell erleuchtete Gemach ließ sie ihren Irrtum erkennen. Wohl war die Einrichtung fast dieselbe; doch da hingen Herrenkleider an den Wänden, in der Ecke statt des Sofas ein Arbeitspult, welches Spuren fleißiger Be-nützung aufwies; darauf Bücher und Nachschlagwerke,



alles sorglich geordnet, als ob der Besitzer den Raum eben erst verlassen habe, um sofort wieder zurückzukehren. Wie von bösem Gewissen getrieben, hastete Luch hinweg, öffnete eine Thür, befand sich im Salon und vermochte von da aus den zu ihrem eigenen Stübchen führenden Korridor zu entdecken.

Dieselbe glanzvolle Helle umfing sie. Sie riegelte sich hastig ein; die Gardinen an den Fenstern waren bereits sorglich zugezogen, die Rouleaus heruntergelassen. Ihr Blick streifte die beiden Koffer. Diese hatte sie völlig vergessen gehabt. Nun erwachte ihre Neugier. Zaghaft probierte sie die Schlüssel. Die Koffer sprangen auf. Wie sie nun den reichen Inhalt auszupacken begann, fiel sie von einem Staunen ins andere. Das alles sollte für sie bestimmt sein? Das war doch nicht gut denkbar! Kopfschüttelnd zählte sie die Kleider, fünf, sechs an der Zahl. Als echte Evas-tochter konnte sie der Versuchung, die Sachen anzuprobieren, nicht widerstehen. Wie herrlich das alles paßte, als ob es für sie gemacht worden sei! Staunend beschaute sie sich immer von neuem wieder in dem deckenhohen Ankleidespiegel. Sie kannte sich einfach nicht wieder. Ganz zuletzt kam ein spitzen-duftiges Gewebe, Taille und Rock auf rosa Seide gearbeitet. Zuerst getraute sie sich kaum, es anzufassen. Als sie es nachher schüchtern anprobirte und sich im Spiegel beschaute, gingen Blutwellen von ihren Wangen aus. Nein — das mußte ein Traum sein! Doch sie konnte sich zwicken und kneifen; sie fühlte den Schmerz ganz deutlich, also mußte sie wach sein.

Das wunderschöne Nachtgewand beschloß sie anzubehalten. Morgen stellte es sich ganz gewiß heraus, daß da ein Irrtum vorlag. So wollte sie über Nacht wenigstens ganz glücklich sein und sich wie eine richtige

vornehme Dame fühlen. Halb im Traume öffnete sie schließlich auch noch den zierlichen Bücherschrank. Sie nahm einen Band heraus. Fast hätte sie vor Entzücken aufgejauchzt. Das war ja der nagelneue Roman, der jetzt in allen Zeitungen als besonders lesenswert angezeigt wurde! Da saß sie auch schon im bequemeren Schaukelstuhl, und wie sie sich erst einmal in die Lektüre vertieft hatte, vergaß sie ganz das Aufhören und blickte richtig nicht eher wieder auf, als bis sie mit der letzten Seite fertig geworden war, und die Liebenden nach Überstehung von allerhand wunderbaren Gesährnissen sich glücklich „gekriegt“ hatten.

Da schaute sie träumerisch vor sich hin, das Gelesene nochmals zu überdenken. Es war so friedlich still, so märchenschön rings um sie; nur die Räder rasselten monoton, das hörte sich an wie ein Schummerlied. Immer mehr überkam sie wohlige Mattigkeit und mengte sich in das unklare Glücksgefühl ihrer Seele.

Da suchte sie unter einem wonnigen Schauer ihr Bett auf und verlöschte eilig das Licht.

## 4.

An der Tür pochte es. Aus tiefem Schläfe wachte Lucy auf, rieb sich die Augen und sah verwundert um sich. Wo war sie nur? Nur mühsam vermochte sie sich an die Erlebnisse des letzten Tages zurückzuerinnern. Durch die herabgelassenen Rouleaus blinkte schon der helle Tag. Da pochte es wieder.

Es war der Keger. „Entschuldigen, Madam, in einer Stunde sind wir in Chicago. Da wird der Wagen abgehängt. Im anderen Zug ist kein Speisewagen. Frühstück ist bereits aufgetragen.“

Geschwind erhob sich Lucy. Wie lange und süß sie

geschlafen hatte! Ein Blick auf die Uhr zeigte ihr, daß es bereits auf neun Uhr ging. Sie wollte ihr Kleid vom Bortage überstreifen, doch dann besann sie sich, daß sie ja mit Mr. Waltham zusammentreffen würde. So legte sie nach kurzem Zögern ein dunkelblaues Tuchkleid an, das ihr am Abend zuvor besonders gut gefallen hatte.

Beim Frühstück wartete Sam auf. Sie müsse später mit kaltem Lunch fürliebnehmen, den er bereits auf das Büfett gestellt habe, berichtete er. Auf den Bahnlinien, die von Chicago aus den Salonwagen weiterbeförderten, gab es keinen Speisewagen. „Wundert mich, daß Mister Waltham nicht seinen Koch hat kommen lassen. Dort oben ist nicht gute Gegend, gibt fast nichts zu essen.“

Luch hörte kaum auf ihn. Sie fühlte sich wieder seltsam bedrückt. Mit Wangen sah sie dem Zusammentreffen mit ihrem künftigen Chef entgegen; jetzt begriff sie wieder kaum, woher sie den Mut genommen, solch weite, abenteuerliche Fahrt zu wagen. In ihrem Kleinmut wäre sie am liebsten Hals über Kopf nach New York zurückgekehrt, wenn sie nur gekonnt hätte. Doch die paar Silberlinge in ihrer schmalen Börse reichten nicht weit. Hätte Mr. Snyder ihr nicht zuvorkommend ausgeholfen, so hätte sie nicht einmal ihre Verbindlichkeit im Kosthause begleichen können. Was waren das für sorgenvolle, entbehrungsreiche Wochen, die hinter ihr lagen! Sie sah sich immer noch auf ihrem tagtäglichen vergeblichen Gang von Geschäft zu Geschäft; überall Achselzucken, frostiges Bedauern, und wo man ihr einmal einen Platz geboten, da war er so niedrig bezahlt, daß sie kaum selbst davon hätte ihr Leben erschwingen, geschweige für die Lieben daheim sorgen können.

Und nun dieser traumhafte Wandel! Zum ersten Male schlich sich etwas wie Neid in ihre junge Seele. Doch sie streifte den unedlen Gedanken schnell ab. Dieser plötzliche Glücksfall kam sicher nicht von ungefähr. Da hatte daheim ein liebend Mutterherz bangend und sehrend für sie gebetet — und nun war das Glück gekommen, märchenschön, unglaublich verschwenderisch. Doch sie wollte sich alle Mühe geben, Mr. Waltham zufrieden zu stellen. Er sollte ihr heimlich seine Geringschätzung des weiblichen Geschlechts abbitten und zu der Erkenntnis kommen, daß sie ihre Arbeit so pflichtgetreu und zuverlässig, so prompt und flink zu erledigen verstand wie irgend einer dieser hochbezahlten Herren.

Schnell verstrich die Zeit. Stundenlang saß Lucy am Fenster und schaute, die Hände im Schoß gefaltet, auf die vorüberziehende Landschaft. Endlose Prärien, dann wieder wildromantische Schluchten, in fruchtbaren Tälern einsam liegende Farmhäuser, bei deren Anblick sich das Herz weitete und nach gleich friedvollem, weltfernem Glück verlangte. Auch auf der neuen Linie hielt der Zug nur selten, und dann immer nur gerade so lange, um Gelegenheit zum Ein- und Aussteigen zu geben.

Längst hatten die auf den zumeist wenig sehenswerten Bahnhöfen sich abspielenden Szenen in ihrer ermüdenden Gleichförmigkeit jegliches Interesse für Lucy verloren. Sie hatte sich wieder an den Flügel gesetzt. Wer konnte wissen, ob sie so bald wieder eine Gelegenheit fand, auf dem herrlichen Instrument zu spielen, hatte der Minenkönig erst wieder Besitz von seinem Wagen genommen. Das war ja selbstverständlich, daß sie dann, abgesehen von der Arbeitszeit, auf den Gebrauch ihres eigenen Zimmers beschränkt blieb und

den herrlichen Speiseraum, wenn überhaupt, höchstens zu den Mahlzeiten betrat. Sie schalt sich selbst wegen des Gefühls der Trauer, das dabei ihre Seele erfüllte. Wie konnte man nur so rasch sich verwöhnen! Gestern war ihr das reizende Stübchen noch als der Inbegriff alles Schönen erschienen, und heute verlangte sie schon mehr. Es war gut, daß ihr Traum seinem Ende zugeing; fühlte sie sich doch fast schon versucht, in all diesen schönen Räumen heimisch zu werden.

Die niedersinkende Dämmerung fand sie immer noch am Flügel. Heute war kein Sam mehr da, um die elektrischen Lichter zu entzünden. Doch sie verstand die Kurbel selbst anzudrehen und zog auch sorglich die Fenstervorhänge zusammen, um von draußen nicht gesehen werden zu können.

Wieder saß sie in ihr Spiel vertieft. Zu Hause war es der Mutter liebste Freude gewesen, ihr nach vollbrachtem Tagewerk zuzuhören. Dann hatte sie, wenn die Dämmerungsschatten in die niedere Stube wallten, sich ihren eigenen Einfällen überlassen, hatte ihr besonders liegende Sätze aus ihren Lieblingssonaten verwoben, bis sie endlich ganz weltentrückt nur noch ihren Tönen gelebt hatte, bis die Mutter sie mit einem Ruffe wieder in die Wirklichkeit zurückgerufen und lächelnd gemeint hatte, für heute sei es genug, und es sei Zeit zum Abendessen.

Auch heute schwebte die Einsame in einer Welt von Tönen. Fast unbewußt ging sie in die Melodie eines französischen Liebesliedes über, das die Mutter stets besonders gern von ihr hörte, und ebenso unwissentlich, zuerst nur leise vor sich hin summend, dann aber ihre süße, an das Singen eines Waldvogels gemahnende Stimme immer voller anschwellen lassend, sang sie vor sich hin.

Luch war so völlig in ihr Lied vertieft, daß sie es gar nicht bemerkt hatte, wie der Zug sekundenlang angehalten und sich dann wieder in Bewegung gesetzt, und ebensowenig wurde ihr bewußt, daß sie in dem lichtdurchfluteten Gemach nicht mehr allein war. Behutsam hatte sich die Spiegeltür zurückgeschoben, und in ihren Rahmen war ein hochgewachsener, breit-schulteriger Mann getreten. Sein stolzes, kühngeschnittenes, tiefgebräuntes Gesicht, das gleich den kohlschwarzen, blitzenden Augen darin von unbeugsamer Energie sprach, drückte den Ausdruck fassungslosen Erstaunens aus. Der bartlose, über einem massiven, edigen Kinn sich wölbende Mund war verkniffen wie in gärendem Arger, der erst beim längeren Erklingen der lieblichen Mädchenstimme in maßloses Befremden überging. Alles an ihm schien vor ungeduldiger Frage zu erbeben; doch er blieb ruhig stehen, und erst als der letzte Ton von den Mädchenlippen verklungen war, und die Sängerin mit einem wehmütig hingehauchten Akkord sich im Spiel unterbrach, kam wieder Bewegung in seine athletische Gestalt. Nun trat er vor.

So sehr der weiche Teppich auch seine Schritte dämpfte, war deren Geräusch Luch doch nicht entgangen. Sie fuhr mit einem leisen Schreckensruf herum, und wie sie den Unbekannten in ihrer unmittelbaren Nähe stehen sah, den Blick der dunklen Augen halb fragend, halb abweisend auf sie gerichtet, schnellte sie verstört vom Sitze auf, und alles Blut wich aus ihren Wangen.

„Ich bitte um Verzeihung wegen der Störung,“ sagte der Fremde mit klangvoll tiefer Stimme, indem er sich förmlich vor dem Mädchen verneigte, ohne den Blick von diesem zu lassen. „Ich bin John B. Waltham und glaube mich in meinem Wagen zu befinden.“

„Mr. Waltham?“ rief Lucy in wachsender Verwirrung. „O, ich dachte, Sie würden erst in Madison einsteigen.“

„Das war allerdings meine Absicht,“ lautete die Antwort Walthams. „Eine unvorhergesehene Konferenz berief mich in diese Gegend, und es gelang mir, den Zug glücklich noch auf der letzten Station zu erreichen.“ Er hielt einen Augenblick inne. „Wie kommen Sie hierher? Es ist ein Privatwagen, Madam —“ Er hielt fragend inne.

„Ich bin Miß Lucy Elgin, Ihre neue Stenographin,“ sagte das Mädchen schüchtern, sich dabei ängstlich verneigend.

Waltham stand mit offenem Munde. „Was für ein Ding?“ fragte er zurück.

„Die neue Stenographin,“ stammelte Lucy, in ihrer Tasche suchend und den ihr von Snyder eingehändigten Brief hervorziehend. „Mr. Snyder hat mich angestellt. Er brachte mich auch in diesen Wagen — er ist ein Jugendfreund meines Vaters,“ setzte sie unsicher hinzu, als Waltham fortfuhr, sie voll unfassbaren Staunens zu betrachten, als sei sie irgend eine gespenstige Erscheinung anstatt eines Wesens von Fleisch und Blut. „Ist es nicht recht, Mr. Waltham? Er gab mir diesen Brief. Vielleicht erklärt dies alles.“ Bitternd, kaum mehr ihre Tränen verhalten könnend, überreichte sie den Umschlag.

Mit einer brüskten Handbewegung nahm Waltham den Brief in Empfang und las zuerst den beigelegten Zettel, dann die Depesche. Seine Gesichtsfarbe wurde immer beängstigender, die Adern traten dick auf seiner Stirn hervor. „Snyder muß verrückt geworden sein! Herr des Himmels, was ist das für ein Unsinn!“ Er las die Depesche mit ihrem krausen Inhalt, der ihm

augenscheinlich noch unverständlicher vorkam als seinem Personal am Tage zuvor, von neuem durch. Dann wendete er sich mit kurzem Ruck an Lucy. „Haben Sie das Ding da gelesen?“

Das Mädchen verneinte schüchtern. „Mr. Snyder sagte mir, ich sollte sofort reisen. Ich war gerade bei ihm, um wegen einer Anstellung nachzufragen. Er sagte auch, er müßte mir eine ganze Ausstattung kaufen und — und ein Dinnerkleid.“

Nun weinte sie schon wirklich. Walthams Gesichtsausdruck war auch zu fürchterlich.

Ein drückendes Schweigen entstand. Waltham schien ihre Gegenwart ganz vergessen zu haben. Seine Züge waren wirklich vom Jähzorn entstellt. Er sprang plötzlich auf, eilte aus dem Zimmer und kam eine Minute darauf zu der so jäh aus all ihren Hoffnungsträumen Gestürzten in womöglich noch gesteigerter Erregung zurück. „Da hört alles auf!“ grollte er. „Kein Koch, keine Vorbereitungen — nichts! Und in wenigen Stunden sind wir in Madison. Da steigen zwei Herren zu mir ein, die habe ich zum Essen eingeladen! Und gerade noch dieser Smith, dieser nur aus Lebensregeln und gesellschaftlichen Anstandsrücksichten zusammengestopfte Hanswurst! Das ist keine Blamage mehr — er nimmt's für eine Beleidigung, ja er wird sich tödlich beleidigt fühlen. Die ganze Kombination fällt ins Wasser!“ In nicht länger zu bändigender Wut schüttelte er die Fäuste. „Hätte ich diesen Snyder hier — ich könnte ihn erwürgen!“ schrie er zähneknirschend. Dann, sich auf die Gegenwart des Mädchens besinnend, hielt er inne, biß sich auf die Zähne und zwang sich zur äußeren Ruhe. „Sie müssen einen schönen Begriff von mir bekommen, Miß — Miß Elgin,“ setzte er nach einem Orientierungsblick auf den Zettel hinzu, „Sie



können freilich nicht ahnen, in welche Verlegenheit mich dieses unglaubliche Mißverständnis bringt.“ Er wurde immer ruhiger, nun suchte er sogar zu lächeln und deutete mit weltmännischer Höflichkeit auf einen Sessel. „Vor allen Dingen nehmen Sie Platz — nein, ohne Biererei, bitte, ich bin kein Freund von übertriebenen Höflichkeiten. Bitte, weinen Sie auch nicht mehr. Ich hasse Tränen, und — und Sie können doch schließlich nichts dafür!“

„Nein, das kann ich wirklich nicht!“ beteuerte Luch, gehorsam ihre Tränen trocknend. Nun saß sie ihm gegenüber, mit angstvollen Blicken verfolgte sie das lebhafteste Spiel seiner noch immer in heller Erregung arbeitenden Züge. Er schwieg eine lange Weile, dann zog er mechanisch eine unförmlich große, kohlschwarze Zigarre aus der Tasche, schnitt die Spitze ab und rauchte in starken Zügen an. Dann besann er sich. „Entschuldigen Sie den Mangel an Lebensart. Damen muß man wohl zuerst um Raucherlaubnis fragen. Ich bin so wenig an die Gegenwart des anderen Geschlechts gewöhnt, daß —“

„Ich bin doch Ihre Stenographin, Mr. Waltham. Herren pflegen bei den Geschäften immer zu rauchen.“

„Ganz richtig, also Sie sind meine Stenographin, das habe ich ganz vergessen. Hätte ich den braven Entyder hier, würde ich es ihm unvergeßlich machen. — Nein, nein, weinen Sie um Himmels willen nicht wieder,“ unterbrach er sich hastig, als er sie nach dem Taschentuch greifen sah. „Ich bin zwar leidenschaftlicher Raucher, doch wenn es Sie belästigt —“

„Aber wirklich nicht. Mein seliger Vater rauchte immer. Ich habe es sogar gern.“

„Danke.“ Nun paßte er in mächtigen Zügen. „Ich muß rauchen, soll ich nachdenken können. Und

diese Situation erfordert Nachdenken.“ Unvermittelt sprang er plötzlich wieder auf die Füße. „Die Pest über diesen Snyder! — Verzeihen Sie, Miß Elgin, in Damengesellschaft darf man wohl nicht fluchen,“ lenkte er mit gezwungenem Auflachen wieder ein. „Ich bin Naturmensch, schwache, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Es ist auch zu ärgerlich! Nein — es ist niederträchtig!“ brauste er von neuem auf. „Schickt mir die Bande statt des Smithschen Stenogramms eine Stenographin mit —“ Er hätte beinahe noch etwas hinzugefügt, verschluckte es aber noch rechtzeitig. „Ein Protokoll über die Smithschen Engelsminenkonferenzen hat Ihnen Snyder nicht mitgegeben?“ erkundigte er sich.

Er wartete kaum ihre Antwort ab, sondern stürzte in sein Schlafzimmer. Dort hörte ihn die Bitternde ungestüm auf dem Schreibtisch wühlen. Gleich darauf kam er wieder ins Zimmer geschossen. „Es ist zum Verrücktwerden!“ bröhnte seine Stimme. „Keine Spur von dem Stenogramm! Wie soll ich nun mit dem scheinheiligen alten Fuchs verhandeln! Er bestreitet ja jede Konzession, die sein Partner auf unserer Konferenz gemacht hat. Meine ganze Reise ist umsonst. Und kommen wir jetzt nicht zum Abschluß, dann nie. Schon jetzt sichert manches an die Öffentlichkeit durch. Das ganze Riesensprojekt fällt ins Wasser! Die Arbeit von Jahren vielleicht umsonst!“

Er stürmte durch den Raum, warf sich dann in den Ledersessel, daß dieser in allen Fugen krachte, und qualmte wie ein Fabriksschlot. „Na, die Augen von Smith und Jungerfoll möchte ich sehen, kommen sie nachher und finden statt eines gedeckten Tisches, daß Schmalhans Küchenmeister bei mir ist. Dabei haben sie zwölf Stunden Wagenfahrt hinter sich und werden wie die Wölfe ausgehungert sein!“

„Könnte ich nicht vielleicht behilflich sein?“ fragte Luch ängstlich.

„Sie? Wieso?“ Er schaute sie groß an.

„Ich kann ganz leidlich kochen. In der Küche stehen ja eine ganze Menge Konserven, die man verwenden kann. Ich würde mich getrauen, eine Mahlzeit herzustellen. Und wenn die Herren so ausgehungert sind, wie Sie sagen, so schmeckt's ihnen vielleicht doch.“

Zuerst wollte Waltham ärgerlich auflachen; er besann sich indessen und schaute sie staunend an. „Ihr Wort in Ehren, aber Sie können wirklich kochen, so kochen, daß man es nachher auch wirklich essen kann?“

Nun mußte Luch fast wider Willen lächeln; ein leichtes Rot lehrte in ihre Wangen zurück. „Stellen Sie mich auf die Probe, Mr. Waltham. Habe ich es nachher nicht recht gemacht, so ist es immer noch Zeit, mich auszuschelten.“ Sie hielt, wie erschrocken über ihre Kühnheit, wieder inne; sie begriff selbst nicht, woher sie den Mut nahm, dem Minenkönig gegenüber so frisch von der Leber weg zu sprechen.

Doch der lachte schon wieder; nicht das kurze, trockene Lachen von vorhin, das nur in lärmendem Geräusch besteht, sondern jetzt lachten seine Augen mit. Ganz flüchtig freilich, wie rasch ermüdet von der ungewohnten Tätigkeit. „Eine junge amerikanische Lady, die kochen kann! Hören Sie, Miß Luch, lassen Sie das Barnum & Bailey nicht hören, sonst kapern Sie die für ihr Museum! — Doch im Ernst,“ fuhr er fort, „getrauen Sie sich's wirklich? Es wäre fast zu schön, um wahr zu sein — und überdies, ich kann es Ihnen kaum zumuten.“

„Warum nicht?“ fragte sie unbefangen zurück. „Ob ich für Sie stenographiere oder koche. Ich tu's

sehr gern. Ich hatte immer am Kochen Freude. Ich will mir einmal die Vorräte ansehen.“

Als sie nach einer kleinen Weile zurückkehrte, sah sie sehr energisch aus. „Sie brauchen nicht zu zweifeln, Mr. Waltham, ich habe draußen mehr gefunden, als zu einem ganzen Dinner nötig ist. Die Herren werden sogar vorzüglich speisen. Es ist bis auf frisches Fleisch alles da. Ich nehme eben Fleisch- und Fischkonserven — das soll man gar nicht schmecken.“

„Na — na!“ meinte er und schaute sie amüsiert an.

„Lassen Sie mich nur machen, Mr. Waltham. Wir werden das schönste Dinner haben. Jetzt ist es zum Kochen freilich noch viel zu früh, die Konserven sind ja ohnehin fertig. Wenn ich in zwei Stunden anfangen werde, werde ich in Madison gerade auftragen können.“

„Alle Wetter!“ Er geriet immer mehr in Verwundung. „Na, dann nehme ich Ihre freundliche Aushilfe dankend an. Mir fällt ein Stein vom Herzen! Jetzt müssen Sie mich aber entschuldigen. Ich bin ohnehin ein schlechter Gesellschafter. Spielen Sie Klavier und singen Sie. Das war vorhin ein prächtiges Lied. Sie haben eine schöne Stimme. Ich mache mir sonst nicht viel aus Singsang, doch Ihnen hörte ich gerne zu.“

Sie errötete vor Vergnügen. Ihr auf den Gefrierpunkt gesunkenes Hoffnungsbarometer begann langsam wieder in die Höhe zu klettern. Dieser Mr. Waltham war im Grunde ein ganz umgänglicher Mensch. Er mochte freilich im Zorn schrecklich sein können; das hatte er vorhin bewiesen. Vielleicht konnte sie ihn von ihrer Verwendbarkeit überzeugen. Der Gedanke, daß die exträumte Stellung sich nicht verwirklichen sollte, war allzu trübe.

„Lassen Sie sich also nicht stören,“ meinte Waltham,

sich nach der Tür wendend. „Ich muß das verwünschte Verhandlungsprotokoll aus meinen Notizen frisch zusammensstellen, denn Smith wird sofort danach fragen. Na, ich weiß zur Not eine Schreibmaschine zu bedienen.“

„Darf ich Ihnen nicht helfen?“ fragte Luch.

„Sie?“ Er schüttelte mit dem Kopfe. „Liebe Miß Elgin, wenn ich arbeite, so muß es mit Dampf gehen. Ich habe die bestbezahlten Stenographen in meinem Geschäft, es arbeitet mir aber keiner zu Dank.“

„So versuchen Sie es wenigstens!“ sagte Luch, ihn mutig dabei anschauend. „Was Männer leisten, das kann ich auch. Ich stenographiere schneller, als Sie sprechen können.“

Nun mußte er wieder belustigt lachen. „Sie sind ja ein ganz couragiertes kleines Fräulein!“ Er überlegte. „Nun, versuchen können wir's!“ Damit schritt er auf einen der Wandschränke zu. Als er ihn öffnete, erblickte Luch zu ihrem Erstaunen ein niedliches Pult mit Rolldeckelverschluß, das er mühelos vorzog. „Da ist Papier und Schreibzeug genug, die Maschine steht daneben.“ Aus einem mitgebrachten Handkoffer holte er eine Aktentasche, schloß sie auf und entnahm ihr eine Anzahl Papiere. „Sind Sie bereit?“ fragte er. Er hatte sich inzwischen gesetzt und wieder eine seiner Riesenzigarren entzündet. „Na, dann los!“

Zuerst machte ihn die ungewohnte Lage selbst befangen; dazu kam die Schwierigkeit, sich durch die verwickelten Aufzeichnungen durchzufinden und diese übersichtlich aneinanderzureihen. Darum erfolgte sein Diktat zuerst stoßend; er hatte sich zudem vorgenommen, Rücksicht auf die Unzulänglichkeit seiner unverhofften Mitarbeiterin zu nehmen. Doch schon wenige Minuten später war er mitten in seinen Ideen, er vergaß Rücksichtnahme, Ort und Zeit; wie er damals in sachlich

beredter Ausführung die Bevollmächtigten der Finanzgrößen in gemeinschaftlicher Konferenz von der Durchführbarkeit und absoluten Notwendigkeit seiner Vorschläge derart zu überzeugen verstanden hatte, daß diese von den Versammelten einstimmig als Basis für die späteren endgültigen Abschlüsse angenommen worden waren, so wiederholte er jetzt in gleich lichtvoller und überzeugender Weise seine frühere Rede. Dabei sprach er immer schneller, ohne einen Augenblick auszusetzen.

Luch begriff gar bald, daß es der Anspannung all ihrer Kräfte bedurfte, um mit diesem gleich einem murmelnden Springquell von den Lippen rinnenden Diktat gleichen Schritt zu halten. Doch diese Erkenntnis, weit entfernt, ihr den Mut zu rauben, stachelte ihren Ehrgeiz auf das äußerste an. So ließ sie die Hand über das Papier fliegen, und je rascher der Sprechende die Worte hervorstieß, desto schneller standen sie auch in den magischen Kurzzeichen auf dem Papier.

Das ging so etwa zwanzig Minuten lang. Dann war er fertig. Luch legte den Bleistift hin und erhob sich.

Sie trat an den kurz von seinen Papieren Aufblickenden. „Ich habe einige technische Ausdrücke nicht verstanden,“ meinte sie mit geschäftlicher Anaptheit. „Bitte, wiederholen Sie mir diese.“ Damit las sie einige angemerkte Stellen aus ihrem Stenogramm vor, und zwar, wie Waltham zu seiner geheimen Überraschung entdeckte, fließender und korrekter, als er es gewohnt war. „Danke, Mr. Waltham,“ meinte sie, nachdem sie die nötigen Korrekturen gemacht. Damit ging sie wieder zum Pult zurück und rückte die Schreibmaschine zurecht.

„Sie wollen doch nicht mit Übertragen anfangen? Das hat wenig Zweck, denn wenn Sie Ihr Versprechen

einlösen und in der Küche aushelfen wollen, so werden Sie nicht weit kommen.“

„Sie haben zwanzig Minuten diktirt, das erfordert zur Übertragung etwa die vierfache Zeit, ich kann es also wagen, Mr. Waltham,“ widersprach Luch. „Wir haben jetzt gleich halb acht Uhr, um dreiviertel neun Uhr denke ich fertig zu sein; ich habe dann immer noch eine Viertelstunde für die Durchsicht übrig. Wieviel Abzüge wünschen Sie?“

„Im ganzen drei Exemplare.“ Kopfschüttelnd entzündete Waltham die erloschene Zigarre wieder. In der Art des Mädchens lag etwas, das ihm wider Willen imponierte. Er zwang sich jedoch zu einer skeptischen Miene.

Luch schien sie nicht zu beachten. „Sehr wohl. Ich werde vier Exemplare anfertigen, damit eine Ersatzabschrift vorhanden ist.“ Damit saß sie auch schon vor der Maschine, legte hurtig einige Bogen Kohlenpapier zwischen die Schreibblätter und spannte ein. Die Sekunde darauf tippte sie auch schon. Das ging flott, fast taktmäßig, sie blickte kaum auf ihre über die Buchstabetasten wirbelnden Hände, sondern behielt unausgesetzt ihr Stenogramm im Auge und unterbrach sich nur, galt es, umzuwenden oder die Schreibseiten zu erneuern.

Nach einer Weile konnte Waltham der Versuchung nicht widerstehen, die ersten bereits fertiggestellten Seiten auf ihre Verwendbarkeit hin prüfend zu betrachten. Als er zu lesen begann, bemächtigte sich seiner auch schon eine angenehme Überraschung. Er hatte selten eine solch sorgfältige, sauber und gewissenhaft sich anbietende Übertragung gesehen. Er war ein gefürchteter Kritiker, denn er besaß die Gabe, beim Durchlesen ohne weiteres zu erkennen, ob das Diktat

wortgetreu übertragen war oder nicht. Was er las, war einwandfrei. Er legte die Blätter hin, lehnte sich im Sessel zurück und begann unauffällig die völlig in ihre Arbeit Vertiefte zu betrachten. Wie hübsch und ebenmäßig schlank sie war! Sie saß mit dem Rücken nach ihm, hielt den Kopf ein wenig nach vorn geneigt; verursacht durch die Anstrengung lag ein rosiger Hauch über dem schimmernden Schnee ihres von widerspenstigen Goldlöckchen halb verdeckten Nackens. Zuweilen, wenn sie nach dem Stenogramm schaute, erschien ihr feines Profil; das mutete Waltham in seiner jugendlichen Lieblichkeit seltsam bekannt an. Wie er grübelnd nachdachte, kam er auf die Sixtinische Madonna, vor welcher er in Dresden lange bewundernd gestanden; das Köpfchen da vor ihm hatte viel mit der Gestalt gemein, die auf dem Bilde zur Linken der Gottesmutter kniet. Mit Behagen nahm der Minenkönig auch wahr, daß ganz gegen seine sonstige Gewohnheit sein Zorn merkwürdig schnell verraucht war; er konnte jetzt schon seinem Geschäftsführer kaum mehr zürnen. Sonst war ein Arger bei ihm von solider Dauer, besonders wenn er sich in einem solchen Dilemma sah, wie es dieses heillose Mißverständnis geschaffen hatte. Zur Hälfte war indessen der Schaden bereits ausgewetzt; arbeitete das Mädchen in demselben Tempo weiter, so mochte sie wohl zur gefetzten Frist mit dem Stenogramm fertig werden, und dieses mochte die Basis für die bevorstehenden Verhandlungen abgeben, fehlten auch die Unterschriften der Teilnehmer an der Konferenz.

Immer wieder ertappte sich Waltham bei der Betrachtung der unermüdet Arbeitenden; sie war keine eigentliche Schönheit, doch unendlich lieblich, etwa wie ein taufrischer Maimorgen, der nichts von des Sommers sengender Schwüle weiß. Dabei ging es von ihr so



beruhigend aus. War eigentlich ein ganz mutiges Frauenzimmer, ganz anders wie die Frauen, die er bisher kennen gelernt hatte. Aus dem Mädchen sprach Einfachheit, ein schlichter, natürlicher Sinn. Sie machte nicht viele Worte, dabei keine Spur von Ziererei oder prüber Zurückhaltung, die er ungefähr ebenso grimmig haßte wie aufdringlich selbstbewußte Koketterie. Sie mußte noch sehr jung sein, vielleicht noch nicht einmal zwanzig Jahre.

Doch sie war ein Weib! Das allein war für John B. Waltham genügend, sie mit unvermindertem Mißtrauen zu betrachten. Er hatte in jungen Jahren eine betrübende Erfahrung machen müssen, war damals in die Neze einer Sirene geraten, die ihm eine tolle Liebeskomödie vorgespielt, bis ein Zufall schließlich noch rechtzeitig ihm entdeckt hatte, daß sie nicht ihn, sondern nur seine Millionen geliebt hatte. Von Stund' an war er zum Weiberhasser geworden und hatte das schöne Geschlecht völlig aus seinem Gesichtskreis verbannt. Seine leidenschaftliche Natur hatte sich einzig aufs Geldverdienen geworfen; in etwa zehn Jahren hatte er das ihm vom Vater hinterlassene Millionenerbe verzehnfacht, und seinem Ehrgeiz war noch lange kein Genüge getan.

Was die fleißige Kleine da anbetraf, so konnte von ihrer dauernden Beschäftigung in seinen Diensten natürlich keine Rede sein; er würde sie, sah er erst in diesem heillosen Mißverständnis ganz klar, bei nächster Gelegenheit anständig entlohnen und zurückschicken, ihr vielleicht auch durch eine Empfehlung den weiteren Lebensweg ebnen helfen. Nun, er würde ja sehen.

Einstweilen wurde er in seinem Nachdenken unterbrochen. Luch war fertig geworden. Nun stand sie mit geröteten Wangen vor ihm und überreichte ihm

ihre Arbeit. „Ich habe die Exemplare durchgesehen,“ berichtete sie. „Ich werde jetzt in die Küche gehen.“

„Das haben Sie recht nett gemacht,“ meinte Waltham anerkennend, nachdem er die Seiten flüchtig durchgesehen hatte, „sind Sie im Kochen gleich tüchtig, so erwartet uns eine Göttermahlzeit!“

„Ich werde mein Bestes versuchen,“ entgegnete sie, und mit zierlicher Verneigung verschwand sie durch die Tür.

Waltham blieb ruhig sitzen. Er nahm die Arbeit wieder vor und las sie aufmerksam durch, die Füllfeder zur Hand, um nötige Verbesserungen anzubringen. Das erwies sich als überflüssig; es gab nichts zu verbessern. „Schade, daß sie kein Mann ist,“ meinte er nachdenklich, als er zu Ende gekommen war. „Sie hat das Zeug zu einem tüchtigen Privatsekretär in sich. In meinem Geschäft ist keiner, der ihr das nachmachte. Doch daran ist nicht zu denken. John B. Waltham beschäftigt grundsätzlich keine Ladies, und dabei bleibt es!“

Er erhob sich, um die Blätter in seinem Schreibtisch zu verschließen.

Als er wieder in das Esszimmer zurückkehrte, stand er eine Weile unschlüssig. Dann, als er wieder eine frische Zigarre entzündet hatte, ging er unschlüssig im Raume auf und nieder, und einem plötzlichen Gedanken nachgebend trat er auf den zur Küche führenden Verbindungsgang hinaus. Gleich darauf stand er an der offenen Tür.

Seinen Blicken offenbarte sich ein liebliches Bild. Mitten in der Miniaturküche stand Lucy, in reger Geschäftigkeit begriffen. Den Borräten hatte sie eine mächtige weiße Kleidschürze entnommen, die ihre schlankte Figur ganz umschloß. Sie war eben beim

Mudelmachen, handhabte flink das Wellholz; nun sie Walthams Blick begegnete, ging ein jähes Erröten durch ihre erhitzten Mienen, welche vom Mehlstaub leicht gepudert erschienen.

„Nur keine Furcht, Mr. Waltham, ich werde zur rechten Zeit fertig! Das Muldewasser kocht schon!“ rief sie, ohne sich stören zu lassen, und deutete auf den Gaslochofen, auf dessen Stahlplatte es aus einer ganzen Reihe von Töpfen lustig brodelte und zischte. „Oder wollen Sie etwa mithelfen?“ setzte sie schallhaft hinzu.

Waltham verneinte schweigend; sein Gesicht blieb ernst, während er fortfuhr, sie zu beobachten. Ein Bild aus seiner frühen Kindheit fiel ihm ein. Da hatte seine Mutter, ehe sie sich zur großen Dame entwickelt, wohl auch zuweilen gekocht; dann hatte er ihr helfen dürfen, Kofinen lesen oder Mulden schneiden, vielleicht auch Eier rühren. Im Geiste hörte er die Mutter später klagen, wie sie sich im plötzlich erworbenen Reichtum und den durch ihn ihr auferlegten Verpflichtungen nicht wohl fühlte, wie sie sich zurückkehrte nach der früheren einfachen Zeit. Sie hatte den Glanz auch nicht lange ertragen, sondern war früh gestorben; ebenso wie der Vater, den hatte die Dollarjagd auf dem Gewissen. Er selbst war in dieser ja bisher gleichfalls aufgegangen; jetzt zum ersten Male wohl in seinem arbeitsreichen Leben wollte ihm die Erkenntnis dämmern, als gäbe es noch ein anderes Glück, als sich zu bereichern, als blühe eine bescheidene Blume weitab von seinem geradeaus aufs Ziel gerichteten Wege, die wohl des Verweilens wert war.

Doch das blieb nur die sentimentale Regung eines Augenblicks. Er nahm sich gewaltsam zusammen, um den Zauber unwirksam zu machen, den dies Haus-

mütterchen, die wie eine gute Fee im engen Raume waltete, verbreitete, abzuschütteln.

Doch er konnte den Blick nicht von ihr abwenden. Wie ihr das alles so leicht und zierlich von den Händen ging! Ihr frisches, einfach natürliches Wesen paßte so wenig zu der Vorstellungsschablone, die er sich von weiblicher Art zurechtgemacht. Seinem selbstherrlichen Sinn waren die Frauen bisher nur als Drohnen erschienen, wollte man galant sein, wie Lilien auf dem Felde, die das Schriftwort in ihrem inneren hohlen Wesen so treffend zeichnet. In diesen Vorstellungsräumen paßte seine unverhoffte Reisegefährtin wenig. Wie hatte sie vorhin den Flügel gemeißelt! Es mußte süß sein, sich in den wenigen Mußestunden von ihr vorsingen zu lassen. Wie tüchtig hatte sie sich in der grausamen Diktatprobe bewährt! Er gestand sich selbst, daß er eine derartige Leistung kaum einem Mann zugetraut haben würde. Nun stand sie vor dem Kochherd und bewältigte ihre neue Arbeit in derselben selbstverständlichen Art. Dabei durchfuhr sie nun schon den zweiten Tag; es war, als ob sie gar nicht ermüden könnte. Wie ihre Weichenaugen frisch zu blitzen wußten; sie kannte wohl überhaupt nicht das unentbehrliche Requisit der Modedame: die Nerven, welche der Sklave Mann nicht genugsam respektieren kann. Und wie hübsch sie war — geradezu gefährlich hübsch! Vielleicht in seinen Augen gerade darum so hübsch, weil ihr all das abging, was die Ladies im großen Stil aus seinem Bekanntenkreis im Übermaß besaßen, tributheischende Präntensionen.

Luch sah seinen bewundernden Blick wohl; sie hätte keine Ewastochter sein müssen, hätte sie seinen Gedankengang nicht erraten. Das machte sie befangen, und sie versuchte nun durch Plaudern darüber wegzukommen.

„Die Herren werden ein leidliches Dinner bekommen,“ meinte sie, ohne sich dabei in ihrer geschäftigen Hantierung stören zu lassen. „Zuerst Hühnersuppe. Wollen Sie einmal kosten, Mr. Waltham? Sie ist schon fertig.“ Damit hatte sie auch schon aus einem der brodelnden Töpfe mit der Schöpffelle gefischt und reichte ihm diese nun einladend. „Erst pusten,“ mahnte sie vorsorglich, als er der Einladung nicht widerstehen konnte, „die Suppe ist heiß, Sie verbrennen sich sonst die Lippen!“

„Ganz vortrefflich!“ meinte er überrascht und kostete nochmals. „Wie haben Sie das fertig gebracht? Das schmeckt nicht nach Konservensuppe.“

„Dabei ist keine Kunst; hier im Schrank sind genug fertige Soßen, man muß nur den richtigen Geschmack herausbringen. — Es mundet also, das freut mich! — Nachher gibt es die unvermeidliche Hummermayonnaise; ich verspreche Ihnen aber, die Tunke delikat zu machen. Hierauf Champignons mit Zunge. Dann ein Phantasieragout,“ lachte sie errötend. „Schelm, der es besser macht, als er kann! Da waren nämlich allerhand Fleischkonserven, einzeln schmecken sie sad, aber durcheinander in einer pikanten Soße mag man sie wohl essen können. Wollen Sie kosten? — Doch nein!“ unterbrach sie sich. „Dazu gehören abgeschmälzte Nudeln, die kommen erst ins Wasser. Zum Schluß gibt's einen Pudding mit Weincreme; der bäckt bereits.“ Sie hatte den Bratofen geöffnet, um nachzuschauen. Ein appetitlicher Geruch begann die Küche zu durchströmen. „O, er gerät prächtig!“ rief sie erfreut. „Können Sie sehen, Mr. Waltham? Er ist schon ganz goldbraun. — Ja, das wäre alles. Sonst gibt es nur noch Käse, Butter und Brot zum Nachtisch. Früchte sind ja noch genug im Eßzimmer. Es ist nur wenig, doch ich habe nicht mehr zur Hand.“

„Übergenug ist es!“ beruhigte Waltham, ganz vergnügt schnüffelnd. „Ob wohl noch Eis da ist? Es werden sich auch noch einige Flaschen Wein vorfinden.“

„Ist bereits besorgt. Ich habe einen kleinen Weinladen entdeckt,“ unterbrach sie ihn hastig. „Weißwein und Champagner liegt bereits auf Eis. Wir haben noch genug Vorrat.“

„Prächtig!“ Waltham nickte beifällig. „Holla, wer trägt aber die Speisen auf? Doch unmöglich Sie, Fräulein? Verwünscht, nun haben wir niemand!“

„Selbstverständlich trage ich auf und bediene auch bei Tisch,“ erklärte Lucy. „Denken Sie etwa, das verstehe ich nicht? Wir haben manche Gesellschaft zu Hause gehabt, ehe Papa sein Vermögen verloren hat. Da habe ich als die Älteste immer aufgewartet. In Iowa hat man nicht so viele geschulte Dienerschaft.“

„Das kann ich unmöglich zugeben!“ protestierte Waltham ganz bestürzt.

Das junge Mädchen lachte. „Wird Ihnen wenig helfen, Mr. Waltham. Wer soll's denn sonst tun? Doch nicht etwa Sie? Das müßte ein stolzer Anblick sein!“

Nun mußte er doch schwach lächeln. Er drohte mit dem Finger. „Nun machen Sie sich gar über mich lustig! Sie müssen einen schönen Begriff von meiner Lebensart bekommen — ich nutze Sie ja rein aus!“

„Ich tu' es gern,“ meinte sie ehrlich. „Viel lieber als stenographieren. Ich wollte, ich hätte eine große Hauswirtschaft, da wäre ich in meinem Element.“

„Da würden wir uns wohl doch bald auf die Dame von Stand besinnen!“

„Ich nicht — gewiß nicht, Mr. Waltham. Ich begreife nicht, wie man müßig sein kann. In einen goldenen Käfig eingesperrt sein, stelle ich mir schrecklich vor. Und wäre es die allerstolzeste Frau, sie muß den Ihren

mit gutem Beispiel vorangehen. Lieber Gott, wieviel Gutes kann eine solche Frau wirken!" Sie brach errotend ab, als sie seinem Blick begegnete. „Bitte, Mr. Waltham," rief sie unvermittelt, „gehen Sie wieder ins Eßzimmer! Ich werde sonst nicht fertig." Sie warf einen Blick auf ihre winzige Taschenuhr, die sie an der Wand aufgehängt hatte. „Lieber Gott, ich muß mich sputen! In zwanzig Minuten hält der Zug!"

Unwillkürlich gehorchte Waltham. Er konnte es sich nicht verhehlen, die resolute, unbefangene Art des Mädchens gefiel ihm immer mehr. In recht behaglicher Laune setzte er im Eßzimmer sich nieder. Als sie bald darauf hereinkam und geschwind die Tafel zu decken begann, wurde seine Stimmung noch aufgeräumter. Angelegentlich verfolgte er ihre gewandten Bewegungen, wie sie sich bald zu den Schränken wendete, Porzellan und Linnen herauszunehmen, wie sie dann die Bestecke legte und die Gläser auf deren Sauberkeit prüfte. „Sie legen ja nur drei Gedecke?" meinte er dann plötzlich.

„Natürlich! Es sind nur drei Herren — so sagten Sie doch?"

„Wo aber bleiben Sie? Nein, unter keinen Umständen dürfen Sie fern bleiben!"

„Ich bin doch nicht angezogen!" wendete die Errotende ein. Doch er blieb fest und ließ mit Vorstellungen nicht locker. „Ich habe doch ausdrücklich Dinneranzug vorgeschrieben!" meinte er schließlich, sich zu einem Scherz zwingend.

Nun wurde sie wieder rot. Die Versuchung trat an sie heran, sich Mr. Waltham in dem Spitzengewebe auf rosa Seidengrund zu zeigen; sie wußte vom Vorabend her, wie gut es ihr stand. Zeit war ohnedies nicht mehr

viel zu verlieren. So raffte sie aus einer der Vasen einige duftende Rosen und huschte aus dem Zimmer.

Waltham schaute ihr wohlgefällig nach und rieb sich zufriedengestellt die Hände. Die Sache ließ sich bedeutend besser an, als er anfänglich zu hoffen gewagt hatte. Er beglückwünschte sich zu dem Zufall, den Zug schon früher bestiegen zu haben. So hatte er doch Zeit gefunden, sich von seiner ersten schreckhaften Überraschung zu erholen und dem in ihm gärenden Arger Gelegenheit zum Verrauchen zu geben. Schauernd vergegenwärtigte er sich, wie peinvoll sich die Situation gestaltet haben würde, wäre er in Madison mit seinen beiden Geschäftsfreunden ahnungslos in den Wagen gestiegen und hätte statt des fertigen Mahls die irrtümlich gesendete Stenographin entdeckt.

Erleichtert setzte er sich im Sessel zurecht, mechanisch griff er nach dem geliebten Zigarrenetuis, um noch die letzte Viertelstunde sich seiner Rauchleidenschaft hinzugeben.

Doch von plötzlicher schreckhafter Gedankenwendung durchzuckt, ließ er das entflammte Bündholz fallen und achtete gar nicht darauf, daß auch die Zigarre seinen entfärbten Lippen entglitt. Wie ein Riesengespenst tauchte vor ihm im Geist die schlottrige, klapperdürre Bohnenstangengestalt von John D. Smiths auf. Sein schlauster, vermöge seines Riesenbesizes zugleich einflußreichster und gefährlichster Rivale! Es hatte Jahre kluger Vorbereitung, diplomatischer Schachzüge und großer persönlicher Opfer bedurft, um aus dem ehemaligen erbitterten Konkurrenten einen halben Verbündeten zu schaffen, dessen laues Zuwarten und stetige Waffenbereitschaft täglich wieder in offene Gegnerschaft umschlagen konnte. John D. Smith hatte alle westlichen Minenbesitzer in der Tasche, sie tanzten be-



dingungslos nach seiner Pfeife; die jetzige Zusammenkunft zwischen den beiden Hauptvertretern bisher getrennter und direkt feindlicher Interessen sollte dauernden Friedensschluß herbeiführen. Statt sich bis aufs Messer zu bekämpfen und im Preise sich immer schonungsloser zu unterbieten, sollte die Ausbeute der sämtlichen Minen fortan einem einheitlichen Verkaufssyndikat übertragen werden, an dessen Spitze wiederum John B. Waltham treten wollte, während der andere John dem eigentlichen Minenbetrieb präsidieren sollte. Hatte der erbitterte Konkurrenzkampf zwischen den beiden annähernd gleichstarken Parteien bisher durch den notwendig damit verbundenen Niedergang der Verkaufspreise Millionenopfer auferlegt, so sollte unter einheitlicher Verwaltung der Preis für die geförderten Rohprodukte sich verdoppeln und verdreifachen. Die klare Erkenntnis dessen hatte schließlich John D. Smiths Groll wider den jüngeren Rivalen bezwungen, der ihm den alleinigen Herrschermantel geraubt, welchen er schon mit Stolz getragen, als John B. Waltham noch zur Schule gegangen war.

Noch war die geplante Verbrüderung dem Publikum ein Geheimnis, noch stieß dieses nach Kräften seinen unrentabel gewordenen Besitz an Minenpapieren ab. Niemand ahnte, daß John B. Waltham in weiser Voraussicht des Kommenden all diese Papiere auf den verschiedenen Börsen zu gedrückten Kursen aufkaufen ließ und sich in der sicheren Gewißheit rascher Kurssteigerung mit Millionen engagiert hatte. Stand unter dem geplanten Vertrag neben seiner eigenen die Unterschrift von John D. Smith, so hatte Waltham sein Riesenvermögen mehr als verdoppelt. Trat Smith dagegen zurück, so verlor der jugendliche Minenkönig den größten Teil seines Vermögens, denn in dem

alsdann mit verdoppelter Schärfe entbrennenden Konkurrenzkampfe mußten die Minenpapiere erst recht sinken, vielleicht um sich nimmer wieder zu erholen.

John D. Smith war jedoch nicht nur sein Mitregent im Minenkönigtum; der gerissenste und skrupelloseste Geschäftsmann, den die Neue Welt je gesehen, war in seinem Privatleben ein Leisetreter schlimmster Art, einer von denen, die mit niedergeschlagenen Augen sich vor der Sündigkeit der Welt entsetzen und in heuchlerischer Überhebung ihren eigenen Lebenswandel als wohlgefälliges Muster hinstellen. Vom Wohltun war er dabei kein Freund, sondern erklärte es als Sünde, Bedürftige mit Geldmitteln zu unterstützen, weil man dadurch den Müßiggang förderte. In erquickender Bescheidenheit stellte er sich als einen Auserwählten hin, den der Himmel nur deshalb so reichlich mit irdischen Schätzen begnadet habe, um zu zeigen, wie herrlich weit man es durch einen exemplarischen Lebenswandel bringen könnte. Kurzum, John D. Smith war einer von jenen augenverdrehenden und unablässig über die Verderbtheit und Unmoral der sündigen Welt seufzenden Kopfhänger, in deren Herzen wahre Frömmigkeit keine Heimstatt findet, eine von den gerade in Amerika zahlreichen Unnatures, die hinter dem Mantel ihrer Scheinheiligkeit um so skrupelloser im trüben fischen.

Noch fünf Minuten, und dieser Mann stieg in Gesellschaft eines vollwertigen Gefinnungsgegnossen in den Wagen! Er würde die niedliche kleine Stenographin sehen! Waltham sah ihn im Geiste schon heuchlerisch erröten, ungläubig der notgedrungenen Erklärung lauschen. Der Heuchler war in seinem ewigen Mißtrauen im Stande, allerlei Knifflisches zu wittern.

Es litt Waltham nicht länger im Stuhl; ihm war es,

als sollte er ersticken. Der alte Heuchler war nicht nur im stande, nein, sicherlich würde er die liebe kleine verdächtigen und ihn, John B. Waltham, dazu! Ah — das war, um verrückt zu werden! Wie hatte er nur diese drohende Klippe übersehen können! Smith war im stande, daraufhin die ganze Kombination hinfällig zu machen!

Zum ersten Male in seinem Leben sah sich Waltham ratlos. Eben piff die Lokomotive. Noch zwei Minuten und —

Sein Gedankengang verwirrte sich. Mit weit offenen Augen starrte er auf Luch, die eben eingetreten war und sich nun errötend präsentierte. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Das war ja eine Schönheit, so wunder süß und duftig, so — so traumschön! Ei zum Henker! Wenn Methusalem selbst in Begleitung eines solch liebreizenden Wesens reisen und ihm glaubhaft machen wollte, das wunderholbe Weib sei nur durch ein Mißverständnis in den Wagen gekommen — er glaubte es selbst nicht. Die da vor ihm stand, umflossen von mattschimmernden Spitzen, die schlanken, feinen Linien straff von der knisternden Seide umspannt, keinen Schmutz als Rosen im goldenen Haar und doch unsagbar köstlich geschmückt durch die eigene sieghafte Jugendschöne, erschien ihm wie eine holbe Offenbarung. Wo hatte er nur seine Augen gehabt! Wie hatte er diesen entzündenden Liebreiz übersehen können!

Unter seinem Blick errötete das Mädchen, ihre unschuldsvollen Augen suchten verwirrt den Boden; die neckische Frage, ob sie ihm gefalle, erstarrte auf ihren Lippen. Schon fuhr der Zug langsamer, bunte Signallaternen glitten immer zögernder an ihnen vorüber.

Da war Waltham mit einem Satz bei ihr und er-

griff die Hand der Erschrockenen. „Miß Elgin,“ leuchte er wie ein Ertrinkender, der nach einem Strohalm faßt, „das geht nicht, Sie sind zu schön. Ich kann Ihnen das jetzt nicht auseinandersetzen, warum es nicht geht. Halten Sie mich für einen Mann von Ehre?“

„Aber Mr. Waltham!“ stotterte die völlig Verwirrte.

„So hören Sie. Die Herren, die zu uns einsteigen werden, sind — ich weiß nicht, was ich sagen soll — es sind Raffern, Miß Elgin. Sie würden Ihrer Anwesenheit falsche Motive unterdschieben — mit einem Wort, Sie — Sie müssen es sich gefallen lassen, als meine Frau zu gelten!“

Luch schwankte zurück. Sie begriff ihn nicht, so ungeheuerlich erschien ihr sein Vorschlag. Wohl bewegte sie die zuckenden Lippen, doch sie konnte keinen Laut hervorbringen.

„Zu Auseinandersetzungen ist keine Zeit,“ fuhr der Minenkönig fort, der selbst die ruhige Besinnung verloren hatte. „Der Zug hält sofort. Ich bitte, ich beschwöre Sie, Miß Elgin, stoßen Sie sich nicht an dem Seltamen in meiner Bitte! Es geht nicht anders. Sie wissen nicht, was für mich von dieser Konferenz abhängt: Ruf, Vermögen, meine ganze Stellung in der Finanzwelt. Es ist ja nur für kurze Stunden, ein unschädlicher Scherz, wenn Sie so wollen. Und Sie verpflichten mich zu ewigem Dank.“

Seine Stimme klang flehend; er war augenscheinlich mit seiner Weisheit zu Ende.

Luch stand noch immer in halber Betäubung; sie begriff nichts von dem ganzen unerhörten Verlangen, sie fühlte nur, wie Scham ihr die Kehle würgte und Tränen ihre Augen verdunkeln wollten.

„Nur nicht weinen, jetzt nicht weinen!“ stöhnte

Waltham, dem der Angstschweiß auf die Stirn getreten war. „Ich schwöre Ihnen, es muß sein. Wollen Sie mich im Stich lassen? Hinterher sollen Sie jede Erklärung haben. Die beiden Herren steigen um Mitternacht wieder aus, sie haben ihren eigenen Wagen angehängt. Sie werden sie nie im Leben wiedersehen, John D. Smith ist schon seit Jahren nicht mehr in New York gewesen. — Herrgott,“ unterbrach er sich stöhnend — „da hält der Zug, und dort stehen die beiden im hellen Perronlicht — ja oder nein?“

Als sie immer noch zögerte, beugte er sich flehend über ihre Hand, ohne Rücksicht darauf, daß er von draußen beobachtet werden konnte. „Bitte, bitte,“ stammelte er in den rührendsten Lauten, deren seine rauhe Bassstimme überhaupt fähig war, „geben Sie sich zu der unwürdigen Rolle her — um meinetwillen, Miß Elgin! Ich schwöre Ihnen, es entsteht für Sie keinerlei Unannehmlichkeit. Doch mich retten Sie. Also abgemacht, wollen Sie — wollen Sie meine Frau auf Borg sein?“

Unter seinem flehenden Blick, der sonst so stolz und nun so zerknirscht erschien, konnte sie nicht anders, sie mußte Gewährung icken.

„Also dann auf Du und Du — nicht vergessen! Es ist ja nur für zwei kurze Stunden. Inzwischen schaffe ich schon Rat. Sagen Sie nur zu allem ja und Amen, ich werde die Unterhaltung schon führen!“

Lucy nickte nur wieder. Ihr Sinn war so benommen, daß sie wieder zu träumen vermeinte.

## 5.

Waltham war auf die Plattform hinausgeeilt. Gleich darauf sah ihn Lucy in Begleitung zweier sehr feierlich anmutenden Herren zurückkehren. Beide alt und ver-

wittert, kahlköpfig und glatt rasiert, schwarz gekleidet und mit weißen Binden.

Zugleich mit ihnen schob sich ein Botenjunge in den Eßraum. „Depesche für Mr. Waltham — liegt schon seit gestern!“ krächte er.

Waltham warf ihm ein Silberstück zu und steckte das Telegramm zerstreut in die Rocktasche; er hatte anderes zu tun, als Depeschen zu lesen. Der Junge verschwand, und im gleichen Augenblick setzte sich auch der Zug wieder in Bewegung. Der bittende Blick des Minenkönigs streifte des Mädchens glutdurchhauchtes Gesicht. Doch er wußte sich zusammenzunehmen. „Gestatte, liebe Luch,“ begann er mit der unbefangenen Miene von der Welt, „daß ich dir meine beiden Geschäftsfreunde zuführe — Mr. John B. Smith und Mr. Jngerfoll — Missis Waltham.“

Die beiden Herren, von denen Smith mit seinem billardkugelähnlichen Schädel beinahe die Wagenbede streifte, verneigten sich vor Luch so umständlich wie zeremoniell.

„Sie sehen mich aufrichtig überrascht,“ begann Smith dann, nachdem man Platz genommen. „Ich habe Sie immer für einen eingefleischten Junggesellen gehalten.“ Er suchte seine Leichenbittermiene verbindlich aufzuhellen und dienerte gegen Luch, diese dabei mit seinen Froschaugen eingehend mustern.

„War ich auch. Doch jeder Saulus wandelt sich einmal zum Paulus.“

„Sehr schön gesagt!“ meinte Smith salbungsvoll. „Doch wie ist mir denn, Jngerfoll, Sie waren doch noch vorgestern mit Freund Waltham zusammen. Warum sagten Sie mir denn von dieser angenehmen Überraschung“ — er dienerte wieder würdevoll gegen Luch — „nicht das geringste?“

„Mr. Waltham schwieg vollständig darüber,“ beantwortete sich der Gefragte. Er war Vizepräsident der Smithschen Minenkompanie und pflegte seinem Vorgesetzten gegenüber immer in Demut zu ersterben. „Wirklich, Mr. Waltham, Sie sagten kein Wort davon.“

„Das mag stimmen. Man behält sein junges Glück gern für sich.“

„Sehr begreiflich!“ meinte Smith. „Nun können wir uns auch Ihr Ausbleiben erklären. Wir hatten nämlich unserer früheren Vereinbarung gemäß Ihren Gatten schon heute vormittag erwartet,“ sprach er Luch an. „Wir wollten zusammen eine nahegelegene Mine besichtigen. Nun waren wir im unklaren, ob Sie überhaupt heute noch kommen würden. Ich habe deshalb meinen Wagen gar nicht anhängen lassen, wollte Sie vielmehr überreden, die Nacht hier zu verbringen — das heißt in Madison,“ verbesserte er sich. „Wir langten auch erst kurz vor Eintreffen des Tages wieder an —“

„Und haben natürlich noch nicht gegessen,“ setzte Fingerring hinzu.

„O, das macht nichts,“ versicherte Smith. „Ich bin die Genügsamkeit selbst. Am liebsten lebe ich von einer trockenen Semmel und einem Glas Milch. Es geht nichts über Einfachheit, sie hält Leib und Seele gesund.“

„Nun, meine Frau wird Ihnen etwas Schmachhafteres vorsetzen. Darf ich dich bitten, Luch?“

„Missis Waltham wird sich doch nicht selbst bemühen,“ wehrte Smith ab.

„Wir werden es wohl zugeben müssen,“ scherzte Waltham, obwohl ihm die Kehle wie zugeschnürt war. „Meine Frau überraschte mich nämlich. Ich fand sie ganz unerwartet hier im Wagen.“

„Was Sie nicht sagen! Wie originell!“ meinte Smith würdig.

„Wie originell!“ echote Jngersoll, um dann selbständig hinzuzusetzen: „Wirklich reizend!“

„Was das schönste ist, wir haben gar keine Bedienung mit. Meine Frau hat ganz allein gekocht.“

„Hoffentlich wird es den Herren munden,“ meinte Lucy mit einem reizenden Lächeln. Sie neigte sich anmutig und huschte aus dem Zimmer, um anzurichten.

„Eine allerliebste Frau, man muß Ihnen Glück wünschen, Waltham.“

„Wirklich Glück wünschen!“ sekundierte Jngersoll. „Sie ist so — so —“ Er suchte vergeblich nach einem passenden Wort und blieb hoffnungslos stehen.

„So mädchenhaft! Ich habe das gern bei jungen Frauen,“ half Smith wohlwollend aus.

„Mädchenhaft!“ fing nun auch Waltham an. „Sie finden das auch? Nicht wahr, es ist großartig.“

„Lange sind Sie aber noch nicht verheiratet?“ inquirierte der freundliche Mr. Smith weiter, und auf Walthams fragenden Blick setzte er sauerfüß hinzu: „Weil Sie nämlich keinen Trauring tragen.“

Waltham betrachtete seine wohlgepflegten Hände; er hatte das Gefühl, als stände ihm langsam der Verstand still. Dann besann er sich auf eine rasche Notlüge. „Lassen Sie das mein Frauchen nicht hören!“ lachte er. „Sie würde darin ein schlimmes Zeichen sehen. Ich muß ihn beim Waschen liegen gelassen haben. So 'n Reif ist noch so neu, man hat sich noch nicht recht daran gewöhnt.“

Heimlich aber dachte er: „Wie wird sich nur die arme Kleine aus der Verlegenheit helfen! Der alte Ekel ist im Stande und fragt sie auch darum.“

Da öffnete sich auch schon die Thür, und Lucy trat



mit der dampfenden Suppenschüssel in den Raum. Sie benahm sich anerkennenswert gefaßt, stellte Waltham zu seiner Befriedigung innerlich fest. Könnte er ihr nur einen Wink geben! Doch das war unmöglich, er gewahrte wohl, wie die beiden, wie auf Verabredung, ihr schlanke, weiße, nun mit Suppenausteilen beschäftigte Hand unter die Lupe nahmen. Doch da funkelte es von ihrem Goldfinger; wahrhaftig, ein Ehering saß daran. Waltham war nahe daran, an Zauberei zu glauben. Das in allen Sätteln gerechte, geistesgegenwärtige Mädchen wollte ihm fast unheimlich werden. Mit Befriedigung nahm er wahr, daß die etwas umwölkten Mienen seiner Gäste sich wieder aufhellten.

Nun war die Suppe verteilt, doch die beiden schnupperten immer umher, als ob etwas fehlte. Der Tisch war doch tabellos gedeckt, sie hielten ja auch schon die Silberlöffel erwartungsvoll in der Hand.

Da legte sich Lucy schon wieder ins Mittel. „Wir pflegen daheim immer ein kurzes Tischgebet zu sprechen,“ sagte sie freundlich, „wollen wir in diesem kleinen Kreise der Sitte treu bleiben?“

„Eine schöne Sitte!“ sprach Mr. Jngerjoll diesmal zuerst.

„Ich könnte, offen gestanden, sonst nicht einen Bissen essen!“ meinte Smith salbungsvoll.

Wie nun Lucy schlicht ein kurzes Tischgebet sprach, leicht das Haupt geneigt und in ihrem lieben Gesicht einen innigen Zug, fühlte Waltham sich ordentlich gerührt; er spürte etwas wie den Flügelschlag einer reinen Kinderseele an sein im Leben hart gewordenes Herz streifen.

Smith erwies sich als einer jener angenehmen Tafelgäste, die sich jeden Bissen aufnötigen lassen. Die von ihm bevorzugte trockene Semmel mit einem

Glas Milch spielte in seinen Reden eine große Rolle; doch er löffelte unter höflichen Protestworten seine Suppe, die er ganz vorzüglich fand, gelassen aus, sehr zur Erleichterung seines Begleiters, der augenscheinlich einen Wolfshunger spürte und doch sein Vorbild zu kopieren trachtete.

Mit immer größerem Staunen nahm Waltham wahr, wie Luch das belebende Element bei der Tafel bildete. Niemals hätte er solche Geistesgegenwart hinter dem kleinen Mädchen gesucht, das ihm noch vor wenigen Stunden so schüchtern und unter Tränen gegenübergestanden hatte. Sie war das Muster einer zuvorkommenden, aufmerksamen Wirtin, dabei wußte sie sich von jedem Zuviel fernzuhalten und vergab sich nichts. In ihrer schlichten Natürlichkeit wußte sie allzeit den rechten Ton zu finden; ja, als man glücklich beim Ragout angelangt war, wußte sie mit feinem Takt eine von ihrem Pseudogatten unabsichtlich begangene Unvorsichtigkeit wieder gutzumachen.

Waltham hatte sich mit selten gekanntem Appetit das Mahl munden lassen; besonders lecker erschien ihm das Ragout, und er sprach ihm eifrig zu. Nun empfand er Durst, und er schlug seinen Gästen vor, zusammen eine Flasche zu leeren. Davon wollte Smith indessen nichts wissen, und Jngersoll stellte sich noch viel entrüsteter.

„Ich wundere mich, Waltham, daß Sie Alkohol mögen,“ meinte Smith mit unverkennbarem Schaulbern. „Ich trinke nur Wasser. Mein ganzes Haus trinkt nur Wasser.“

„Wir trinken alle nur Wasser!“ versicherte Mr. Jngersoll sehr energisch.

Waltham bekam einen roten Kopf. Da hatte er in der Aufregung völlig den Temperanzstandpunkt des

würdigen Mannes vergessen. Das war eine schöne Geschichte!

„Mein Mann meinte auch nur als Arznei,“ warf Luch beschwichtigend ein. „Das Wasser im Buge kann echtes Quellwasser nicht ersetzen. Mein seliger Vater war die Mäßigkeit selber, doch auf anstrengenden Reisen nahm er Wein, eben nur als Arznei. Die Herren verzeihen, wenn ich von Ihrem Standpunkt abweiche; ich meine jedoch, in Ausnahmefällen, zumal in vorgerücktem Alter, sollte man nach ausgestandenen Strapazen die Herztätigkeit ein wenig anregen.“

Jngersoll wollte etwas sagen, doch als vorsichtiger Mann wartete er erst die von seinem leuchtenden Vorbild aufgesteckte Miene ab; sie schien mild verklärt, und da platzte er heraus: „Sehr schön gesagt! Im Alter bedarf man der Medizin!“

„Wir sind zu Gäste, und ich möchte die schöne Harmonie nicht stören,“ meinte nun auch der nachsichtige Mr. Smith. „Schon um auf das Wohl des verehrten jungen Paares anzustoßen, wollen wir einmal von unserer langjährigen Gewohnheit abgehen — was, Jngersoll?“

„Wir wollen von unserer langjährigen Gewohnheit abgehen!“ wiederholte dieser mit männlicher Überzeugung.

„Doch nur ein ganz kleines Spitzglas — und nur den Boden voll!“ schärfte Smith ein.

„Nur ein Glas voll!“ wiederholte der brave Jngersoll, der im Eifer sein Vorbild nicht genügend verstanden hatte und sich von diesem nun einen strafenden Blick gefallen lassen mußte.

Waltham ging hinaus, um eine Flasche zu holen. Er blieb ziemlich lange; einmal hörte man es draußen unterdrückt knallen, und Luch schien es, als ob Smith,

der ihr eben eine sich bis ins einzelne verbreitende Geschichte seines langjährigen Magenleidens gab, der direkten Ursache seiner Abkehr von aller Erdenlust, sehnsüchtig nach der Thür schielte. Als Waltham endlich wieder zurückkam, bligten seine Augen munterer, und er quittierte heiter über das medernde Lachen Jngersolls, der durchaus wissen wollte, wo er so lange gesteckt habe, aber keine Antwort bekam.

Mr. Smith brachte einen langatmigen Toast auf das junge Paar aus, wobei es ihm in der Zerstretheit passierte, daß er gänzlich unmotiviert zuerst sein eigenes Glas leerte, um dann Jngersolls Kelch, von diesem mit einem wehmuthsvollen Abschiedsblick geleitet, zu ergreifen und ebenfalls zu leeren. Dann erklärte er, keinen Tropfen mehr trinken zu wollen. Da er fest blieb, konnte sich auch sein Vizepräsident nicht wieder vollschenken lassen. Doch in dessen taubenreinem Herzen leckte bitterer Stachel, als er wahrnehmen mußte, wie sein unerreichbares Vorbild im Laufe des animierten Gesprächs immer wieder in der Zerstretheit nach dem verfänglich nahe neben seinem Wasserglas stehenden Sektkelche Luchs griff und ihn ebenso regelmäßig leerte, um erst hinterher des begangenen Irrthums bewußt zu werden. Natürlich verfehlte Waltham nicht, aufmerksam Luchs Glas immer wieder zu füllen, die auf diese Weise, ohne selbst vom Wein zu nippen, den Löwenanteil aus der Flasche zugemessen erhielt.

Mr. Smith war so gesprächsvertieft, daß er gar nicht wahrnahm, wie Waltham nach einer Weile verstoßen eine neue Flasche holte; ihn selbst machte das viele Sprechen offenbar trocken, und seine Hand tastete immer häufiger nach dem Wasserglase, um regelmäßig den zierlichen Sektkelch zu erwischen. Nur als Mr. Jngersoll, der auch zerstreut sein zu müssen glaubte,

die zwischen ihm und Waltham auf dem Boden im Eiskübel stehende Champagnerflasche mit der Wasser enthaltenden Kristallkaraffe verwechselte und sich hurtig sein Wasserglas vollschenkte, um es ebenso rasch hinter der weißen Binde verschwinden zu lassen, heimste er einen mißbilligenden Blick seines vorgesezten Präsidenten ein, der ihm derartige Seitensprünge ein für allemal austrieb.

Von Geschäften an diesem Abend wollte der immer mehr aus seiner anfänglichen würdevollen Reserve auftauende Mr. Smith nichts wissen. „Ich habe mein Programm geändert,“ offenbarte er. „Vorausgesetzt, wir dürfen Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, so fahren wir nach Seadville durch, dort verbringen Sie einige genußvolle Tage im Kreise meiner lieben Familie. Inzwischen werden wir geschäftlich schon einig werden. Nachdem ich Ihre reizende Gattin kennen gelernt, Waltham, zweifle ich nicht länger daran. Was sind Sie doch für ein glücklicher Mensch!“

Im Laufe des Gesprächs hatte Lucy viel von ihrer flüchtigen Munterkeit eingebüßt. Immer wieder hatte sie voll angstvoller Frage Walthams Blick zu begegnen gesucht, doch dieser war ihr geistlich ausgewichen. Innerlich zitterte sie immer angstvoller vor dem Aufstehen.

Was sollte werden, wenn die beiden Gäste sich zurückziehen wollten? Doch da begann Smith schon selbst davon zu sprechen.

„Wie werden Sie uns unterbringen, Waltham?“ fragte er. „Wir dürften so ziemlich denselben Wagen haben. Auf beiden Seiten je ein Schlafzimmer — was? Na, Ingersoll und ich, wir behelfen uns, das Bett wird ja breit sein. Im anderen Zimmer bleiben Sie.“ „Natürlich!“ rief Ingersoll.

Waltham hätte ihm an den Hals fahren mögen, zumal als er Luchs' Blick begegnete, die nur noch mühsam ihre Selbstbeherrschung bewahren konnte, doch äußerlich blieb er unbefangen.

„Die Herren wollen sich zurückziehen?“ fragte er. „Ich führe Sie in mein Schlafzimmer. Sie müssen es nehmen, wie Sie es vorfinden. Ich bin meiner Junggesellengewohnheit treu geblieben. Mein Frauchen kann nämlich mein Schnarchen noch nicht vertragen.“ Wie abtittend streifte er dabei Luchs' Gesicht.

Doch diese hatte sich abgewendet und machte sich in tödlicher Befangenheit an einer Blumenvase zu schaffen.

Zum Glück fiel Smith mit geräuschvollem Lachen ein. „Ganz wie bei meiner Frau! Ich glaube, sie hat mich zuerst wegen meines Schnarchens geradezu gehaßt. Doch das gibt sich. Na, schönen Dank für die gütige Aufnahme und recht segensvolle Ruhe! Morgen früh müssen Sie mir haarklein berichten, ob Ihr lieber Mann wieder geschnarcht hat!“ meinte er lachend.

Luch konnte kaum noch ihre Fassung bewahren, bis sich die Thür hinter den beiden und Waltham geschlossen hatte. Als sie sich allein sah, kam ein erstickter Laut über ihre Lippen; sie schlug die Hände vor das plötzlich erblaßte Gesicht und brach wie vernichtet im nächsten Sessel zusammen.

Als Waltham nach einer Weile in den Raum zurückkehrte, fand er sie in Tränen aufgelöst. Auch seine Miene war umwölkt, doch als er die Weinende erblickte, bezwang er den eigenen Unmut und trat tröstend auf sie zu. „Miß Elgin!“ sagte er leise.

Sie ließ die Hände sinken und schaute trostlos zu ihm auf.

Er hatte die Empfindung, als müßte er die Schluch-

zende in die Arme nehmen und ihr die Tränen von den Augen küssen; er begriff sich selbst nicht. Er wußte kaum etwas von dem jungen Ding, kannte sie erst seit wenigen Stunden, und doch durchlebte ihn schon eine neue Empfindungswelt, von der er sich früher keine Vorstellung hatte machen können.

Doch er bezwang sich und blieb gelassen. „Fräulein Elgin,“ sagte er leise, indem er so förmlich wie möglich zu erscheinen versuchte, „ich habe Sie um Verzeihung zu bitten. Meine Kopfslosigkeit hat Sie in eine Lage gebracht, über die ich selbst erröte. Es bedarf keiner Versicherung, daß ich wieder gutzumachen suchen werde, Ihnen mein tiefes, aufrichtiges Dankgefühl —“

„Wer spricht von mir!“ unterbrach sie ihn erregt. „Ich bin ein junges, unbedeutendes Ding. Sie nur tun mir so leid, Sie ganz allein!“

„Ich?“ Erstaunt schaute er sie an. „Wie soll ich das verstehen?“

„Sie sagten doch, daß Mr. Smith Sie in Händen hat. Er sieht so schrecklich falsch aus. Man möchte sich vor ihm fürchten. Wenn er nun erfährt, daß wir ihn angeführt haben — und er muß es doch erfahren, was dann?“

„Das lassen Sie getrost meine Sorge sein, darum sollen Sie sich nicht beunruhigen,“ tröstete er. „Es wird mir über Nacht schon ein Ausweg kommen. Jetzt sollen Sie schlafen, Miß Luch.“

„Ich bleibe hier!“ sagte Luch rasch.

„Nein, das tun Sie nicht. Sie gehen hübsch in Ihr Zimmer und schließen sich ein!“

„Und Sie?“ Sie war aufgeschneit.

Nun lächelte er humoristisch. „Ich lege mein müdes Haupt in den Winkel, wo sonst mein Koch schläft. Der Wagen ist geräumiger, als Sie denken. — Nein, kein

Widerspruch!“ setzte er in verändertem Ton hinzu. „Darin müssen Sie sich schon in meinen Wunsch fügen. Werden Sie die Kraft haben, morgen am Tage nochmals als — als meine Frau zu fungieren?“ Er fragte ganz leise.

Sie faßte sich gewaltsam. „Es muß sein,“ sagte sie energisch. „Ich hätte es ja nie und nimmer getan, wenn —“

„Nun, wenn?“

„Wenn Sie mir nicht so leid getan hätten!“ schloß sie erglühend mit abgewendetem Gesicht. „Ich konnte Sie doch nicht allein lassen. Doch nun graut mir vor den Folgen!“

Ein fast weiches Lächeln umspielte seinen sonst so harten Mund. „Es bleibt dabei,“ sagte er. „Wir setzen die Komödie fort, es bleibt uns auch nichts anderes übrig. — Noch eine Frage. Wo haben Sie nur in der Geschwindigkeit den Trauring an den Finger gezaubert? Der steht Ihnen ausgezeichnet. Sie sind doch nicht etwa schon verheiratet?“ sagte er rasch, und seine Stimme klang rau.

Nun mußte sie lachen, ob ihr auch noch die hellen Zähnen in den Augen schimmerten. „Wie kommen Sie auf einen solch schrecklichen Gedanken? Ich heirate überhaupt niemals!“ sagte sie sehr bestimmt.

Er wurde wieder gemüthlich. „Das sagen Sie so zuversichtlich! Wenn nun doch ein Mann käme?“ neckte er.

„Tut nichts. Die Männer taugen alle nichts — das heißt,“ stotterte sie mit einem verlegenen Blick nach seinem Gesicht, „mit — Ausnahmen.“

„Schau — schau! Da bekommt man ja sein Teil!“ Amüsiert lehnte er sich über das Rückenpolster ihres Stuhles. „Wo haben Sie denn diese erstaunliche Erfahrung her?“



„Ist auch wahr! Wären die Männer besser, gäbe es keine unglücklichen Ehen, so sagt Mama immer, und was die sagt, das ist wahr. Freilich,“ setzte sie nachdenklich hinzu, „Mama meint auch, es läge viel Schuld an den Eltern, man müßte die Buben und Mädchen schon für den Ehestand erziehen.“

„Und das hat sie bei ihrem Töchterchen glänzend besorgt!“ sagte er, und als sie nur in wachsender Verwirrung abwehrte, beugte er sich tiefer zu ihrem Ohr: „Nun, Sie Männerfeindin, wenn nun der Richtige käme — gesetzt den Fall, so ein wütender Frauenhasser, der sich von seiner schlechten Meinung gern bekehren lassen möchte —“

Erglühend entzog sie ihm die Hand und schnellte vom Stuhle auf. „Es ist schon sehr spät geworden. Gute Nacht, Mister Waltham.“

Sie wollte zur Thür. Doch er stand schon wieder vor ihr.

„Die Geschichte mit dem blinkenden Ding da sind Sie mir noch schuldig,“ sagte er und wies auf den Goldreif an ihrem Finger.

Sie wußte in erneuter Verlegenheit kaum, wohin den Blick wenden. „O, das ist Papas Trauring, er kam auf mich als liebes Vermächtnis. Papa wurde in seiner Krankheit immer schwächer und mußte den Ring enger machen lassen. Sehen Sie, er paßt mir ganz gut.“ Damit hob sie die Hand. „Heute abend hörte ich durch die offene Thür Mr. Smith von Ihrem Ring anfangen. Da habe ich rasch den Reif hervorgeholt und angesteckt.“

Waltham schmunzelte ordentlich. „Sie sind das smarteste kleine Mädchen, das mir je vorgekommen ist. Nein, Sie sind — wie soll ich mich nur ausdrücken? Ich bin so wenig an Komplimentemachen gewöhnt —“

was ich Ihnen aber sagen will, das kommt vom Herzen. Also, Sie sind in meinen Augen viel mehr wert als alle Frauenzimmer, Sie verdienen beinahe ein Mann zu sein.“

Als sie ihm nun belustigt ihr lachendes Gesicht zeigte, wurde er sich seiner Ungeschicklichkeit erst bewußt. Zuerst wollte er verlegen werden, dann aber geschah das bisher Unerhörte: John B. Waltham lachte — nicht nur mechanisch, nein mit Mund und Augen, die Brauen zuckten und sogar die Nasenspitze wackelte; er lachte, daß es den Raum durchdröhnte, und als er sich notdürftig wieder gefaßt, sündigte er zum zweiten Male gegen sein bisheriges starres Junggesellentum. Er beugte sich über Lucy's Hand, und ehe diese recht wußte, wie ihr geschah, fühlte sie seine Lippen mit herzlich warmem Drucke auf ihrer Rechten.

Da riß sie sich aber auch schon los und eilte mit einem letzten „Gute Nacht“ nach ihrem Schlafraum.

Der Minenkönig sah ihr mit einem Blicke nach, der für seinen gewöhnlichen nüchternen Verstandesmenschenstandpunkt tropisch genannt werden mußte. Dann rieb er sich sehr vergnügt die Hände und schaute so unternehmend um sich wie etwa ein Vierteljahrhundert früher, als er auf den Landwiesen draußen gestanden und überlegt hatte, ob er nun einen Purzelbaum schlagen oder in die Weite tollern sollte. Was war das nur für ein jugendlich übermütiges Gefühl, das ihn durchprielte? Er hatte doch nicht zu viel Wein getrunken — nein, keine Spur, diese wassersimpelnden Heuchler hatten ihn eher Durst leiden lassen! Oder war's gar — des lieben Mädels Nähe mit seinem guten, aus treuem, unverdorbenem Herzen kommenden Wesen? Das war ja wie lieber Sonnenschein, schuf

Leben um sich, machte warm, froh und jung — ach, so töricht und doch wieder so beseligend jung!

Er blieb sich die Antwort schuldig, trat vor einen der Spiegel und musterte sich eingehend in diesem. Die Prüfung schien ihn nicht besonders zu befriedigen. „John,“ meinte er vorwurfsvoll zu seinem Spiegelbild, „du siehst wie dein eigener Vater aus. Du bist ein alter Mann — oder wenigstens auf dem besten Weg, ein solcher zu werden. Du hast schon graue Haare an den Schläfen, John, und du hast vom Leben noch nichts gehabt — nichts gehabt!“ bestätigte er mit großem Nachdruck. „Du hast dich immer für besonders smart gehalten, mein lieber John, doch fast will es mich bedünken, als seiest du nebenbei noch ein großer Esel gewesen.“

Damit ging auch er schlafen — in der engen Kabine seines Kocks.

## 6.

Gute Einfälle kommen in der Regel, wenn man weder Feder noch Papier zur Hand hat, sie festzuhalten, verläßt man sich aber auf ihr Kommen, so bleiben sie so sicher aus wie der Geldbriefträger. Das ist nämlich auch ein ganz heimtückischer Geselle!

John B. Waltham hatte auf dem Dienerbett eine wenig komfortable Nacht verbracht; er erhob sich mit dem Vorsatze, schleunigst ein menschenwürdigeres Lager für seinen Kock beschaffen lassen zu wollen. Das war aber auch der einzige Entschluß, den er während der schlaflos zugebrachten Nacht gefaßt hatte.

Als er an der kleinen Küche vorüberkam, traf er in ihr Luch schon in reger Tätigkeit an. Sie sah entzückend rosig aus. Die bei seinem Erblicken ihre Wangen bedeckende purpurne Blut wärmte ihn ordentlich; im

Augenblicke vergaß er die nächtlichen Beschwerden und fühlte sich ungeheuer vergnügt aufgelegt, er wußte selbst nicht warum.

Sie war gerade beim Baden von Buchweizenküchelchen, eine sonst für John B. Waltham herzlich gleichgültige Geschichte. Heute verspürte er indessen ein ganz merkwürdiges Verlangen nach solch einem delikaten Happen, und er bat so lange und so drollig, bis Lucy eines der runden braunen Dinger auf einen Teller legte, es sorglich mit Ahornsirup begoß und ihm darreichte. Als er dabei nicht nur den Teller, sondern auch ihre rosigen Fingerspitzen faßte und festhielt, wurde sie verwirrt und zitterte. Das machte ihn noch übermütiger, und mit Knabenhaft jedem Lachen fragte er, wie sein „Frauchen“ geschlafen habe.

Sie schaute hilflos. „Aber Mister Waltham,“ meinte sie fast weinerlich, „nun verspotten Sie mich auch noch!“

„Fällt mir gar nicht ein!“ versicherte er, um im gleichen Atem fortzufahren: „Die Kuchen sind aber köstlich! Ich möchte sie nie wieder zum Frühstück missen!“

Sie sagte gar nichts, doch ehe er sich dessen versah, hatte sie ihm die Thür vor der Nase zugemacht. Da mußte er freilich weitergehen, doch er war durchaus nicht beleidigt, sondern schmunzelte recht vergnügt vor sich hin.

Im Eßraum traf er seine beiden Gäste an. Sie waren weniger vergnügt; besonders Smith wollte schlecht geschlafen haben, was er dem von Jagersoll verübten ungeheuerlichen Schnarchkonzert zuschrieb. Sein „Wize“ litt schweigend und suchte nur mit seinen Wasseraugen gen Himmel zu blicken, als wollte er diesen zum Zeugen seiner Unschuld anrufen.

Nach dem Frühstück setzte man sich zur Arbeit

nieder. John B. Smith war nicht wenig erstaunt, als er hörte, daß Lucy als Stenographin zu fungieren gedachte. Doch er ließ es sich gern gefallen und machte ihr eine Menge Komplimente wegen ihrer Vielseitigkeit. Als er sich im Laufe der Verhandlungen von ihrer Geschicklichkeit überzeugte, geriet er ganz aus dem Häuschen. „Schade, daß Sie Missis Waltham sind!“ rief er begeistert. „Ich würde eine solche Privatsekretärin mit Gold aufwiegen. Nein, im Ernst! Ich zahle Ihnen jedes Gehalt. — Waltham, Sie müssen das Nadelgeld Ihrer lieben Frau um mindestens tausend Dollars monatlich erhöhen, denn so viel ist sie schon als Sekretärin wert!“

Mit einem neckischen Blick streifte Lucy des Minenkönigs Büge, doch sie wurde rot und schaute schnell wieder fort, als er kaltblütig erklärte, ihm sei das Talent seiner Frau die doppelte Summe wert, und er werde demnächst mit ihr auf solcher Basis einen Vertrag abschließen.

Das hielten die beiden Herren für einen Kapitalwitz, den sie pflichtschuldigst belachten. Lucy aber saß in wohligem Träumen; sie kam sich plötzlich gesichert vor, gar nicht mehr wie ein überzählig Vöglein auf schwankem Aste. Gewiß, was Mr. Waltham gesagt hatte, war im Scherz geschehen, sie dachte ja auch nicht entfernt an ein derartiges Rieseneinkommen. Doch in ihr lebte ein immer noch sich befestigendes Vertrauen, das ihr die Zukunft in sorglosem Lichte zeigte. Ganz heimlich gestand sie sich, daß Waltham dem Ideal, das sie sich von einem rechtschaffenen, edel und vornehm denkenden Manne gemacht, vollkommen entsprach; er würde seine starke Hand über sie gebreitet halten und ihr einen Posten sichern, dessen Einkünfte ihr die Sorge für Mutter und Geschwister ermöglichten.

Er behielt sie vielleicht in seiner Nähe; doch nein, das wollte sie nicht, das würde sie unter keinen Umständen annehmen. Sie blieb sich die Antwort schuldig, warum eigentlich sie dies nicht wollte und konnte.

Die Verhandlungen ließen sich weit günstiger an, als Waltham zu hoffen gewagt hatte. Er wurde sich nicht bewußt, daß dies wesentlich seiner eigenen Nachgiebigkeit zu danken war, welche die beiden anderen manchmal in freudiges Erstaunen versetzte. Bisher hatte man sich über an sich unwesentliche Einzelheiten nicht einigen können; besonders die genaue Umschreibung der Machtbefugnisse der beiden kontrahierenden Interessenhäupter hatte Schwierigkeiten gezeitigt, hervorgerufen durch den grenzenlosen Ehrgeiz Walthams, der kein Titelschen von seinen Rechten, die er bisher als unumschränkter Alleinherrscher ausgeübt, hatte aufgeben wollen. Das war nun mit einem Schläge anders geworden. In seiner jetzigen Gemütsstimmung erfaßte er die Dinge unter einem ganz neuen Gesichtswinkel. Was ihn gestern noch völlig ausgefüllt, sein schrankenloser, rücksichtslos zur Betätigung drängender Ehrgeiz, dünkte ihm heute nur als der geringere Teil seines Innenlebens. In ihm war eine Sehnsucht nach ungleich mehr erwacht, als es die Befriedigung geschäftlicher Machtstellung bieten konnte.

Da man im Prinzip einig war und durch eine Interessenverschmelzung beide Parteien nur gewinnen konnten, war man nun auch bald über die Festsetzung und den genauen Wortlaut der einzelnen Vertragsparagraphen schlüssig. Jagersoll genoß mit Recht den Ruf, einer der schlauesten und zuverlässigsten Korporationsanwälte zu sein; er entledigte sich der gestellten Aufgabe, den Wortlaut des Vertrags zu formulieren, mit Meisterschaft.

Wider Erwarten wollte Smith, als ihm das von Luchs geschickten Händen gefertigte Dokument zur Unterschrift vorgelegt wurde, von einer Vollziehung noch nichts wissen. „Ich tue nichts ohne meine Frau,“ erklärte er. „Es ist ihr Geld, so gut wie meines, das in Frage kommt. Natürlich weiß ich, daß sie sich der Vertragsvollziehung nicht widersetzen wird, wünscht sie einen ehrlichen Frieden doch so dringend wie auch ich. Aber ich will mir den Rücken decken. Heute abend sind wir daheim. Mit Ihrer lieben Frau sind Sie mein Gast, Waltham, und habe ich die Sache über Nacht mit meiner Frau nochmals durchgesprochen, schreiten wir morgen früh zur Unterzeichnung. Und nun, bitte, nichts mehr von Geschäften!“

Unter der Einwirkung von Luchs heimlich flehendem Blicke saß Waltham wie auf Kohlen. „Meine Frau hat gesellschaftliche Verpflichtungen in New York,“ log er. „Sie will noch heute abend zurückfahren. Ich sagte Ihnen ja bereits, daß ihr Kommen sozusagen ein Impromptu darstellte.“

Doch Smith schnitt jede Einwendung ab; er tat ordentlich entrüstet. „Das wäre noch schöner!“ meinte er ungehalten. „Es wäre ja fast eine Beleidigung für mein einfaches Haus, wollte Missis Waltham meine Einladung abschlagen. Was sollte meine Frau davon denken!“ Er wendete sich direkt an die schwer ihre Unbefangeneheit bewahrende Luch. „Sagen Sie selbst, kann es wichtigere Verpflichtungen geben? Hier handelt es sich um die Sanktionierung eines Vertrags von historischer Bedeutung, der sich in seiner umfassenden Wirkung in beiden Erdhälften fühlbar machen wird. Ich meine, in einem solchen Falle gehört die Frau zum Manne. Sie brauchen indessen nicht zu fürchten, Missis Waltham, daß es Ihnen an gewohnter

Bequemlichkeit fehlen wird. Ist mein Haushalt auch schlicht und frei von jeder weltlichen Hoffart, so haben wir im Oberstock doch ein recht behagliches Stübchen, in welchem sich auch ein junges Eheglück gemüthlich aufgehoben fühlen kann.“ Er streckte Lucy die Spinnenfinger hin. „Ihre Hand darauf, Mrs. Waltham, ich bin ein schlichter, einfacher Mann — Sie werden mein Haus mit Ihrer Anwesenheit schmüden, nicht wahr?“

Lucy waren die Tränen nahe, doch sie mußte sich wohl oder übel fügen. Nur einen flehenden Blick sandte sie Waltham zu; er mußte einen schidlichen Ausweg finden. Bei der ersten unbewachten Gelegenheit hauchte sie ihm auch zu: „Um Himmels willen, Mister Waltham, Sie müssen Rat schaffen. Hier im Wagen konnte ich manches tun, was — was —“ sie schluckte mutig — „was nicht ganz korrekt von mir war. Aber ich kann doch nicht in ein wildfremdes Haus unter falschem Namen, in einer Stellung, die mir nicht gebührt, gehen. Das müssen Sie doch einsehen!“

Das sah Waltham freilich ein, doch ebensowenig sah er einen Ausweg. Sie hatten sich in eine Sackgasse verrannt, aus welcher es keinen Ausweg gab. Er legte sich aufs Bitten. In beweglichen Worten stellte er dem Mädchen die von ihm selbst als unerträglich empfundene Lage vor und beschwor sie, nur noch wenige Stunden lang tapfer auszuharren. „Kommt unser Schwindel jetzt heraus, so ist alles verloren, das müssen Sie doch einsehen! Der brave Smith würde wie ein Eber schäumen. Er würde die ihm gespielte Komödie nie verzeihen, und das käme einer Kriegserklärung gleich. Eine solche wäre gleichbedeutend mit meinem Ruin. Den können Sie doch nicht wünschen!“

Lucy stand schweratmend, vergeblich rang sie nach



Festigkeit. „Ich bin nur ein schwaches Mädchen und habe nichts außer meinem Ruf!“ sagte sie tonlos.

„Wem sagen Sie dies? Sehe ich aus wie einer, der ihm entgegengebrachtes Vertrauen mißbrauchen kann?“ wendete er ein.

Sie schüttelte mit dem Kopfe. „Das ist es nicht. Ich schäme mich nur so schrecklich! Wie eine Verbrecherin erscheine ich mir!“

Sie konnten nicht weiter verhandeln, aufgeräumt rief Smith nach ihnen. Er und Jagersoll hielten sich auch den ganzen Tag in ihrer Nähe. Sie wollten wissen, was es zu essen gäbe, und boten sich zur Mithilfe an. Als sich dann herausstellte, daß Lucy Kartoffelkuchen, Mr. Smiths Leibgericht, bereiten konnte, erbot er sich gar zum Kartoffelschälen. Es waren aber keine Kartoffeln da. Doch Smith wußte Rat; sie fuhren ja auf Linien, die seiner Alleinherrschaft unterstanden. So wurde eine Depesche aufgegeben, und auf der nächsten Haltestation wurde ein großer Korb mit Kartoffeln in den Wagen geschoben.

Nun konnte sich Lucy der Herren gar nicht mehr erwehren; die okkupierten die Küche, erwiesen sich freilich mehr hinderlich als nützlich. Doch unter anderen Umständen hätte des Mädchens gesunder Sinn wohl die in der eigentümlichen Lage liegende Komik zu würdigen gewußt. Da schälten zwei der mächtigsten Multimillionäre der modernen Welt in ihrem Dienst Kartoffeln, und der durchtriebenste Korporationsanwalt von ganz Amerika bekam beim ungeschickten Spantieren mit dem Reibeisen blutige Fingerspitzen, was seinem Eifer indessen durchaus nicht Abbruch tat.

So konnte aber keine echte Heiterkeit in des Mädchens niedergedrückter Seele aufkommen; sie war stiller und gedrückter als am Vortag und empfand es als

Wohlthat, daß die so ungewohnt Beschäftigten dafür um so gesprächiger waren.

Weiter und immer weiter rasselte der Zug, ohne daß es Luch gelungen wäre, noch einmal zu ungestörter Rücksprache mit Waltham zu gelangen; Smith und dessen Begleiter hatten es förmlich darauf abgesehen, die beiden nicht allein zu lassen, als bereitete es ihnen eine Genugthuung, ein junges Liebesglück zu stören. Förmliche Qual bereitete es Luch, als Waltham sie später zum Singen aufforderte. Sie konnte nicht gut ausweichen und mußte sich an den Flügel setzen. Doch als ihre Finger erst über die Tasten glitten, verstand sie die gute Absicht Walthams und war ihm dankbar. Die geliebte Musik verschaffte ihrem fieberisch schlagenden Herzen lösende Berstreuung. Niedertauchend in das ewig schöne Tonmeer unsterblicher Melodien fand sie Vergessen für das drangvolle Wirrsal des Augenblicks.

Sie wurde es nicht gewahr, daß, während ihre schönheitstrunkene Seele sich auf den Schwingen der Musik über die engen Alltagsgrenzen erhob, Smith und sein würdiger Genosse sanft eingeschlafen waren. Auch Waltham hatte nicht acht darauf; er saß wie im Bann. Wie aus eisgesprengter Hülle der frische Quell zum Tage drängt, so rauschten aus seiner Seele Tiefen längstvergeffene Gefühle zum Licht empor. Immer sieghafter beschlich ihn zugleich die wehmütige Erkenntnis, daß die hastende Jagd nach dem allmächtigen Dollar nicht das Höchste und bei weitem nicht das Seligste war, daß es anderes gab für ein junges Herz, das zu erkämpfen sich lohnte — für ein junges Herz! In diesen weisevollen, weltentrückten Einkleinstunden entdeckte John B. Waltham seine längst versunken geglaubte Jugend wieder!

Endlich waren sie in Leadville. Smith hatte sein Kommen durch eine Depesche gemeldet. Nun erwartete ihn seine Familie schon auf dem Bahnsteig. Das war ein allgemeines Vorstellen, ein unaufhörliches Begrüßen, das Lucy vollends wirr machte. Mechanisch fühlte sie sich von einem Arm in den anderen geschoben. Da waren eine Menge überlange und hagere Mädchen mit reizlosen Mehlgesichtern und flachblonden Haaren, eine immer sommersprossiger und ungraziöser als die andere, lauter „noch zu habende“ Töchter des Smithschen Paares. Da war Mrs. Smith selbst, so dürr und verwelkt wie ihr Gatte, auch so salbungsvoll freundlich und selbstgerecht wie dieser. Ein Schauer faßte Lucy vor all den Umarmungen und Küssen, die sie willenlos über sich ergehen lassen mußte. Dann saß sie in einer Equipage und fühlte sich von Fragen bestürmt, die in wirrem Durcheinander an sie gestellt wurden, was für eine Geborene sie sei, wo sie ihre Mädchenjahre verlebt, wann und wo sie ihren Mann kennen gelernt, wo sie ihre Toiletten machen lasse, wie ihre New Yorker Wohnung eingerichtet sei, wieviel Dienerschaft sie halte. So und mehr schwirrte es ihr in die schmerzenden Ohren. Sie hätte sich verzehnfachen müssen, um all diese neugierigen Fragen auch nur zum Teil zu beantworten.

Im Smithschen Landhause wurde es nicht anders. Sie sah sich an einer gedeckten Tafel sitzen und hatte das Gefühl, als ob man ihr Hammelfleisch und Bohnen im Übermaß aufnötige. Dann pries man ihr köstliches Brunnenwasser an, und Mr. Smith erging sich in einem langschweifigen Vortrag über die Vorzüge des Wassertrinkens. Mit keinem Wort erwähnte er die von ihm am Vorabend in reichlichem Maße genossene „Medizin“; er wendete sie heute auch nicht an, sondern blieb beim Wasser. Dazwischen hörte sie Jngersolls meckernde

Stimme. Zuweilen sprach auch Waltham, der zwischen dem Ehepaar saß, während sie zur Seite Smiths saß und dessen älteste Tochter zur Tischpartnerin hatte.

Immer mehr fühlte Luch sich von der Erregung übermannt. Dazu kam die Abspannung, sie empfand ein immer mehr zur Geltung kommendes Verlangen nach Alleinsein, um sich von Herzensgrund ausweinen zu können.

Doch die unaufhörlich plappernden Mädchen ließen ihr keine Ruhe. Sie mußte nach allen Seiten Auskunft geben und war Waltham ordentlich dankbar, daß dieser ihrer Unkenntnis weltgewandt immer wieder zur Hilfe kam, indem er sich in weitschweifigen Erläuterungen seines New Yorker Stadthauses, seiner Besizung in Newport, sowie seiner Dampfjacht erging. Fast pagodenhast nickte Luch nur immer wieder zu all den schonungslosen Fragen, bis endlich Mrs. Smith ihre Mattigkeit wahrnahm und zur Ruhe zu gehen vorschlug.

Das gab wieder eine neue schreckliche Dual für Luch. Wohl machte Waltham einen letzten verzweifelten Versuch, ihr das Außerste zu ersparen, indem er wieder auf sein störendes Schnarchlaster zu sprechen kam und vorschlug, ihm ein kleines Sonderzimmer für die Nacht zu geben, doch das Smithsche Ehepaar erstickte jede Opposition im Keime. „Das müssen Sie sich schon gefallen lassen, lieber Waltham,“ erklärte er, „Sie sind in ein patriarchalisch geführtes Haus eingetreten. Ja, das wird Ihnen, dem Weltkind, eigen vorkommen. Hier finden Sie nichts vom Land der Welt. Wir können Ihnen leider nicht zwei Zimmer zur Verfügung stellen.“

Er hatte sie mittlerweile, begleitet von seiner Frau und sämtlichen Smithschen Grazien, nach einem im Oberstod gelegenen Kiefenzimmer geführt. Luch, die

vor Angst fast mit den Zähnen klapperte, konnte sich eines Schauers nicht erwehren. Die kahle Einfachheit des Raumes, der weder Fenstergardinen noch Teppiche oder Bilderschmuck aufwies, machte sie frösteln. Ihr war es, als ob sie den Fuß wenden und fliehen müßte, irgendwohin, nur um dem Erbeben ihrer schreckhaft geängstigten Seele zu entgehen.

Doch noch war Smiths Redestrom nicht versiegt. „Lassen Sie mich recht süße Träume Ihnen antwünschen, Missis Waltham!“ Er schickte sich schon an, die Bitternde in seine ungeheuren Windflügelarme zu schließen und ihr die bereits gespitzten Lippen auf die Stirn zu drücken, als er zum Glück für Lucy durch einen energischen Handruch zur Seite gedrängt wurde.

Es war seine Frau; sie nahm Lucy in die Arme, küßte sie auf die Stirn und meinte mit sauerfüßigem Lächeln: „Lassen Sie sich an unserer schlichten Einfachheit genügen.“

Lucy kam sich wie ein Opferlamm vor; die Berührung dieser kalten Lippen erschien ihr als unerträgliche Qual. Doch sie mußte die gleiche Prozedur auch von sämtlichen Töchtern hinnehmen. „Die reine Froschfamilie!“ dachte sie entsetzt. Dann marschierten, wie bei einem Hochzeitsreigen, die Töchter paarweise ab, und zuletzt schloß sich ihnen Mr. Smith, am Arm die nicht abzuschüttelnde Gattin, an.

Die Tür schloß sich. Lucy war mit ihrem Pseudogatten allein. Da war sie auch mit ihrer Kraft zu Ende. Wie vernichtet sank sie auf einen Stuhl und schluchzte leise vor sich hin. Doch als der über diesen elementaren Gefühlsausbruch bestürzte Waltham sich ihr nähern, tröstend ihre Hand ergreifen und zu ihr sprechen wollte, maß sie ihn mit verstörtem Blick, und in heftiger Aufwallung stieß sie ihn zurück. „Rühren Sie mich nicht

an!“ ächzte sie tonlos. „Lebt ein Funke Barmherzigkeit in Ihnen, so lassen Sie mich allein! Endigen Sie diese unwürdige Komödie!“

Waltham stand wie gerichtet; er hätte nie geglaubt, daß Tränen ihm solch körperliches Weh bereiten könnten. Trotz ihres Widerstrebens trat er dicht auf sie zu. „Miß Elgin,“ begann er, und seine Stimme klang heiser, „es ist weder Ort noch Zeit, um Ihnen zu sagen, was in mir vorgeht. Sie sollen mir aber nie vorwerfen dürfen, daß ich Ihr Vertrauen, Ihre Kameradschaft je mißbraucht habe. Das bin ich — meiner zukünftigen Frau schuldig!“ sagte er sehr bestimmt.

Sie zuckte unser seinen Worten zusammen. Flam-mender Stolz sprach plötzlich aus ihren Blicken. Wie konnte er sie so demütigen, daß er von Rücksichtnahme auf eine zukünftige Frau, die er ja noch nicht einmal kannte, ihr gegenüber sprechen konnte! Das war roh. Ihr fehlte das Verständnis für eine solche Handlungsweise. Doch zugleich durchzuckte sie auch schon wieder bitterer Schmerz. Wie er nun gar ihre Hand ergreifen wollte, stieß sie ihn in verletztem Stolz herb zurück.

Doch er ließ nicht ab von ihr; er wagte es, ihrem Widerstreben zum Trotz, sie mit sanfter Gewalt fest-zuhalten.

„Lassen Sie mich, Mister Waltham — oder ich schreie um Hilfe!“ keuchte sie.

Da lachte sie der herzlose Mensch gar an. „Das würde ein erbauliches Schauspiel geben — die Smith-schen Töchter möchte ich sehen!“ Nun wurde er wieder ernst. „Also, Miß Elgin — ich gehe jetzt. Die Luft ist ja warm, und draußen im Park werde ich irgendwo schon eine Bank für die Nacht finden.“ Sie wollte ihn unterbrechen, ihm sagen, daß sie selbst gehen wollte, doch er ließ sie in seiner bestimmten, fast befehlenden

Art gar nicht zu Worte kommen. „Wollen Sie recht zeitig aufstehen, Miß Elgin? Sagen wir, etwa bei Sonnenaufgang. Ich werde unten vor dem Hause auf Sie warten.“

Sie sah ihn immer befremdeter an. Sein Benehmen erschien ihr rätselhaft — unverständlich.

„Ich meine es so, wie ich sage!“ bestätigte er offenbar in großem Ernst. „Wir werden dann den nächsten Friedensrichter auffuchen und uns unverzüglich trauen lassen.“

Ganz entsetzt wich Lucy vor ihm zurück. Der arme Mr. Waltham! Die Aufregungen der letzten Tage mußten ihn um den Verstand gebracht haben. Sie war keines Wortes fähig, nur ihre verstörten Mienen kündeten, daß sie ihn verstanden hatte.

„Trauen lassen!“ wiederholte er, als gälte es eine einfache geschäftliche Anordnung. „Verzeihen Sie, wenn ich mich nicht korrekt ausdrücke. Ich habe keine Übung im Flirten. Als dummer Junge glaubte ich mit den Frauen fertig zu sein. Ich war es auch, bis ich Sie gestern sah. Da hat's mich gepackt, und es packt mich noch; es wird mich bis zu meinem letzten Tage gepackt halten. Mehr kann ich nicht sagen. Wollen Sie meine Frau werden, Lucy, können Sie mir ein ganz klein wenig gut sein? Ich bin ja Ihnen gegenüber ein alter Mann und —“

„Das ist nicht wahr!“ entfuhr es Lucy wider Willen. Dann stand sie wieder wie vom Donner gerührt mit den Händen vor dem Gesicht und wagte sich nicht zu rühren.

„Miß Elgin, es — es ist eine verwünscht schwierige Sache mit den Liebeserklärungen — hm!“ Er räusperte sich. „Verzeihen Sie den Ausdruck. Doch es ist sehr schwierig, besonders wenn man miteinander allein ist.“

Er schöpfte wieder Atem. „Bitte, schauen Sie mich nicht an — wenigstens jetzt noch nicht, sonst verliere ich den Text!“ Sie hatte sich nach ihm umwenden wollen, doch sanft, aber entschieden hatte er sie wieder umgekehrt. „Sie haben es mir angetan. Ich habe mich auf der Versuchung ertappt, Purzelbäume schießen zu wollen. Sie werden zugeben, daß das für einen Mann im Minengeschäft eine ungewöhnliche Beschäftigung ist. Ich glaube, nein — ich weiß es, ich würde mit Ihnen glücklich werden — einfach unvernünftig glücklich, Miß Elgin. Ich habe einen Heißhunger nach dem Glück. Es ist nicht der richtige Ausdruck, aber er sagt's Ihnen, was ich fühle. — So, nun geben Sie mir Ihre Antwort. Klipp und klar, Miß Elgin.“

Als er sich nun aber ein Herz faßte und ihr ins Gesicht sah, ihre Kinderaugen mit dem Ausdruck unfaßbaren, wunderfeligen Staunens auf ihn gerichtet schaute, als er die purpurne Blut in ihren Mienen, in diesen die Offenbarung eines Glückes, so gewaltig groß, daß ihr Herz es nicht fassen konnte, und nicht zuletzt das selig verschämte Lächeln um ihre Lippen wahrnahm, vergaß er plötzlich seine ganze korrekte, würdevolle Haltung und benahm sich nicht länger, wie es einem gebietenden Minenkönig zukam, sondern wie der erste beste hoffnungslos verliebte grüne Junge. Er hatte sie plötzlich umfaßt, hob sie in seinen starken Armen wie ein federleichtes Püppchen hoch und küßte ihr die weichen Lippen, bis der Atem ihr vergehen wollte. Dann stellte er sie wieder auf die Füße. „Du hast mich lieb, Such, du willst meine kleine Frau sein?“ fragte er sie schier andächtig.

Sie weinte und lachte in einem Atem. Der selige Glückstaumel in ihr verschloß ihr die Lippen; sie konnte nur nicken und mit schimmernden, von Glückszähnen ver-



dunkelsten Blicken zu ihm aufschauen. Dann wurde sie ruhiger. „Ja, ich habe dich lieb!“ hauchte sie. „Du hattest es mir sofort angetan. Hätte ich sonst tun können, was du von mir verlangtest?“

Da küßte er sie wieder und wieder in überwältigendem Drange. „Nun gehe ich!“ sagte er entschlossen. „Miß Elgin, ich werde Sie nie wieder küssen. Den nächsten Kuß kriegt Missis Waltham. Aber bitte, recht früh aufstehen, denn in mir lebt eine Ungebulb —“ Er sprach nicht weiter, wurde aber noch in derselben Sekunde seinem feierlichen Versprechen untreu. Stürmisch riß er sie an sich und küßte sie wieder. „Mein Glück, mein Sonnenschein!“ jubelte er auf. „Ach, daß die Sonne schon schiene! — Doch nun schlaf süß — gute Nacht!“

Gleich darauf war er verschwunden.

## 7.

Mr. Snyder hatte mit dem fahrplanmäßigen Abendschnellzug New York verlassen. Vorsichtig in ein Lederportefeuille gepackt, trug er das Verhandlungsprotokoll im Smithschen Engelminenfall bei sich und hütete es wie ein Heiligtum. Seine Reiselust war durchaus keine große; er versprach sich nicht viel Kurzweil von der ihm bevorstehenden Auseinandersetzung mit seinem Chef. So unschuldig er an dem ganzen fatalen Mißverständnis auch war — natürlich traf nur diesen Ibioten von einem Hopkins die alleinige Verantwortung — so war ihm doch gar nicht recht geheuer zu Mute. Mr. Waltham hatte solch eine eigene Art, seine Unzufriedenheit zu äußern; so freundschaftlich er mit diesem auch stand, es gab Augenblicke — und sie waren für ihn nicht die angenehmsten in dieser Tränenwelt — in welcher sich der Chef als solcher gab.

Des Nachreisenden Stimmung besserte sich auch durchaus nicht, als er, nach einer endlosen, durchrüttelten Nacht, in Madison ankam und von Mr. Waltham keine Spur vorfand, dafür aber hören mußte, daß in dessen Wagen die ihm bekannten beiden Herren eingestiegen und vereint weiter nach Leadville gefahren waren. Einigermaßen beruhigte ihn die Mitteilung, daß Mr. Waltham das ihm nachgesandte Telegramm abgeliefert worden war. Auf der anderen Seite erfüllte Snyder die Wahrnehmung, daß sein Chef den Wagen schon auf einer früheren Station bestiegen, mit gerechtem Unbehagen.

Nach einer weiteren im rollenden Zuge verbrachten, höchst ungemütlichen Nacht langte der Geschäftsführer bei fröhlichem Morgensonnenschein in Leadville an. Doch umsonst sah er sich nach jemand, der zu seinem Empfang erschienen war, um. Es hatte ihn schon beunruhigt, daß Waltham ihm in Madison keinerlei Verhaltensmaßregeln hinterlassen hatte; nun schien ihm das Unterlassen jeglichen Empfangs um so sicherer auf drohenden Sturm im Gefühlsbarometer seines gestrengen Chefs zu deuten. In Leadville war Mr. Waltham jedenfalls, denn er sah auf einem Nebengeleise den ihm wohlbekannten Salonwagen im Frühsonnenschein. Dies wurde ihm auch vom Bahnhofsvorstand bestätigt.

Seufzend machte sich Snyder auf, die zwei Meilen von der Station bis zur Smithschen Villa zu Fuß zurückzulegen. So gern er auch in seinem Geschäftszimmer stürmend herummarschierte, das Wandern auf staubiger Landstraße war doch ein ander Ding, und so atmete er erleichtert auf, als endlich der schattige Park in Sicht kam.

In mehr friedlicher, wie malerisch wirkender Ein-

tracht fand er die Smithsche Familie vollzählig beim Frühstück auf der durch ein Sonnendach geschützten Vorterrasse des Herrenhauses versammelt. Seine unvermutete Ankunft zeitigte große Aufregung. Smith kannte den Geschäftsführer persönlich, denn dieser hatte die Vorverhandlungen in Stellvertretung seines Chefs geführt. Nun mußte er natürlich mit am Frühstückstisch Platz nehmen, was ihm nicht unwillkommen war, hatte er doch seit Madison nichts Ordentliches mehr zu essen bekommen, und Snyder war ein Mann von vortrefflich entwickeltem Appetit.

So tat er nun dem herzhaften Frühstück alle Ehre an und bemühte sich, so gut er konnte, dazwischen die zahlreichen neugierigen Fragen zu beantworten.

„Mr. Waltham wird bald zurück sein,“ berichtete Smith schließlich. „Er ist mit seiner jungen Frau auf einem Morgenspaziergang unterwegs.“

„Eine reizende Frau!“ gestand Frau Smith zu. „Ein bißchen weltlich, doch das wird sich schon geben.“

„Weltlich, aber doch fein!“ bemerkte Mr. Jagersoll tiefsinnig dazwischen.

„Sie ist süß! Man könnte sie lieb haben!“ flötete die Älteste affektiert. Die Schwestern stimmten ihr in unterschiedlichen Abstufungen zu.

Snyder verwünschte innerlich gerade die Zähigkeit der ihm vorgelegten Hammelkeule. Nun schaute er verwundert auf. „Die Herrschaften scherzen wohl? Mr. Waltham ist doch noch nicht verheiratet.“

„Nicht verheiratet?“ Die acht oder zehn Töchter schrien wie Hühner, zwischen welche ein Marder gefahren ist.

„Nicht ver—hei—ratet?“ fragte auch die fassungslose Frau Smith mit wuchtiger Betonung jeder Silbe. Ihr Gatte beugte sich mit starrem Entsetzen über den

Tisch, während Ingersoll mit aufgesperstem Munde saß und ganz vergaß, die Gabel mit einem aufgespießten Bissen vollends zum Bestimmungsort zu führen.

Snyder aß seelenruhig weiter. „Wie ich Ihnen sage, Mr. Waltham ist so wenig verheiratet wie zum Beispiel ich. Er ist der zähste Junggeselle von ganz New York.“ Nun, als neue Entsetzensrufe zu seinen Ohren drangen, wurde er aber endlich aufmerksam. „Wie meinen die Herrschaften eigentlich?“ fragte er betreten.

Smith wollte sprechen, doch seine Gattin hielt ihm den Mund zu. „Vorsichtig, John!“ mahnte sie.

Snyder wurde es ganz schwül, als er nun das Duzend Fischaugenpaare auf sich gerichtet fühlte. Der Appetit verging ihm, und er schob seinen Teller zurück. „Nein, Mr. Waltham ist nicht verheiratet,“ bekräftigte er nochmals. „So wenig wie — wie Ihre Töchter hier!“

Die Mutter schluckte. „Es bedarf wohl keiner Frage, daß meine Töchter jederzeit die ehrenwertesten Gatten finden könnten — ihr braucht darum nicht zu erröten, meine Lieblinge,“ setzte sie sanft hinzu. „Ich sehe nur den Fall.“ Mit eisiger Hoheit wendete sie sich dem immer ungemütlicher sich fühlenden Snyder wieder zu. „Sie werden zugeben, daß sich in Begleitung von Mr. Waltham eine — eine Lady befindet, die —“

„Ach, Sie meinen die Stenographin?“ Er lachte glücklich, wie in der Hoffnung, das seltsame Mißverständnis rasch aufklären zu können. „Ist die auch hier? Die kennt Mr. Waltham ja kaum.“

„Kennt sie kaum?“ stöhnte Frau Smith, während ihr Nachwuchs sich in lautem Getüsch erging.

„Ich muß aber doch sehr bitten!“ brauste Smith auf. „Das sind unzeitige Scherze!“

„Sehr unziemliche Scherze!“ meckerte sein getreues Echo, indem er in der Gewißheit, daß es mit dem Frühstück nun doch zu Ende sei, schleunigst noch einen gewaltigen Bissen hinter den breiten Kinnladen verschwinden ließ.

Enyder wurde empfindlich; er glaubte nicht anders, als man wolle ihn zum Narren haben. „Ich weiß nicht, was das alles zu bedeuten hat,“ meinte er aufgeregt. „Durch eine Telegrammverstümmelung veranlaßt, schickte ich mit Mr. Walthams Salonwagen eine sich gerade bei mir um Stellung bewerbende Stenographin, ein junges Mädchen, von dessen Existenz Mr. Waltham bislang keine Ahnung hatte.“

„Er scheint inzwischen von ihr außerordentlich viel Ahnung bekommen zu haben!“ krächte Smith mit überschlagender Stimme.

„Aber erlauben Sie einmal!“ Zornig sprang Enyder auf.

Er fühlte sich von dem ebenfalls aufgestandenen Hausherrn beim Arm gepackt. „Wissen Sie, daß Ihr Mr. Waltham uns diese — diese Person als seine Frau ins Haus gebracht hat?“

Er kam nicht weiter, denn in diesem Augenblick kam John B. Waltham Arm in Arm mit Luch durch den Garten heran. Er war wie verwandelt, lachte und scherzte und war so völlig in sein Glück vertieft, daß er ganz erstaunt aufschaute, als bei ihrer Annäherung die Smithschen Töchter mit entsetzensvollen Schreien, als hätten ihre Augen den leibhaftigen Bösen geschaut, über die Terrasse hüpfen gleich einem Schwarm aufgeschreckter Fühner, um in der Haustür zu verschwinden. Auch Frau Smith, die überraschend schnell zu sich gekommen war, machte Miene, wie vor Entsetzlichem zu fliehen, doch sie harrete aus, mit versteinertem Gesicht.

„Was geht hier eigentlich vor?“ fragte Waltham. Er nahm den hastig auf ihn zutretenden Snyder wahr und stuzte. „Hallo, welcher Wind treibt denn Sie her?“

„Haben Sie meine Depesche nicht erhalten?“ fragte der vor Bestürzung nahezu Betäubte.

„Ihre Depesche? — Jetzt erinnere ich mich, ein Expressjunge gab mir so was in Madison, doch ich hab's vergessen. Das Ding muß noch in meiner Rocktasche stecken.“

Doch er kam nicht dazu, die Depesche zu lesen, denn mit unheilverkündender Miene trat das Smithsche Ehepaar auf ihn zu. Sie wollten beide zugleich sprechen und brachten es darum nur zu einem unverständlichen Gemurmelt. Ihrer nahm sich Jngersoll an, der hinter seinem Herrn und Meister schritt. „Sie sind wohl immer noch verheiratet, he?“ fragte er.

Da fand Smith seine Sprache wieder. Er stellte sich in Positur und räusperte sich. „Mr. Waltham,“ sagte er mit Grabesstimme, „ich frage Sie auf Ehre und Gewissen, sind Sie mit dieser“ — er schluckte — „mit dieser Lady hier,“ setzte er kleinlauter hinzu, als er einem flammenden Bornesblicke begegnete, „mit dieser jungen Lady verheiratet?“

„Selbstverständlich!“ lautete die prompte Antwort. „Auf Ehre und Gewissen, wenn Sie so feierlich fragen, ich bin mit dieser Lady hier so gut verheiratet wie Sie mit Ihrer Frau.“

„Ah — das ist stark!“ hauchte Frau Smith.

„Aber Mr. Waltham —“ stotterte auch Snyder verblüfft. Er schaute sich fast die Augen aus dem Kopfe und ließ den Blick zwischen seinem glücklich lächelnden Chef und der an dessen Arm hängenden, zwar ängstlich, doch auch selig dareinschauenden Lucy hin und her fahren. „Ich erklärte eben den Herrschaften, Sie seien nicht verheiratet und —“

„Snyder, Sie sind ein Fdiot!“ fertigte ihn Waltham ab. Das war schmerzlich, und mit einem vorwurfsvollen Dulderblick knickte Snyder zusammen. Er liebte solche Bezeichnungen nicht, wenn sie ihm selbst galten.

Waltham hatte sich mit weltmännischem Anstand an das Ehepaar gewandt; er war bleich, aber gefaßt und flüsterte der an seinem Arm zitternden Lucy Mut zu. „Mir scheint, die Wahrheit ist inzwischen doch durchgesickert,“ begann er, „und da ist es wohl am besten, ich sage Ihnen alles. Schon damit auf meine liebe Frau nicht der geringste Schatten fällt!“ sagte er, zärtlich zu Lucy niederblickend.

In kurzen Worten setzte er nun den Sachverhalt auseinander. Zuerst begegnete er skeptischen Mienen, die sich nur allmählich und widerwillig aufhellten, als er im Laufe seiner Darlegungen die Unglücksbepefche vorwies, die ihm zuletzt doch noch zu hohem und — wie er sagte — unverbientem Glück verholfen hatte. „Mein Entschluß, Lucy um ihre Hand zu bitten, stand schon fest, ehe die Herren zu mir einstiegen. Ich würde ihr sonst nicht einen solch abenteuerlichen Vorschlag zu machen gewagt haben. Doch mir blieb keine Wahl, denn Zeit zu einer Erklärung hatte ich nicht. Heute in aller Frühe ließen wir uns trauen. Hier ist unser Trauschein!“ Er legte auch dieses Dokument dem Ehepaar vor.

„Ja aber —“ Inurrte Smith, der nicht recht wußte, wie er sich zu verhalten hatte und auf die immer noch unheilverkündende Miene seiner besseren Hälfte schielte.

Lucy hatte sich sanft Walthams Arm entwunden. Nun trat sie an Frau Smith heran und schaute mit feuchtem, glückshimmerndem Blick zu ihr auf. „Können Sie mir verzeihen?“ fragte sie leise. „Ich kann mich nur mit meiner Liebe entschuldigen. — Ich konnte nicht anders handeln,“ setzte sie errötend hinzu.

Wohl lächelte die Würdige noch bitter süß, doch sie war eine Frau, und in ihrem verknöcherten Herzen stieg eine Ahnung des heiligen Glückes auf, das in der Seele des holden jungen Weibes lebte — eines Glückes, an dem sie nie teilgehabt.

So winkte sie ihrem Manne zu und beugte sich über die Liebliche, um sie zu beglückwünschen.

---

Noch am selben Vormittag wurde der Vertrag vollzogen. Die Einladung des Smithschen Paares, ihren Aufenthalt auf einige Tage auszudehnen, nahmen die Liebenden indessen nicht an. Es war für das geschäftliche Einvernehmen auch besser, trat man in keine näheren persönlichen Beziehungen. Zudem drängte das junge Paar nach Alleinsein mit seinem Glück. Luch wußte sich keine liebere Zufluchtsstätte zu denken als den von ihr so schnell liebgewonnenen Salonwagen. Niemand sollte um sie sein dürfen, nicht einmal ein Diener. Lächelnd willigte Waltham in den ersten Wunsch seiner jungen Frau; er hatte bereits eine Ahnung, als ob er in Zukunft öfters solche Wünsche würde erfüllen dürfen.

Einer langen Aussprache mit Snyder bedurfte es nicht; der Vertrag war ja abgeschlossen, und alle anderen Geschäfte lagen bei dem Geschäftsführer in guten Händen. Dieser sorgte noch schleunig dafür, daß der Salonwagen mit reichlichem Proviant versehen wurde. Schon am Nachmittag, nach einem leidlich herzlichen Abschied von der Familie Smith, reisten die Liebenden ab, um sich zunächst nach Luchs kleiner Heimatstadt in Iowa zu begeben und dort die Mutter mit ihrem jungen Glück zu überraschen.

Snyder konnte sich der Rührung nicht erwehren, als er am Bahnhof stand und in der Ferne Luchs



winkendes Taschentuch allmählich verschwinden sah. Drei Tage zuvor hatte sie ihm auch so zugewinkt, damals eine kleine, verschüchterte, stellenlose Stenographin und heute die glückliche, angebetete Frau eines Minenkönigs. Was doch solch eine kleine Depeschenverstümmelung nicht alles zuwege bringen kann! —

Als Snyder zwei Tage darauf die New Yorker Geschäftsräume wieder betrat, kam ihm Hopkins voll gespannter Erwartung entgegen und folgte dem Gewaltigen nach dessen Privatkabinett.

„Wie hat's Mr. Waltham denn aufgenommen?“ erkundigte er sich ängstlich. „Ich meine, was hat er denn mit der kleinen Stenographin gemacht?“

„Was wird er gemacht haben,“ entgegnete Snyder mit einem hoheitsvoll überlegenen Lächeln. „Geheiratet hat er sie natürlich.“

„Na — natürlich!“ stotterte der Kassierer fassungslös.

Doch Snyder war der Situation gewachsen. „Merken Sie denn nicht, daß ich die damalige Depesche absichtlich falsch verstanden habe, Mensch?“ fragte er und tippte mit dem Finger an die Stirn. „Glauben Sie wirklich, ein derartiges Mißverständnis wäre bei dem Geschäftsführer unserer Firma denkbar? Oh, diese Sache habe ich wundervoll gedrehselt — was? — Gehen Sie an Ihre Arbeit, Hopkins,“ seufzte er kummervoll, „Sie sind und bleiben ein Idiot!“

Böllig geknickt schlich der Kassierer aus dem Zimmer. Doch an seinem Pulse, als er gerade die Feder wieder eintauchte, sagte er laut und vernehmlich, daß es das ganze Personal hören mußte — und eine Welt voll Groll lag dabei in seinem Ton — dreimal hintereinander: „Idiot! — I—di—ot! — I—di—ot!“

Und nachdem er dergestalt seinem gepreßten Herzen Luft gemacht, fuhr er in seiner Arbeit fort.





## Die Kokospalme.

Eine Skizze aus den Tropen. Von Alex. Cormans.

Mit 4 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

**U**nter den von der Sonne der Tropen zu üppiger Schönheit und Fruchtbarkeit entwickelten Baumpflanzen hat kaum eine andere für den Menschen so hohe Wichtigkeit erlangt wie die Kokospalme, die durch die Massenhaftigkeit ihres Vorkommens dem tropischen Landschaftsbilde, namentlich an den Küstenstrichen, sein charakteristisches Gepräge gibt.

Man nimmt an, daß Amerika die eigentliche Heimat der Kokospalme gewesen sei. Jedenfalls aber ist schon vor undenklichen Zeiten ihre Verbreitung über das ganze, ungeheure Gebiet des Großen Ozeans erfolgt, und auf den Inseln wie in den Küstengebieten der Kontinente wird sie heute in Millionen von Exemplaren als überaus wertvolle Nutzpflanze kultiviert.

Ihre äußere Gestalt ist jedem bekannt, dem die photographische Aufnahme einer Tropenszenerie zu Gesicht gekommen; denn niemals fehlt darin der schlanke, geringelte Stamm mit der Krone von zehn bis zwölf mächtigen, gefiederten Blättern, die, wenn die Palmen zu ganzen Hainen vereinigt sind, einen überaus malerischen und prächtigen Anblick gewähren. Im Durch-



Das Abschneiden und Sammeln der Kokosnüsse.

schnitt erreicht der Baum eine Höhe von 20 Meter; Exemplare, die bis zu 30 Meter emporstießen, gehören indessen keineswegs zu den Seltenheiten. Das Wachstum ist ein sehr schnelles. Schon im achten bis zehnten Jahre trägt die Kokospalme ihre ersten Früchte. Die etwa meterlangen Blütencheiden und die von ihnen gebildeten riesigen Nüsse, die sich häufig bis zur Größe eines Menschenkopfes auswachsen, kommen aus den Achseln der untersten Blätter hervor und sitzen dort in mächtigen Bündeln zusammen. Sie reifen zu allen Jahreszeiten, und ein einzelner Baum bringt ihrer 60 bis 100 im Jahre hervor. Unter besonders günstigen Verhältnissen kann diese Zahl allerdings bis auf das Doppelte gesteigert werden.

Wenn man in Betracht zieht, daß diese Fruchtbarkeit der Kokospalme mindestens sechzig Jahre lang unvermindert andauert, so begreift man leicht, ein wie wertvolles Geschenk der Natur dieser Baum für den Menschen geworden ist, seitdem er gelernt hat, sich ihn in all seinen Teilen nutzbar zu machen.

Gründlicher und vollständiger aber dürfte in der That kaum eine andere Pflanze ausgenützt werden als gerade die Kokospalme. Dem Eingeborenen der Südseeinseln und der indischen Küstenstriche liefert sie beinahe alles, dessen er zum Leben bedarf: Nahrung, Kleidung, die notwendigsten Gebrauchsgegenstände und sogar das schützende Dach über seinem Haupte.

Die süßlich schmeckende, milchige Flüssigkeit, mit der die jungen Nüsse gefüllt sind, wird als angenehmes und erfrischendes Getränk genossen. Das Mark der Endknospe und die ganz jungen Blätter lassen sich als ein sehr schmackhaftes Gemüse zubereiten. Aus den noch geschlossenen Blütencheiden, die mit Blättern fest umschnürt und dann angeschnitten werden, wird der

Loddy oder Palmenwein gewonnen, der Grundstoff für die Erzeugung des unter dem Namen Arrak in aller Welt bekannten Branntweins. Auch einen Sirup und einen braunen Zucker (Jaggery) stellt man durch Einkochen aus diesem Saft her. Der haselnußartig schmeckende Kern der Nüsse endlich bildet ebenfalls eine beliebte Speise der Eingeborenen, während er für den Welthandel um des in ihm enthaltenen und zu den mannigfachsten Zwecken verwendbaren Oles willen eine große und noch von Jahr zu Jahr wachsende Bedeutung hat.

Aus dem Fasernetz am Grunde der Blätter wissen sich die anspruchslosen Kinder der Tropen recht brauchbare Kleidungsstücke anzufertigen, und die Blätter selbst dienen, außer ihrer Verwendung zur Herstellung von Hütendächern, den verschiedenartigsten praktischen Zwecken.

Daß die harte Schale der Nüsse das Material zu allerlei Drechslerarbeiten, namentlich zu Knöpfen, liefert, ist bekannt. Auch das Holz des Stammes, dessen schwammiges Mark sich nach dem vierzigsten Lebensjahr des Baumes zu verhärten beginnt, läßt sich von da an zu Möbeln wie zu Bauzwecken verarbeiten.

Man sieht aus dieser kurzen Aufzählung, von wie außerordentlicher Wichtigkeit die Kokospalme nicht nur für den bescheidenen Haushalt der eingeborenen Tropenbewohner, sondern auch für die Menschheit im allgemeinen geworden ist. Begnügte man sich anfangs mit der Ausbeutung der von der Natur ohne menschliches Zutun geschaffenen Palmenhaine, so lernte man bald einsehen, in welchem Maße eine rationelle Kultur hier zur Heranbringung großer Werte führen müsse. In den Kolonien an der afrikanischen Küste, auf den Südseeinseln, wie namentlich in Ostindien und auf

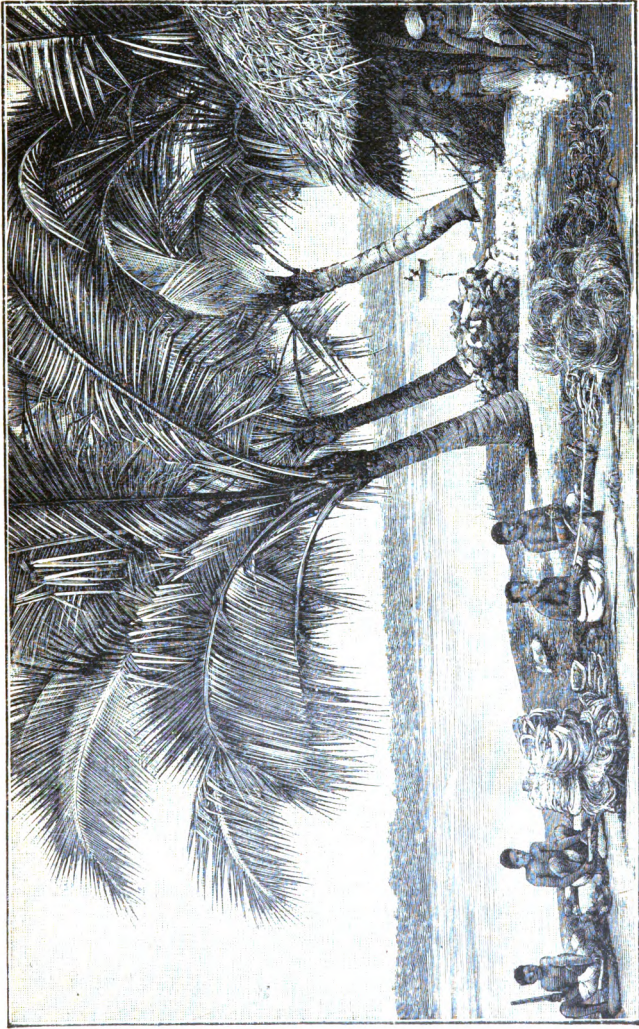
Ceylon wird der Anbau der Kokospalme heute von großen Plantagenbesitzern und Gesellschaften in gewaltiger Ausdehnung und mit einem Erfolge betrieben, dessen sich nur wenige andere auf der Ausnutzung kolonialer Erzeugnisse beruhende Industrien rühmen dürfen.

Das wichtigste Produkt der Kokospalme sind, wie schon erwähnt, die getrockneten Kerne der Nüsse, die im Handel den Namen Kopro führen, denn aus ihnen stellt man in Europa Seife, Lichter, eine wohlschmeckende Butter und anderes her, während das aus den frischen Nüssen gepresste Palmöl meist an Ort und Stelle bereitet wird. Eine Mandel Nüsse ergibt ungefähr zwei Liter eines milden, schmackhaften, aber leider leicht ranzig werdenden Oles, das dem ungleich teureren Olivenöl auf dem Weltmarkte vielfach bereits den Rang abgelassen hat. Die bei der Oligewinnung verbleibenden Rückstände pflegt man, wie bei uns den Rapskuchen, zu verfüttern.

Dem erfinderischen Menschengenisse aber war es mit all den oben aufgezählten guten Gaben, die er diesem Wohltäter aus dem Baumgeschlecht zu verdanken hatte, noch nicht genug, und er entdeckte wirklich noch eine weitere Möglichkeit gewinnbringender Ausnutzung in der Verwertung jener Fasern, deren dichtes, verfilztes Gewirr die äußere Schutzhülle der Kokosnüsse bildet.

In vielen Gegenden wurde diese äußere Schale früher einfach fortgeworfen oder höchstens als Brennmaterial verwendet. Nur an den Küsten Ostindiens bildet ihre Verarbeitung ein uraltes Gewerbe, da man es dort seit Jahrhunderten verstand, das Kor (so nennt man im Handel jene Fasermasse) in ganz ähnlicher Weise wie bei uns den Hanf und den Flachs nutzbar zu machen. Von dieser Kunstfertigkeit hat auch die





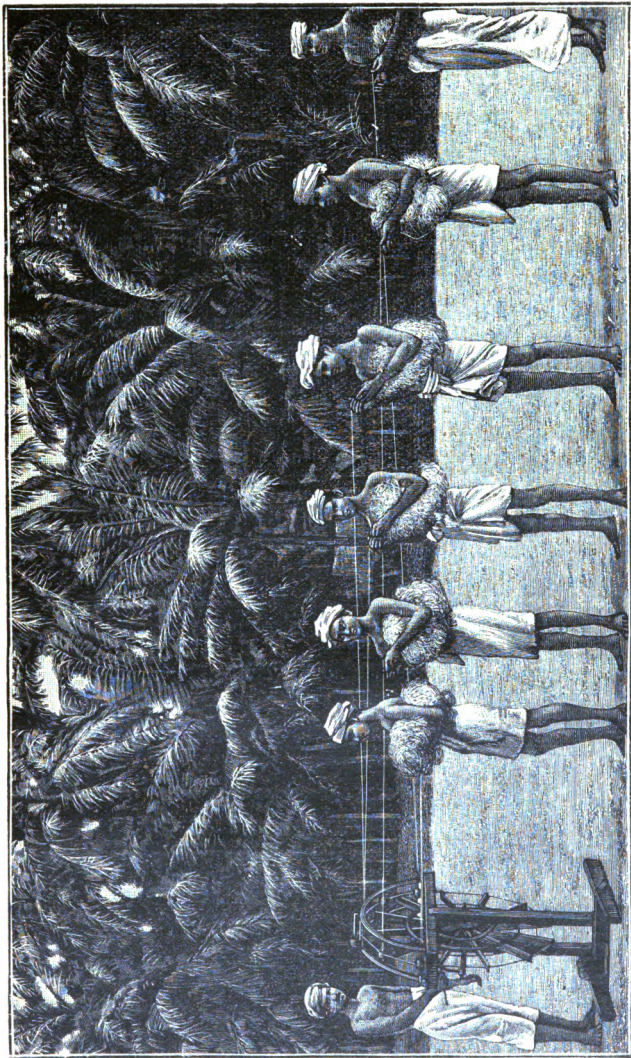
Ferfellung des Kokosgarnes durch Handarbeit

europäische Industrie so viel profitiert, daß die Kokosfaser heute nicht mehr mit Geringschätzung betrachtet wird, sondern bereits einen Handelsartikel von beträchtlichem Werte bildet.

Die Bereitung des Korr geschieht in Indien heute noch auf die nämliche Art wie vor undenklichen Zeiten. Nachdem die frischgepflückten Nüsse durch eine gewandte Manipulation der mit dieser Arbeit seit früher Kindheit wohlvertrauten Eingeborenen geöffnet und ihrer zu anderen Zwecken bestimmten Kerne beraubt worden sind, werden die Schalen in Gruben geworfen, denen beständig Wasser zufließt; sie werden darin, mit Schlamm und Steinen zugedeckt, sechs bis acht Monate lang belassen. Die fleischigen Teile gehen dadurch in Verwesung über, ein Prozeß, der sich beim Öffnen der Gruben durch einen fürchterlichen, für empfindlichere Nasen kaum zu ertragenden Geruch anzeigt, und die holzigen Fasern bleiben zurück. Ihre Färbung ist je nach dem Alter der Nüsse verschieden. Auch bringt die Zuführung von Süßwasser eine hellere Farbe hervor als eine Speisung der Gruben mit salzigem oder brackigem Wasser, wobei bemerkt sein mag, daß helles Korr wesentlich höher im Preise steht als dunkles oder mißfarbiges.

Das zurückgebliebene Fasergewirr wird nun an der Sonne getrocknet und dann gleich unserem einheimischen Flachß gebrochen, indem es von eingeborenen Weibern so lange mit einem Holzschlegel bearbeitet wird, bis die einzelnen Fasern freiliegen. Nochmals sorgfältig gewaschen, um auch die letzten Anhängsel zu beseitigen, wird das Korr zu Ballen gepreßt und so nach den Ausfuhrhäfen geschafft. Doch zieht man auf vielen Plantagen, der billigen Arbeitslöhne wegen, vor, es gleich am Orte der Gewinnung zu Garn ver-



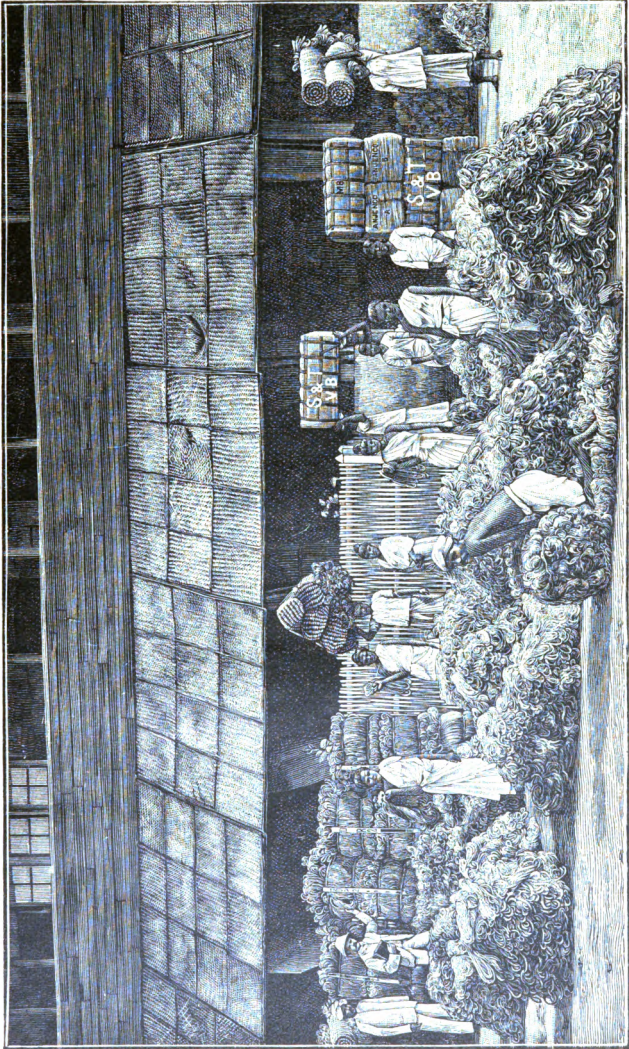


Das Spinnen des Kokosgarnes (Maschinenbetrieb).

spinnen und zu Strängen zusammenbrehen zu lassen. Auch das ist meist eine Arbeit der Frauen, die dazu keiner anderen Werkzeuge als der ihnen von der Natur verliehenen bedürfen. Ihre Füße sind dabei gewöhnlich nicht weniger geschickt als ihre Hände, und es ist bewundernswürdig, wie rasch die Berrichtung von statten geht.

Auch die hie und da zum Spinnen verwendeten Maschinen, die ungefähr ebenso konstruiert sind wie die Räder unserer Seiler, bedeuten nur eine ziemlich primitive Verbesserung des altgewohnten Verfahrens.

Neuerdings aber, nachdem man gelernt hat, die Kokosfaser nicht mehr ausschließlich als billiges Füllmaterial für Kissen und Matratzen zu verwerten, sondern außer geradezu unverwüßlichen Ankertauen auch Säcke, Matten und Teppiche daraus herzustellen, sind von den Pflanzern für die Bearbeitung des Rohmaterials vielfach Maschinen in Gebrauch genommen worden, die mit Dampf betrieben werden und täglich 15 bis 20 Doppelzentner Korr zur Versendung fertigmachen können. Auch das Rosten und Brechen des Rohstoffes geschieht auf diesen Plantagen in einer wesentlich vervollkommeneten Art, die den Prozeß um ein bedeutendes abkürzt und die umständliche Handarbeit zum großen Teil entbehrlich macht. Es können unter Zuhilfenahme solcher Maschinen von jeder Kokospalme jährlich durchschnittlich 5 Kilogramm Korr gewonnen werden, ein Erträgnis, das gering scheinen mag, wenn man hört, daß das Quantum je nach der Beschaffenheit nur einen Wert von 1 bis 2 Mark darstellt. Aber man darf nicht vergessen, daß das Kokosgarn nur ein lange Zeit völlig unbeachtet gebliebenes Nebenprodukt der Kokospalme ist, und daß sich die



Sortierung und Verpackung des Garnes in der Faktorei.

Zahl dieser Bäume allein auf der Insel Ceylon auf weit über 20 Millionen beläuft.

Für die Kokosfaserindustrie ist bisher nur ein Teil dieses Bestandes ausgenützt worden, da nicht überall Arbeiter in genügender Zahl zu erhalten sind, und die Aufstellung kostspieliger Maschinen von den Pflanzern vielfach gescheut wird.

In anderen mit einer reichen Vegetation von Kokospalmen gesegneten Gegenden, wie auf Jamaika, ist man überhaupt noch nicht zur Gewinnung und Verarbeitung des Koir übergegangen, sondern läßt die Schalen ganz unverwertet.

Mit der zunehmenden Kunstfertigkeit in der Verwendung dieses eigenartigen Garnes aber wird sich auch die Erkenntnis von dem Nutzen seiner Erzeugung mehr und mehr bei allen Pflanzern Bahn brechen, und der gegenwärtig gewissermaßen noch in ihren Anfängen befindlichen Industrie darf mit gutem Grund für die nächsten Jahrzehnte ein weiterer, beträchtlicher Aufschwung prophezeit werden.





## Die Auferweckung der Toten.

Ein Schwank aus den Bergen.

Von O. Stauf von der March.



(Nachdruck verboten.)

**E**r besaß ziemlich bedeutende Kenntnisse, der junge Doktor Mitterberger, denn er hatte sehr vieles gelernt, und doch wollten die Einwohner von Klughofen, einer Ortschaft tief in den Bergen drinnen, welche er mit seiner ärztlichen Vorsorge zu beglücken strebte, seiner Kunst kein rechtes Vertrauen schenken. So oft sie ihn nämlich sahen, hielt er ein Buch in der Hand und las gehend, stehend, sitzend, ja sogar liegend. Und da sagten die Klughosener: „Unser Doktor versteht nix, rein gar nix. Er tut ja von früh bis in die Nacht und vom Abend bis in die Früh nix als lesen. Wenn er was verstünde, tät' er das nicht; wir zum Beispiel lesen gar nix, weil wir halt viel versteh'n — er aber liest immerzu, also versteht er nix; wenn er aber nix versteht, so kann er auch nicht kurier'n, wie sich's gehört!“

So kalkulierten die ehrjamen Klughosener und ließen den Doktor Doktor sein; für Krankheitsfälle war ohnedies die alte Binderin da.

Ein Arzt ohne Patienten sieht aber einer Lampe ohne Petroleum aufs Haar ähnlich — von der unver-



fälschten Luft allein können beide nicht leben. Der Mensch muß doch wenigstens so viel verdienen, um essen zu können. Aber der brave Doktor Mitterberger verdiente nicht einmal das Wasser, das er als unfreiwilliger „Aneippianer“ trank.

So ging es fünf bis sechs lange, bange Wochen hindurch. Der Doktor grübelte und grübelte, wartete und wartete, aber wer nicht kam, waren die erhofften Patienten.

Es war hoch an der Zeit, daß sich die Dinge änderten, denn der Riemen, mit welchem der Jünger Askulaps seine Hosen gürtete, wies schon drei funkelneue Löchlein gegen die rechte Hüfte auf und hing überdies noch recht locker. Der Radikalste aller Radikalen, der Magen, knurrte von Tag zu Tag immer polizeiwidriger.

Abermals kramte der Doktor in seinem Erfindungslaboratorium, Gehirn geheißen, nach einem Mittel, wodurch er sich aus den schlimmsten Verhältnissen retten könnte, und richtig — wie hin und wieder eine blinde Henne ein Körnlein findet, so fand endlich auch er etwas.

Eines Tages ließ er durch ganz Klughofen verbreiten, seine Wissenschaft sei so groß und mächtig, daß er hierdurch in der angenehmen Lage wäre, nicht nur Kranke aller Art vollkommen zu heilen, denn eigentlich sei dies nur ein Kinderspiel, sondern auch — Tote wieder zu erwecken, und zwar nicht nur kurz vorher Verstorbene, sondern auch nach allen Regeln der Kunst längst bestattete Personen. „Ich will sie wiedererstehen lassen,“ sagte er, „auf dem Friedhof, bei hellichem Tage, vor jedermanns Augen.“

Es glaubte ihm zwar keine Menschenseele, aber die Klughofener Thomasse sagten sich doch: Verlier'n wir

was dabei, wenn wir ihn in Versuchung führen? — Nein! — Na also, seh'n wir uns die Gesicht' an! — Er hat viel studiert, und heutigentags erfindet man fortwährend. Geh'n wir also hin! Führt er das Wunder aus, so ist er unser Mann, bringt er aber nig zuweg', so woll'n wir ihm das Fell gerben, da kann er seine Kunst an sich selber probier'n.

Sie beschloffen demnach, Sonntag Nachmittags mit Kind und Regel auf dem Friedhof zu erscheinen, woselbst der Herr Doktor einen oder auch mehr Tote erwecken wollte. Ein paar alte Jungfern redeten von mindestens zwei Duzend jungen Männern, die das bessere Jenseits mit dem schlechteren Diesseits durchaus wieder vertauschen sollten.

Lange vor der bestimmten Zeit war der Friedhof bombenvoll wie kaum das Kirchlein am größten Feiertag. Als es drei Uhr schlug, drängte sich endlich der mit einem langen Mantel bekleidete, sehr ernst dreinschauende Doktor durch die harrende Menge.

Als er ein die anderen überragendes Grab bestiegen, grüßte er sehr herablassend, hustete, zog das Taschentuch und wischte sich bedächtig die Nase.

Dann begann er: „Liebe Freunde! Ich habe euch versprochen, einen Toten zu erwecken — ich werde mein Wort unter allen Umständen halten. — Ich bitte um volle Aufmerksamkeit. Es ist mir ebenso leicht, den Bindernazi als den Flortonseff erstehen zu lassen, die rote Lene wie die schwarze Baberl, den Hasenfranzl wie den Lahnerchyprian. — Wollt ihr, daß der Chyprian wieder auflebe, der vor einem Jahre an Lungen sucht gestorben ist?“

„Bitt' um Verzeihung, Herr Doktor,“ rief da die Kathrein, die junge Witwe des Erwähnten, „'s war gewiß a recht braver Mann, mei lieber Chypperl, er hat

mi a so arg glücklich g'macht, un i wer' um ihn flennen, solang m'r der Herrgott die Augen im Kopf stehen laßt. Aber i möcht' schon recht schön bitten: wecht's ihn nôt auf — am End' vom Monat muß i eh aufhör'n zu trauern, weil mi der lange Pfeifenjörgl haben möcht'. — Die dritte Aufbittung hab'n m'r heunt scho' g'habt, und Hochzeit'schenker sein a schon da. Wann dös der arme Cypperl seg'n möcht', müßt 'r vor Kummer ja glei' wieder sterb'n.“

„Gut, daß Ihr mir das sagt, Frau Kathrin!“ sagte der Doktor zustimmend. „Nur aufrichtig sein, das ist die Hauptsache! — Also wollen wir die rote Vene aufwecken, die um die letzte Kirchweih' verstorben ist!“

„Halt, Herr Dokter!“ schrie drohend ein junger Mensch, der Biegentoni, indem er die mächtige Faust erhob. „Die rote Vene is mein Weib g'wesen. Zehn Jahr' lang hammer mit'nander g'wirtschaft'. Dö Zeit war für mi a rein's Fegfeuer — 's ganze Dorf wuß dös. Laßt ' zu meiner und ihrer Ruh' bleib'n, wo ' is. Sö war gifti wie Paprika, damisch wie Es'l und dazu schlampet wie a — Gott verzeih m'r dö Sünd'! Sö hat oll's durch ihre Gurg'l g'jogt und hot a Zung' g'habt — a rechte Otternzung', Herr Dokter, sö hätt' an Engel in d' Nasch 'bracht.“

„Aber, lieber Freund, wir könnten vielleicht doch —“

„Kruzinefer — Gott verzeih mir dö Sünd',“ verbesserte sich der Biegentoni. „I sag' Euch, Herr Dokter, im guten: a tot's Weib, a neuerer Huat! Weil mir die Vene drei Bub'n dag'lassen hat, hab' i wieder g'heirat', i Depp! Jhnere Müh' wär' umsonst!“

„Ah — ich begreife!“ begütigte der Doktor. „Es ist offenbar, daß Ihr nach Überstehung des Fegfeuers auch noch die Hölle durchmachen müßtet. Der Mensch



hat an einem Weibe mehr als übergenug!“ Und sich seinen langen Bart streichend, hob er von neuem an: „Wie nun, lieben Freunde, wenn ich den Meister Flortonsjeff aufwecken würde? — Einer wenigstens muß doch aufgeweckt werden!“

„Mant d'r Dokter den Draglermaster von Dummendorf?“ fragte einer aus der Menge.

„Gewiß, den seligen Drechslermeister von Dummendorf. War das nicht ein ehrlicher Mann?“

„Jo, jo, un drum verdient 'r 'n ewigen Fried'n,“ antwortete der vorige, „'s wor jo mein gut'r Vatter! Aber i bitt' Ihne, Herr Dokter, weck'n S' 'n nôt auf — 's Herz müßt' 'm brech'n, wenn 'r seg'n tät', wie mir Brüder und Schwestern uns streit'n. — Der Fried'n is ihm alles g'wesen. Wir hob'n uns nach viel'm Prozeßier'n um dôs bißl Feld erst vorige Woch'n getalt. Jeder hot an Schüppl Kinder, und mir schlag'n uns sakrisch elend durch.“

„Ist es also wirklich überflüssig, daß ich ihn erwecke?“

„Jo, jo, Herr Dokter,“ beeilte sich der Gefragte zu antworten. „Wär' 'r am Leb'n, müßt'n mir ihm no a Ausgeding geb'n — alles, wos recht is! Lieber Herr Dokter, dô Zeit'n sein bôs, sakrisch bôs; 's Getraad gilt niz, un d' Staiern wochs'n wie Pilz nach 'm Regen!“

„Nun meinethalben, gönnen wir dem armen Flortonsjeff seine Ruhe!“ entschied der Doktor. „Da ich aber nicht hierher gekommen bin, um Pöffen zu spielen, und ihr nicht, solchen zuzusehen: wen soll ich also aufwecken? Sagt selber, wen soll ich wieder lebendig machen?“

„Mei arm's Baberle! Gebt mir mei Baberle!“ bat ein altes Mütterchen mit gefalteten Händen.

Der Wunderdokter schien aber nichts zu hören, wenigstens blickte er schweigend und tiefsinnig zur Erde. Die Umstehenden begannen zu murmeln, als plötzlich

ein junges Mädchen ausrief: „Loßt 's guate Baberle tot sein, Herr Dokter! Dös Madl hat gut 'tan, daß 's g'sturb'n is. Af'm Sterbbett hot's m'r all's g'sagt, rein all's. — I hob' 'r dafür 's Brautkleid anzog'n und a Myrtenkranzl aufs Kopferl g'legt. Hat jußt wie a Braut ausg'seg'n. — Schlaf, schlaf in d'r kühlen Erd', du arm's Hascherl — den d' gern g'habt hast, der is durchgangen mit aner Zigainerin!“

Der gerührte Dokter wischte sich eine mächtige Träne aus dem rechten Auge und rief feierlich: „Schlase denn in Frieden, liebes Baberle!“ Auch die Augen der Umstehenden wurden feucht, und: „Schlaf in Fried', Baberle!“ klang es wie im Echo von allen Seiten.

Nach einer langen Kunstpause begann der Dokter von neuem: „Es ist mir wirklich unangenehm, die kostbare Zeit so zu verträdeln. Ich will euch noch einen Vorschlag machen. Kenne da eine Person, welche hier weder Weib noch Kind, weder Schwester noch Bruder hinterlassen hat, und welche euch allen als Muster der Tugend und Frömmigkeit vorangeleuchtet — euren Herrn Pfarrer will ich wiedererwecken, den habt ihr doch alle geliebt und beweint?“

„Jo, jo!“ schrieen ein paar Weiber.

Aber die Wintern trat vor: „A so a lieber, gueter Herr, der selige Herr Pfarr'! Aber halt a so alt und so taub, wia — Gott verzeih mir dö Sünd' — a Stückl Holz. Wann ma ihm dö Sünden aufzählt hot, hot er immer gedacht, 's sein lauter Tugend'n. So a alter, taub'r Herr Pfarr'! Laßt 'n dadrum in Ruh' — mir hab'n ja an neuch'n geistlich'n Herrn kriegt, an jung'n, lieb'n Herrn, der is nöt taub und verdient alles Lob! Alles Lob, Herr Dokter! Er singt wia Org'l, predicht wia Erzeng'l und hüt't sei Schäfle wia der guete Hirt selber — was sollt' da der alte tun?“

Der Doktor zupfte nachdenklich an seinem Bart: „Was soll ich also? — Erweckt muß unbedingt jemand werden. — Seht, hier ist ein kleines Holzkreuz, vom Grase halb verdeckt. Da ruht ein Kind, kaum neun Monate alt. Es wär' freilich eine Sünde, das unschuldige Geschöpfchen aus seinem Schlaf zu reißen; es ist so glücklich, daß es nach dieser selbstfüchtigen, erbärmlichen Welt wohl nichts fragt. — Wollt ihr, daß ich dies Würmlein erwecke?“

„Herr Doktor,“ hat ein Weib unter Tränen, „dös Kind g'hört uns — i bin sei Großmutter — mei Tochter hat's gehüt't wie an Schatz — und da hat's Bähn' kriegt, und dadran is's g'storb'n — 's war gar schön, Herr Doktor. Na, Gott hat's geb'n, Gott hat's g'nomme. Jetzt hab'n m'r a andres. — Witt' schö, Herr Doktor, weck't's nöt auf, mir san arm und ham g'nug on an'.“

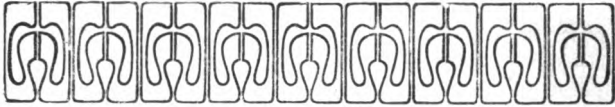
Der Doktor nickte, wischte sich die Nase und sagte: „Für heute ist's genug. Weil ihr nicht gewollt habt, daß ich heute mein Wunder tue, so will ich's nächstens tun. Aber nicht werde ich Tote erwecken, sondern ich werde verhindern, daß Lebendige sterben.“

Und wiederholt grüßend ging er von dannen. Allseitiges Beifallsgemurmel begleitete ihn.

Von dieser Zeit ab tuzierte er in Klughofen wunderbar. Die Toten ließ er allerdings in Ruhe, dafür aber rettete er vielen Kranken das Leben — wozu hätte er auch so viel studiert?

Die ehrjamen Klughosener besaßen seitdem großes Vertrauen zu ihrem Herrn Doktor und sagten: „Daß er sein Wort nicht gehalten hat, daran sind wir selber schuld; übrigens muß unser Doktor wirklich jetzt alles verstehen, denn er liest jetzt gar nichts mehr!“





## Klein Bobby.

Die Geschichte einer Bärenkindheit. Von H. Wolffram.

Mit 8 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

**E**s war an einem schönen Frühlingsmorgen, als wir durch die Ankunft einer ziemlich umfangreichen Kiste überrascht wurden, die zu Barry Sound in Kanada an unsere Adresse aufgegeben worden war. Den Absender konnten wir leicht erraten, da ein von uns jungem Volke besonders verehrter Onkel an dem genannten Orte seinen ständigen Wohnsitz hatte, hinsichtlich des Inhalts aber befanden wir uns ganz und gar im ungewissen, wenn wir uns auch von vornherein auf Außerordentliches gefaßt machten.

Denn an der mit einem kleinen Schiebetürchen versehenen Kiste war ein Zettel befestigt, der in großen Buchstaben die Aufschrift zeigte: „Versorgt mich, bitte, mit frischem Wasser und laßt mich nicht hungern. Aber gebt mir keine Früchte und keine Süßigkeiten, denn sie machen mich krank. Milch ist mir das Liebste.“

Es mußte also wohl etwas Lebendiges in der Kiste sein, vorausgesetzt, daß es die weite Reise glücklich überstanden hatte. Mein Bruder als der Mutigste unter den um den geheimnisvollen Behälter Versammelten öffnete das Schiebetürchen, und wir spähten vorsichtig hinein. Aber wir sahen nichts als eine schwärzliche,

zu einer großen Kugel zusammengerollte, haarige Masse in einem Lager von Stroh, und da auch die sonderbaren, knurrenden Töne, welche dies räthelhafte Geschöpf vernehmen ließ, uns keinen Schluß auf seinen



Rungrlg.

Namen und seine Art gestatteten, mußten wir uns wohl entschließen, der sorgsam vernagelten Kiste mit Hammer und Stemmeisen zu Leibe zu gehen. Es war selbstverständlich, daß wir weiblichen Wesen uns in respektvoller Entfernung hielten, während der heroische

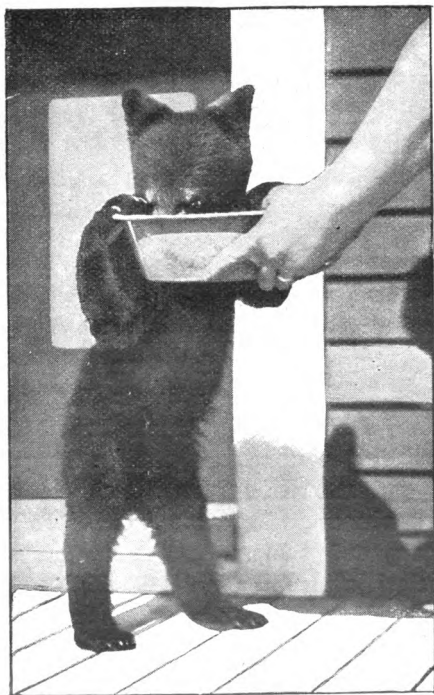
Die den Deckel aufhob, und die Leserinnen werden es begreiflich finden, daß wir einige kleine Schreckensschreie ausstießen, als mein Bruder nach einem Blick in die nunmehr dem hellen Tageslichte zugängliche Kiste ausrief: „Ein Bär! Wahrhaftig, es ist ein richtiger junger Bär!“



Bitte — bitte!

Ihm selber mußte das schreckliche Tier wohl keine besondere Furcht einflößen, denn er griff sogleich mit beiden Händen zu, um es aus seinem Gefängnis zu befreien. Aber er sollte seine Tollkühnheit schnell bereuen; denn der Ankömmling, der entweder die gute Absicht mißverstand oder durch die Strapazen der langen Reise in üble Laune versetzt worden war, biß nicht nur

recht ungeberdig um sich, sondern brachte auch seine kleinen Taten so energisch in Anwendung, daß Dicks Hemdärmel alsbald einen langen Riß aufzuweisen hatte, und daß der schlecht belohnte Befreier sich beeilte, das



Ein erquickender Trunk.

lebendige Geschenk unseres lieben Oheims auf den Boden zu setzen.

Hier aber offenbarte er sich als ein so drolliger und niedlicher Geselle, daß es ganz unmöglich war, ihm wegen seines unfreundlichen Eintritts in den Familien-

kreis zu zürnen. Es war wirklich die possierlichste Miniaturausgabe eines schwarzen Bären, wie wir deren in Menagerien ja schon viele gesehen hatten. Sein weiches, molliges Körperchen und sein hübscher runder Kopf mit der hellbraunen Schnauze und den unverhältnismäßig großen Ohren ließen ihn ganz und gar wie ein allerliebstes Spielzeug erscheinen. Er sah dabei trotz seiner augenblicklichen Gereiztheit so harmlos und gutmütig aus, daß auch wir Mädchen ohne alle Scheu auf ihn zueilten und ihn zu lieblosen begannen. Dem weiblichen Geschlecht aber brachte er offenbar weniger Mißtrauen entgegen als dem männlichen, mit dem er vielleicht schon üble Erfahrungen gemacht hatte, denn er biß und kratzte uns nicht, sondern machte vielmehr, sich auf seine kurzen Hinterbeine erhebend, sogleich den Versuch, zärtlich mein Knie zu umschlingen, während er leise winselnde, bittende Laute vernehmen ließ, die uns begreiflicherweise sehr zu Herzen gingen.

„Gewiß ist er hungrig,“ meinte jemand von uns, und nun eilte alles, um durch zärtliche Sorge für das leibliche Wohl des vierbeinigen Gastes seine Freundschaft zu gewinnen. Der arme kleine Bursche mußte wirklich ganz ausgehungert sein, denn sobald er der rasch herbeigeschafften Milchschüssel ansichtig wurde, gab er unzweideutig und in den pudigsten Kapriolen seine Freude zu erkennen. Kopf, Hals und Körper reckten sich auf fast abenteuerliche Weise in die Länge; sobald er sie erreichen konnte, legte er seine Vorderpranken auf den Rand der Schüssel und faßte sie so fest, daß er sie auch dann nicht wieder fahren ließ, als man ihn mitsamt dem Napf in die Höhe hob. Es währte lange, bis er endlich vollkommen gesättigt war, dann aber erwies er sich als der lustigste kleine Spielkamerad, den man sich nur denken konnte; alle feindseligen Emp-



findungen und alle Angriffsgelüste waren ihm offenbar ganz und gar vergangen.

Ein noch am nämlichen Tage eintreffender Brief meines Onkels unterrichtete uns über die Geschichte des neuen Hausgenossen, den wir Bobby genannt



Eine Lieblingsleckerei.

hatten. Seinen Vater hatte er allem Anschein nach schon vor der Geburt verloren, denn der Onkel wußte nur von seiner Mutter zu berichten, einer mächtigen schwarzen Bäarin, die nahe bei Barry Sound in einer fast unzugänglichen Wildnis gelebt hatte und bei den Farmern der Umgegend recht wenig beliebt gewesen war, denn nach der langen Fastenzeit ihres Winterschlafes hatte sie den Stallungen der Land-

bewohner wiederholt sehr unwillkommene Besuche abgestattet, hatte Schafe und Schweine gestohlen und unter dem Geflügelbestand arge Verwüstungen angerichtet. Als sie sich eines Tages sogar dazu verstiegen hatte, einer Kuh den Garaus zu machen, war das Maß ihrer Sünden voll gewesen, und man hatte beschlossen, blutige Vergeltung zu üben. Eine Anzahl wohlbewaffneter Männer hatte sich aufgemacht, ihren Schlupfwinkel aufzuspüren, und als die Bäarin ahnungslos aus demselben hervorkam, um ihren gewohnten Vormittagsspaziergang anzutreten, war sie von einer so wohlgezielten Salve empfangen worden, daß fortan kein Schaf oder Schwein mehr etwas von ihr zu fürchten hatte. Sie hatte nur eben noch Kraft genug gehabt, sich in die Höhle zurückzuschleppen, um dort zu verenden.

Als man ihren entseelten Körper aus dem Felsenloche herauszog, trottete ein winziges schwarzes Wesen mit so herzerreißendem Wehklagen hinter ihm her, daß selbst die rauhen Jägerleute eine Anwandlung menschlichen Mitleids überkam, und daß sie sich nicht entschließen konnten, auch dem verwaisten Bärenbaby das Lebenslicht auszublafen. Einer von ihnen hatte es mit nach Hause genommen und durch liebevolle Behandlung wie durch reichliche Ernährung seinen Herzenskummer so weit gesänftigt, daß es sich allgemach recht gut an die neue menschliche Umgebung gewöhnt hatte. Im Hause des Farmers hatte mein Oheim Bobbys Bekanntschaft gemacht, und in der richtigen Voraussicht, daß er uns damit eine gewaltige Freude bereiten würde, hatte er den kleinen Perl käuflich an sich gebracht und ihn auf die weite Reise geschickt.

Ihre Mühseligkeiten hatten dem Bärenkindchen durchaus nicht geschadet, und er hatte kaum eine Stunde in unserem Hause zugebracht, als er sich darin

bereits benahm, wie wenn er mit Menschen und Dingen seit langem vertraut wäre. Mit echt kindlicher Neugier stöberte er in allen Winkeln herum und ließ jedem Gegenstand, dessengleichen ihm in seinem kurzen Erden-



Ein freundschaftlicher Händedruck.

dasein noch nicht vorgekommen war, eine sehr gründliche Untersuchung zu teil werden, ohne vor irgend etwas auch nur die geringste Scheu zu zeigen. Sein Gebaren war ganz das eines spielerigen jungen Hundes, nur daß alles ungleich drolliger ausjah, und daß eine

gewisse gravitatische Bedachtsamkeit all seinem Tun das Gepräge einer unfreiwilligen, oft geradezu überwältigenden Komit ausdrückte. Die einzelnen Personen unserer Familie lernte er sehr bald unterscheiden und schon aus der Ferne am Klang der Stimme erkennen.

Aber nicht jeder von uns hatte sich in gleichem Maße seiner Zuneigung zu erfreuen. Dem sogenannten schöneren Geschlecht wandte er auch in der Folge die größere Anhänglichkeit zu, und während ihm ein Spaziergang an meiner oder meiner Schwester Hand unverkennbar das lebhafteste Vergnügen bereitete, bedurfte es immer erst längeren Zuredens, um ihn zu einer Promenade mit meinem Bruder zu veranlassen, und die Verdrießlichkeit stand dem kleinen Burschen dann förmlich auf dem Gesicht geschrieben. Gegen Fremde verhielt er sich überhaupt ablehnend und ging näheren Berührungen möglichst aus dem Wege, wobei ihm seine erstaunliche Gewandtheit im Klettern sehr zu statten kam. Unangenehmen Ereignissen, von denen er sich bedroht fühlte, suchte er sich am liebsten auf diese Art zu entziehen, und wenn wir ihn nirgends im Garten erblickten, konnten wir sicher sein, ihn bei näherer Nachforschung hoch oben im Wipfel irgend eines Baumes zu entdecken, wo er sich zumeist damit ergökte, Zweige abzubeißen und ihnen mit gespannter Aufmerksamkeit nachzuschauen, bis sie unten auf dem Boden angelangt waren.

Gelegentlich aber unternahm er auch weitere Ausflüge, an denen wir ihn nicht hinderten, nachdem uns die Erfahrung gelehrt hatte, daß er sich zu der für seine Hauptmahlzeit angelegten Stunde fast auf die Minute pünktlich wieder einfand. Sein Wanderziel war dann regelmäßig das in einiger Entfernung von unserem Hause gelegene kleine Gehölz, das hauptsächlich des-

halb eine so große Anziehung auf ihn zu üben schien, weil ihm ein darin befindlicher Weiber die ausgiebigste Befriedigung seiner Leidenschaft für feuchte Ergötzlichkeiten gestattete. Nie habe ich einen so begeisterten Wasserfanatiker gesehen wie Bobby, der das köstliche



Morgenpromenade.

Naß nicht nur zu allen Tageszeiten in unglaublichen Quantitäten zu sich nahm, sondern auch viertelstundenlang darin herumpatschen konnte wie der überzeugteste Aneippianer. Wenn er in einem zu diesem Zweck auf unserem Hofe aufgestellten Bottich sein Bad nahm, gewährte es ihm noch ein besonderes Gaudium, jeden, der sich unvorsichtig in seine Nähe wagte, von oben bis



unten zu besprühen, und die Behauptung mancher Tierkundigen, daß die Physiognomie des Bären keiner Veränderung und keines seelischen Ausdrucks fähig sei, wurde durch sein Zähnefletschen und durch den ver-

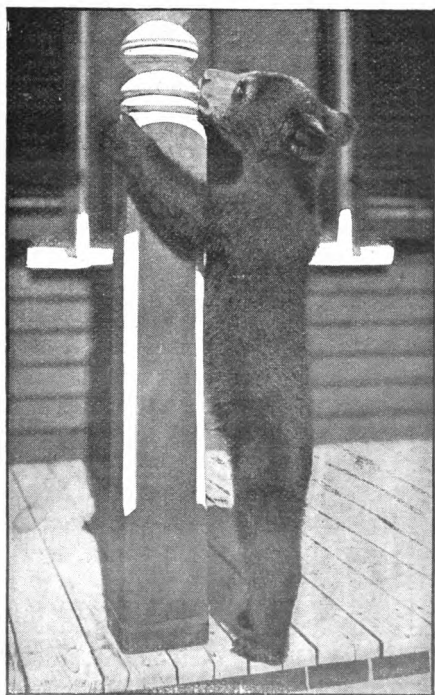


Unfreiwilliger Spaziergang.

schmigten Blick seiner kleinen Augen in solchen Momenten auf das schlagendste widerlegt.

Nie aber schien er größere Genugtuung zu fühlen, als wenn er ein menschliches Wesen in Furcht und Schrecken versetzen konnte. Lief einmal ein Kind mit

großem Geschrei vor ihm davon, so verfolgte er es sicherlich, solange er konnte. Aber er ging, wenn er es eingeholt hatte, niemals zu Feindseligkeiten über, sondern legte sich sogleich auf den Rücken und streckte alle viere



Fertig zur Kletterpartie.

in die Luft, wie um anzudeuten, daß alles nur ein lustiges Spiel gewesen sei.

Seinem sehr gesegneten Appetit entsprach die Schnelligkeit seiner körperlichen Entwicklung, ohne daß sich indessen, wie man es uns vielfach prophezeit hatte, mit zunehmender Größe seine ursprüngliche Raubtier-

natur in lästiger oder bedrohlicher Weise bemerkbar gemacht hätte. Er blieb vielmehr immer der harmlos gutmütige Bursche, der er in den Tagen seiner ersten Kindheit gewesen war, und keiner von uns dachte daran, daß es einmal nötig werden könnte, ihn abzuschaffen oder ihn im Interesse der Allgemeinheit in seiner persönlichen Freiheit zu beschränken.

Ob sich nicht früher oder später eine solche Notwendigkeit dennoch ergeben hätte, ist eine offene Frage geblieben, denn es war dem armen Bobby leider nicht vergönnt, sein Leben zu hohen Tagen zu bringen. Die gute Behandlung, die er bei uns erfahren, hatte ihn doch wohl etwas zu vertrauensfelig gemacht und ihn die schrecklichen Eindrücke jenes Tages vergessen lassen, an dem seine Mutter unter den Augen der Jäger ihr Leben ausgehaucht hatte. Eines Tages war er verschwunden. Wir suchten ihn vergebens im Garten, auf den Baumwipfeln und an seinem Lieblingsplätzchen, dem Weiher im Gehölz.

Als zum zweiten Male die Stunde der Mahlzeit vorüber war, ohne daß er sich gezeigt hatte, wußten wir, daß ihm irgend ein Ungemach widerfahren sein müsse, und unsere Sorge um den drolligen kleinen Hausgenossen, den wir alle von Herzen lieb gewonnen hatten, war groß.

Vier Tage später erst wurde er gefunden — eine Leiche. Böshafte Menschen, die uns das Vergnügen an dem fröhlichen Gesellen mißgönnten, hatten eine Schlagfalle aufgestellt, in der er sich gefangen hatte und darin eines elenden Todes gestorben war. Wir trugen ihn nach Hause, und er steht jetzt ausgestopft neben dem Schreibtisch, an dem ich diese Zeilen schreibe, aufrecht und mit demselben gutmütig verschmizten Gesichtsausdruck, durch den er uns im Leben so oft ergötzte.







## Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

**Der schwarze Domino.** — Seit Jahren ging es in Paris nicht so toll und lärmend zu wie im Karneval des Jahres 1832. In dieser Richtung taten sich ganz besonders die hohen Finanzkreise hervor, aber auch die Legitimisten, welche zwar in beständigen Fehden mit den Orleanisten lebten, versöhnten sich nach und nach mit dem Bürgerkönigtum und öffneten wieder ihre Salons dem lustigen Leben. Das große Publikum vergnügte sich in den öffentlichen Lokalen. Der Hauptvergnügungsort war, wie immer, die Maskerade in der Großen Oper, welche sich diesmal ganz besonders großartig zeigte in ihrem Prunke, wiewohl schon mehrere Tage vorher die erste Nachricht von dem Ausbruch der Cholera in London eintraf, ein Umstand, der überall Schrecken und Angst hervorrief. Doch ließen sich trotz rapider Ausbreitung dieser drohenden Epidemie die genußsüchtigen Pariser nicht abschrecken. Der Ball war einmal angesagt, die Eintrittskarten gekauft, die erforderlichen Kostüme besorgt und alle sonstigen Vorbereitungen getroffen.

Schon beim Anbruch der Abenddämmerung waren alle Räumlichkeiten des Opernpalastes derart überfüllt, daß es unbegreiflich schien, wie für die noch immer zuströmenden weiteren Ankömmlinge sich Platz fand. Die ungebundenste Lustbarkeit stürmte durch das wogende Gemisch der phantastischen Erscheinungen und Charaktere. Niemand dachte auch nur im geringsten an die Cholera, welche jeden Augenblick ihren Einzug auch in Paris halten konnte.

Gegen Mitternacht wurde bald hier, bald dort die Gestalt

einer in einen schwarzen Domino gehüllten Maske bemerkt, welche stumm wie ein Schatten alle Säle durchstreifte. Das Unheimliche ihrer Erscheinung wurde noch dadurch erhöht, daß sie keinen Laut von sich gab und überall, wo sie sich zeigte, Erstaunen und Schrecken erregte. Kein Wunder, daß diese unangenehme Erscheinung die Aufmerksamkeit aller auf sich lenkte. „Das Gespenst des Maskenballs“ hieß der schwarze Domino bald allgemein und bildete das Gespräch bei allen Gruppen, die sich in dem Hauptsale befanden und den einzelnen Seitenhallen, wo man den Freuden der Tafel huldigte.

Unter den anwesenden Ballgästen befand sich auch ein junger Edelmann namens Viktor d'Erigny, welcher das erste Mal den Karneval in Paris mitmachte. Sein heiteres Temperament, seine gute Erziehung, nicht minder auch die ansehnlichen Geldsummen, die er freigebig zum besten gab, gewannen ihm in kürzester Zeit eine Menge Freunde, in deren Mitte er gerade den perlenden Champagner trank, als er die Nachricht von jenem geheimnisvollen Gespenst erhielt.

Der milde Tanz, das bunte Wirbeln, der schäumende Wein, alles das wirkte aufregend auf den Sinn des jungen Mannes. Er stand sofort auf, um, wie er sagte, seine Bekanntschaft mit diesem unheimlichen Gaste zu machen. Noch hatte aber Viktor d'Erigny den Tisch nicht verlassen, als plötzliche Stille eintrat. Nur das Rauschen eines Seidenkleides war zu hören, und plötzlich stand die schwarze Maske am Tisch.

Der junge Mann faßte sich gewaltsam. „Willkommen, ‚Gespenst des Maskenballs!‘“ rief er aus und wandte sich an die unheimliche Erscheinung. „Setze dich zu mir und sage mir, ob du aus dem Himmel stammst oder aus der Hölle, ob du jung oder alt, glücklich oder unglücklich bist!“

Keine Antwort erfolgte. Der schwarze Domino hob nur drohend die Hand und schickte sich zum Fortgehen an.

Da faßte der junge Mann die Maske am Arme, um sie anzuhalten. „Wer bist du, geheimnisvolles Geschöpf?“ rief er aus. „Rede, sonst gebrauchen wir Gewalt!“ Im Augenblicke war die unheimliche Gestalt von allen Seiten umringt, und Viktors Hand griff nach der Maske, um sie ihr vom Gesichte zu reißen.

Da erscholl eine hohle dumpfe Stimme wie aus dem Grabe: „Was wollt ihr? Zurück, ihr Rasenden, ihr wißt nicht, was ihr tut!“

„Keine Umschweife,“ rief d'Erigny, welcher um keinen Preis mehr nachgeben wollte, „du hast uns schon lange geäfft, endlich müssen wir doch einmal wissen, wer du bist!“

„Die Maske herunter!“ riefen die anderen.

„Ihr wollt also,“ sagte jetzt der Domino mit derselben Grabesstimme wie zuvor. „Wohlan denn, es sei! So wißt: ich komme direkt aus London und bin die — Cholera, welche euch alle vernichten wird.“

Erschreckt wichen die Umstehenden zurück, und die Maske verschwand.

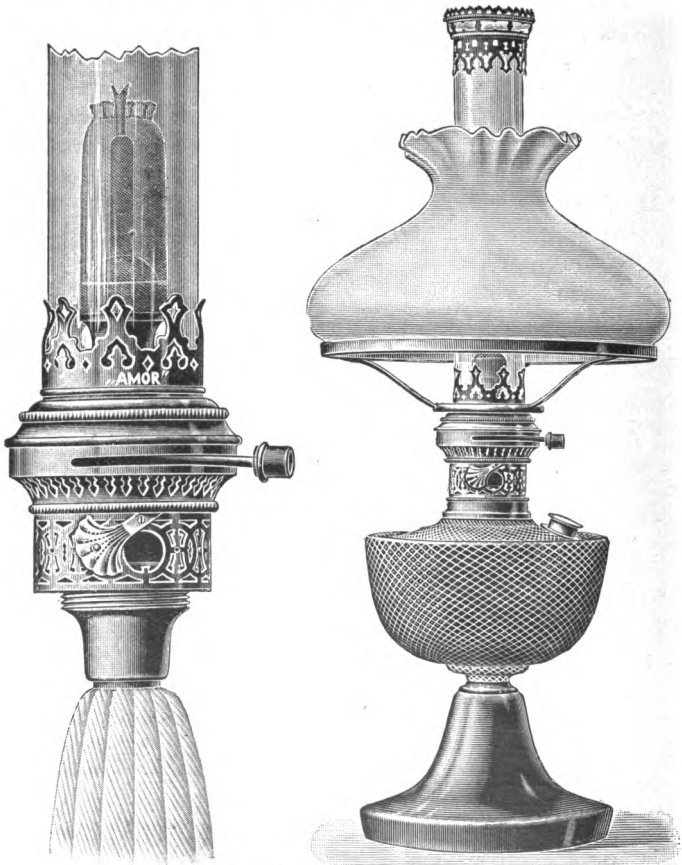
Dies geschah gegen Mitternacht. Bereits um drei Uhr Morgens mußte man die ersten Cholera-kranken aus der Oper nach dem Krankenhause bringen, darunter auch Viktor d'Erigny. Um vier Uhr zählte man gegen fünfzig Erkrankungen. „Eine ganze Wagenreihe mit Menschen gefüllt,“ sagt Heine in seinem Buche „Französische Zustände“, darin er von dieser schrecklichen Begebenheit Erwähnung macht, „bewegte sich direkt nach dem Centralspital ‚Hotel Dieu‘, wo diese Unglücklichen in den buntesten Maskenanzügen meist kurz darauf starben.“

Der geheimnisvolle schwarze Domino war und blieb verschwunden, sein grausamer Scherz aber hatte gewirkt. Die Polizeiorgane der damaligen Regierung konnten nichts auffindig machen, und so blieb dieses Geheimnis ungelüftet bis auf den heutigen Tag.

F. G.

**Neue Erfindungen:** I. Spiritusglühlicht „Amor“. — Das Bedürfnis nach einer im Lichte mittelstarken, guten, transportablen Lampe mit Glühlichtbrenner besteht sowohl in den Kreisen, wo auch die kostspieligen, starken Beleuchtungsarten zur Verfügung stehen, wie auch im Mittelstande, der einen Ersatz für die schwächeren und unangenehmen Petroleumlampen sucht. Von den vielen Konstruktionen für Spiritusglühlichtbrenner sei heute der umstehend abgebildete „Amorbrenner“ erwähnt; die Leistungen dieses Brenners sind ganz außerordentlich, und es dürfte daher auch weitere Kreise interessieren, etwas über Leuchtkraft und das Verhalten dieser Lampe bei längerem

Brennen zu erfahren. Wir beschränken uns auf die Urteile von zwei ersten Autoritäten auf diesem Gebiete, auf Mitteilungen



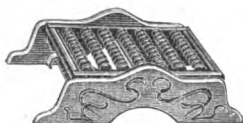
Spiritusglühlicht „Amor“.

aus der Abteilung für Untersuchung von Spiritusapparaten des Instituts für Gärungsgewerbe und auf Prüfungen des Professors Dr. Max Bücheler, Brauereitechnisches Institut in Bayern. Der

„Amorbrenner“ gehört zu den sogenannten Rückleitungslampen, das heißt die Verdampfung des Spiritus wird nicht durch ein besonderes Hilfsflämmchen bewirkt, sondern die Flammwärme selbst wird zu diesem Zwecke ausgenutzt, sie wird durch einen zentralen Wärmeleitungsstift, der gleichzeitig als Glühstrumpfträger dient, auf einen seitlichen starken Kupferbügel und durch diesen nach der Dochtkammer übertragen. Die Wärme verdampft den Spiritus, der Dampf tritt durch Düsen aus, mischt sich mit Luft und gelangt dann über einem Drahtnetz im Glühstrumpf zur Verbrennung. Die Konstruktion ist einfach und solid, zerbrechliche oder verbiegbare Teile finden sich nicht daran. Das Entzünden und Verlöschen der Lampe erfolgt leicht — letzteres augenblicklich, ersteres fast augenblicklich. Die Lichtstärke beträgt rund 40 Hefnerkerzen, der Spiritusverbrauch 80 bis 90 ccm pro Stunde, mithin reicht ein Liter Spiritus 11 bis 12 Stunden. Die Lampe brennt geräuschlos und geruchlos, sie rußt nicht und blakt nicht, Schwankungen im Helligkeitsgrade kommen nicht vor, und hierdurch wirkt das Licht sehr angenehm. Der „Amorbrenner“, ausgeführt von der Aktiengesellschaft für Spiritusbeleuchtung und -heizung in Leipzig, gibt etwa doppelt so viel Licht wie eine gute Petroleumlampe, und da die Brennkosten in beiden Fällen annähernd gleiche sind, so folgt hieraus die Überlegenheit dieser Spiritusbeleuchtung über die Petroleumbeleuchtung.

II. Die mediko-mechanische Fußbank. — Die große Mehrzahl unserer Mitmenschen leidet beständig an kalten Füßen, und es werden daher zu deren Erwärmung alle möglichen Mittel angewendet, doch meistens ohne Erfolg. Das Naheliegendste ist es, die Füße durch einen kleinen Spaziergang zu erwärmen, und dies wird auch von vielen Leidenden befolgt; die Mehrzahl der Menschen hat hierzu aber leider keine Gelegenheit und auch keine Zeit. Deshalb hat die Handels- und Industriegesellschaft m. b. H. Berlin, Universitätsstraße 3b, die medikomechanische Fußbank in den Handel gebracht, um die Füße auf natürlichem Wege durch Massage nach dem Prinzip der schwedischen Heilgymnastik zur Erwärmung zu bringen. Der Apparat ist eine Neuerung, die nicht nur jeder

Hausfrau, sondern auch manchem Rheumatiker ein treuer Begleiter sein wird. Es ist eine in allen Teilen bewegliche Fußbank; durch das Hin- und Hergleiten der Füße auf den Massagekugeln, sowie auch durch das gleichzeitige Auf- und Niederschaukeln des Rahmens wird eine dem Körper wohlthuende raschere Zirkulation des Blutes bewirkt, und hier-



Die mediko-mechanische Fußbank.

durch die schnellste Erwärmung der Füße herbeigeführt. Die medikomechanische Fußbank ist solid und massiv gebaut und bildet, eventuell mit Plüschmantel versehen, eine Zierde für jede Zimmereinrichtung und kann nicht nur allen an kalten Füßen

leidenden Menschen bestens empfohlen werden, sondern wird auch allen Gichtikern und Rheumatikern ein vorzüglicher Fußmassageapparat sei.

P. N.

„Rache ist süß,“ sagt das Sprichwort, und in der Tat muß das Auskosten dieser Leidenschaft etwas geradezu Berauschendes in sich bergen, um die Mühe und Arbeit zu begreifen, die manche Menschen sich machen, um ihre unbezähmbaren Rachegeleüste zu befriedigen.

Direkt komisch wirkt zum Beispiel ein Fall, der vor einiger Zeit das Gericht in Leeds in England beschäftigte. Herr Bentley, ein zurückgezogen lebender Arzt, besaß einen Hund, der durch wütendes Gebell fortgesetzt die Nachtruhe des Herrn Fielding, eines Naturforschers und nächsten Nachbarn des Arztes, störte. Fielding beschwerte sich wiederholt darüber, aber ohne Erfolg. Schließlich klagte er, aber auch das half ihm nichts, denn Bentley wies nach, daß er eines Hof- und Wachhundes bei der einsamen Lage seines Hauses nicht wohl entraten konnte. Der Hund bekäme satt zu fressen und leide nie Wassermangel; die Ursache des Bellens könne er nicht angeben. Dem Hunde das Bellen durch Schläge abzugewöhnen, könne er sich nicht entschließen, denn ein Wachhund, der nicht belle, nütze ihm nichts. Wie gesagt, die Klage des Herrn Fielding wurde abgewiesen, und er hatte zu seinem Schaden auch noch das etwas spöttische Lachen seines siegfrohen Nachbarn mit in Kauf zu nehmen.

Eine Woche später entdeckte das Gesinde Bentleys in fast jedem Raume des Hauses ganze Züge von kleinen roten Ameisen. Die Ameisenpest mußte das Haus ganz plötzlich überzogen haben, denn niemand konnte sich enträtseln, woher die lästigen Insekten kamen. Allen Gegenmitteln zum Trotz vermehrten sie sich von Tag zu Tag in ungeheurer Weise. Nichts half, und die Hausbewohner verzweifelden. Schon hatte der Arzt sich entschlossen, sein Haus zu räumen, als er eines Abends eine überraschende Entdeckung machte. Einer vergessenen Angelegenheit wegen hatte er sich aus seinem Schlafzimmer noch einmal in die unteren Räumlichkeiten begeben, als er plötzlich ein verdächtiges Geräusch vernahm. Er ging ihm nach und war nicht wenig erstaunt, seinen lieben Nachbarn Fielding anzutreffen, der eben im Begriff war, einen ganzen Sack voll der kleinen Insekten durch das offene Kellerfenster ins Haus zu schütten. Damit war das „rote Geheimnis“ enthüllt, und nun wurde Fielding verklagt. Bei der Gerichtsverhandlung gab er unumwunden zu, daß er seit einem Monat Abend für Abend einen oder auch mehrere Säcke voll Ameisen in das Haus seines feindlichen Nachbarn gebracht habe. Er ward zu einer bedeutenden Geldstrafe verurteilt, die er sofort erlegte. Dann verließ er stolz, mit hochgehobenem Haupte im Vollgefühl befriedigter Rache den Gerichtssaal.

Ein anderer, aber furchtbarer Racheakt war der eines Chemikers namens Newman. Der Chemiker war mit einem jungen Mädchen verlobt gewesen; aber dieses hob ohne stichhaltigen Grund eines Tages das Verlöbniß auf und verheiratete sich kurze Zeit nachher mit einem Architekten. Wie sehr der Treubruch des Mädchens ihn verletzt hatte, zeigte der Chemiker nicht, aber er brütete Rache. Vierzehn Monate nach der Hochzeit des jungen Paares sandte er seinem glücklichen Rivalen durch die Post ein Flacon, das die Etikette des bekannten Parfüms „Jockey Club“ trug, in Wirklichkeit aber eine Reinkultur von Typhusbazillen in einer leicht parfümierten Bouillonlösung enthielt. Sowohl der Architekt wie seine junge Frau rochen daran, und innerhalb eines Monats waren beide Eheleute dem Typhus erlegen. Das Verbrechen wurde entdeckt, und Newman sühnte seine entsetzliche Tat am Galgen.

Eine eigenartige Racheart wählte ein Herr Kemp, der wegen einer Streitigkeit seinen Nachbarn verklagt hatte und im Prozeß unterlegen war. Etwa eine Woche nach der Fällung des Urtheils durchdrang ein ganz entsetzlicher Gestank das Haus des siegreichen Nachbarn. Von Tag zu Tag ward der Gestank schlimmer, und den Bewohnern des Hauses der Aufenthalt darin einfach zur Unmöglichkeit. Der Hausbesitzer ließ Maurer und Zimmerleute kommen, die Fußböden wurden aufgerissen, die Wände abgeklopft, aber die Ursache des unerträglichen Gestankes war nicht zu entdecken. Auch dieser Mann bereitete sich schon darauf vor, seine Wohnung zu räumen, als durch einen Zufall das Geheimniß aufgeklärt wurde. Bei den Nachforschungen im Keller, wo es am stärksten und übelsten duftete, sparte der Hauswirt nicht mit der Verabreichung von stärkenden Getränken für die Arbeiter, und einer derselben, der sich bei den vielfachen Stärkungen etwas übernommen hatte, war in einer Ecke sanft eingeschlummert; man hatte ihn vergessen, und er war eingeschlossen worden. Als er endlich aus seinem Rausche erwachte, war es stockfinstere Nacht, und da er sich zu klopfen schämte, beschloß er, die Nacht, so gut es ging, im Keller zu verbringen. Er machte sich ein primitives Lager zurecht und streckte sich lang aus. Aber er war kaum wieder eingeschlafen, als er durch ein Geräusch geweckt wurde. Sich aufrichtend, sah er, wie aus der Mauer, die an das Nachbargrundstück stieß, ein Lichtstrahl drang. Gleich darauf wurden mehrere Steine aus der Mauer genommen und in die Öffnung eine Pfanne mit glühenden Kohlen geschoben. Dann sah er, wie eine Hand mehrere Stücke einer Masse auf die Kohlen legte, und gleich darauf verbreitete sich im Keller ein förmlich erstickender Dunst. Vorher hatte sich der Mann gescheut, Lärm zu machen, jetzt hätte er sich durch keine Macht der Erde in dem sich entwickelnden scheußlichen Gestank festhalten lassen. Er eilte dem Kellerausgang zu und weckte durch sein Poehen die Dienerschaft des Hauses. Auch der Hausbesitzer eilte herbei und konnte sich mit eigenen Augen überzeugen, woher der Gestank rührte. Der rachsüchtige Nachbar hatte ein Loch in die Wand gebrochen und auf die Kohlenpfanne große Stücke von *Asa foetida* (Stinkasant) geworfen,



die schwelend das ganze Haus mit dem unerträglichen Gestank erfüllten. — Auch dieser rachfüchtige Mensch bezahlte die vom Gericht ihm auferlegte hohe Geldbuße mit vergnügtem Schmunzeln, hatte er doch wochenlang seine Rache — wie es im Sprichwort heißt — „kalt genossen“.

**Abgewehrte Suldigung.** — Als im Jahre 1848 Lamartine Präsident der provisorischen Regierung war, erzwangen sich einmal eine Anzahl Deputierte der „Befuviennes“ eine Audienz bei ihm, indem sie ohne weitere Formalitäten in das Zimmer des Stadthauses drangen, das Lamartine als Arbeitszimmer benutzte. Nun waren aber diese „Befuviennes“ zu damaliger Zeit dasselbe, was man zu anderen Zeiten der französischen Geschichte „Trikoleusen“, wieder zu anderen „Petroleusen“ genannt hat, das heißt Damen von nicht zu bestreitender Unerforschtheit und Tatkraft, aber im großen ganzen jedes weiblichen Liebreizes bar. Der berühmte Dichter war daher von ihrem ungebetenen Eintritt nichts weniger als angenehm berührt, erkundigte sich jedoch höflich nach den Wünschen der Damen.

Sofort ergriff die Sprecherin das Wort. „Bürger,“ sagte sie mit aller Liebenswürdigkeit, die sie aufreiben konnte, „der Klub der Befuviennes schickt uns als Deputierte an Sie, Ihnen zu sagen, wie sehr wir Sie bewundern. Wir sind unser fünfzig und haben Befehl erhalten, als Zeichen unserer außerordentlichen Hochachtung Sie der Reihe nach zu — küssen!“

Die Haltung und Miene, mit der die etwa zwei Zentner schwere Holde diese Drohung aussprach, ließ den Präsidenten nur zu deutlich erkennen, daß er auf keinen Pardon zu rechnen habe, und daß er mit einer Abweisung nicht durchdringen werde. Die Gefahr des Augenblicks jedoch inspirierte ihn.

„Bürgerinnen,“ begann er mit tabelloser Höflichkeit, „empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank für die freundschaftliche Gesinnung gegen mich, die Sie da zum Ausdruck bringen. Erlauben Sie mir nur, Ihnen in größter Hochachtung zu bemerken, daß Damen wie Sie, ausgesprochene Patriotinnen nicht länger dem schwachen Geschlecht zuzuzählen sind, sondern daß sie Männer, ehrenwerte, uns gleichstehende Männer sind. Männer aber küssen einander nicht, sondern äußern ihre Zu-

neigung durch einen kräftigen Händedruck. Gestatten Sie also, daß ich Ihnen die Hände schüttle!"

Damit ging er von einer zur anderen und schüttelte ihnen hieder und herzhast die Hände, froh, der ihm zugebachten Liebeslösung entgangen zu sein. Die „Besuviennes“ aber waren durch diese überraschende Wendung des gefasteten Mannes so aus dem Konzept gebracht, daß sie für diesmal wirklich auf die Küsse verzichteten. C. D.

**Aber die Gefräßigkeit des Hechtes**, dieses größten Räubers unserer heimischen Gewässer, werden uns von einem alten Sportangler zwei interessante Beispiele mitgeteilt. „Während meines vorjährigen Sommerurlaubes,“ so schreibt unser Gewährsmann, „den ich wie gewöhnlich an der Elbe zubrachte, hatte ich eines Tages lange vergeblich mit der Trollangel, bei der bekanntlich ein toter Köderfisch zur Verwendung kommt, geangelt. Zur Abwechslung wollte ich es daher einmal mit dem lebenden Köderfisch versuchen, den ich im allgemeinen nur als Nothelfer ansehe. Mein Fischkessel enthielt aber nur noch ein Exemplar dieser Gattung und zwar eine Plöke, die für ihren Zweck eigentlich schon zu groß war, denn sie hatte die ansehnliche Länge von 17 Zentimeter. Nichtsdestoweniger befestigte ich den Fisch an der Angel und brachte diese oberhalb des Bühnentopfes ins Wasser. Nach kaum einer halben Minute verschwand der Schwimmer der Angel unter der Oberfläche, aber nur für eine Sekunde, so daß ich annahm, der ziemlich starke Fisch habe ihn durch eine plötzliche Bewegung hinabgezogen. Als sich dann aber längere Zeit nichts mehr rührte, nahm ich doch die Angel hoch und — fand sie leer.

„Also doch!“ brummte ich ärgerlich und eilte, einen toten Köderfisch zu holen; denn daß der Bursche, der den fetten Bissen so leichten Kaufes bekommen hatte, noch einmal anbeißen würde, hielt ich für ziemlich sicher. Und in der That, kaum hatte ich meine Angel mit dem toten Fischchen wieder eingetaucht, so erfolgte auch schon ein zweiter Biß. Während der fünf Minuten, die der Hecht bei dieser Fangweise zum Verschlucken des Köders als Galgenfrist erhält, freute ich mich schon auf den Sechspfünder — vielleicht war es gar ein Zehn- oder Zwölfpfünder

— und war natürlich schmerzlich enttäuscht, als ich schließlich einen kaum halbpfündigen Hecht aus dem Wasser zog.

Aber als ich die Angel losmachte, fiel mir auf, daß der Hecht eine merkwürdig ungeschlachte Form hatte; sein Bauch war nahezu viereckig und ganz unförmlich aufgetrieben. Um der Sache auf den Grund zu kommen, tötete ich ihn sofort und schnitt ihn auf, um zu sehen, was er im Leibe haben mochte. Und was fand ich? — Meine Plöke, die nicht viel kleiner war als der Hecht, und die ich ohne weiteres an der Narbe in der Haut erkannte, wo meine Angel gefressen hatte. Trotzdem hatte der Bursche schon im nächsten Augenblick den zweiten Fisch genommen, obgleich der Schwanz des ersten ihm noch in der Kehle steckte. —

Den zweiten Fall erlebte ich, als ich gemeinsam mit einem ortsangewesenen Bekannten in einer der sogenannten ‚Kuhlen‘ angelte, die man an der Elbe, zwischen den Buhnen, ziemlich häufig findet. Mein Freund angelte mit lebendem Fisch und hatte, wie es in jener Gegend üblich ist, die Gewohnheit, beim Anbiß sofort anzuhauen und die Beute mit dem gleichen Schwunge ans Land zu werfen; ich selbst angelte wie gewöhnlich mit totem Köder. Plötzlich spürte ich einen heftigen Ruck an der Angel, und da der Hecht mit der Schnur nach der Seite meines Freundes abzog, so bat ich diesen, sich möglichst ruhig zu verhalten, um ihn nicht zu verschrecken. Schon wollte ich anhauen und meine Beute in Sicherheit bringen, als ich zu meinem Verdruß plötzlich ein ungestümes Plätschern vernahm. Gleichzeitig stieß mein Freund einen kräftigen Fluch aus und holte mit größter Anstrengung einen kapitalen Zehnpfünder heraus.

Nicht ohne Reid sah ich zu, wie der unsportliche Angler den Hecht von der Angel zu befreien suchte, als er plötzlich einen zweiten, noch kräftigeren Fluch austieß und dann verwundert fragte: ‚Was hat denn das Untier da für eine Strippe im Rachen?‘

Als ich näher hinsah, stellte sich heraus, daß der Hecht zuerst meine Angel verschluckt und gleich darauf auch noch den lebenden Fisch meines Freundes genommen hatte.

Es entstand nun noch die nicht uninteressante Frage: Wem

gehört der Hecht? — Wir haben uns in Güte darüber geeinigt, wäre es aber zu einem Prozeß gekommen, so hätten die Advokaten vermutlich viel Geld verdient, denn ich habe schon mit vielen Juristen über den Fall gesprochen, und es gab viele unter ihnen, die den Hecht mir zuerkannten, während andere bestimmt der Meinung waren, daß mein Freund alleinigen Anspruch darauf habe.“

Adolph Schulze.

**Von der japanischen Armee.** — Daß die japanische Armeeverwaltung keineswegs gesonnen ist, auf den im Kriege mit Rußland errungenen Lorbeeren auszuruhen, bezeugt die gegenwärtig im Gang befindliche Einführung einer neuen Uniform, die bei allen Waffengattungen — Kavallerie, Infanterie, Artillerie, Train — ganz die gleiche sein wird. Der leitende Gedanke bei der Reform war, allen unnützen Aufschmuck an den Uniformstücken zu beseitigen und ihre Farbe so zu wählen, daß das Erscheinen von Truppenkörpern im Felde möglichst unauffällig wird. Rock, Mütze und Hosen bestehen aus demselben kaffifarbenen Tuch. Das Leder der Stiefel ist gelb. Die Uniformen der Offiziere und Mannschaften werden bis auf die Kragen- und Schulterabzeichen durchaus übereinstimmen, und letztere sich nur durch die Anzahl der Sterne unterscheiden. In Zukunft kann niemand die einzelnen japanischen Truppengattungen, noch viel weniger die einzelnen Truppenteile derselben Waffe an ihren Uniformen erkennen.

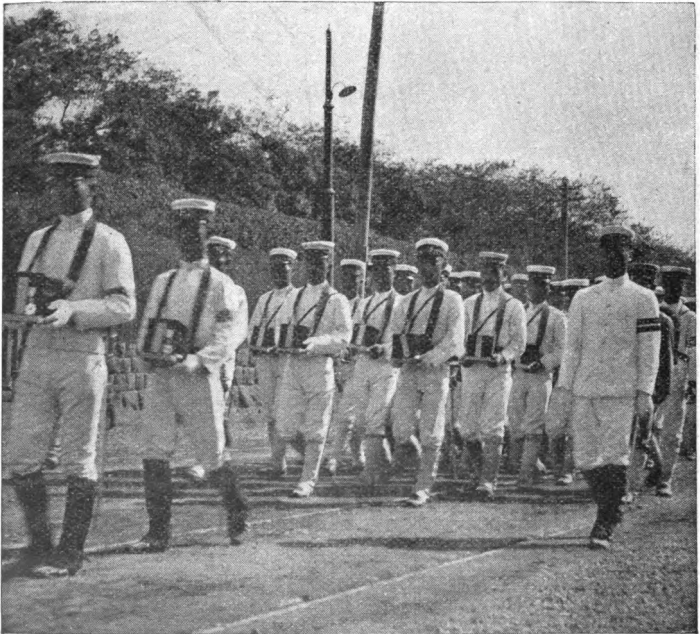
Bis jetzt wird die neue Kleidung erst von den Offizieren getragen; bis zum Sommer soll aber die ganze Armee neu eingekleidet sein. Der mittlere Offizier auf dem nebenstehenden Bilde steht in der neuen Uniform zwischen zwei Kameraden, die die bisherige Kavallerieuniform tragen. Die fünfsknöpfige Joppe mit den vier Taschen nach außen sitzt ihm äußerst bequem und kleidsam.

Unser zweites Bild läßt uns an der Trauerfeier für einen gefallenen japanischen Offizier bei seiner Bestattung teilnehmen. Die ursprüngliche Religion der Japaner, der Schintoismus, hat durch ihren Ahnenkultus eine große Macht über das ganze Geisteswesen dieses jetzt so hochkultivierten Inselvolkes erhalten. Ob der gebildete Japaner von heute Buddhist oder Freidenker, katholischer oder protestantischer Christ ist, sein



Die neue Uniform der Japaner im Vergleich mit der bisher getragenen.

nationales Empfinden, seine opferfreudige Vaterlandsliebe, sein Ehrgefühl wird von dem Ahnenkultus beeinflusst, der im alten Schintoismus wurzelt. Der bemerkenswerteste Zug darin ist die Verehrung der Geister berühmter Fürsten, Helden, Gelehrten, neben denen aber noch Legionen untergeordneter „Kami“ das



Aus dem Trauerzug zu Ehren eines gefallenen japanischen Marineoffiziers.

Pantheon des Volkes füllen. Wer sich im Leben durch Tapferkeit, Weisheit oder Wohltätigkeit auszeichnet, erwirbt sich Anspruch auf eine amtlich gebuchte Unsterblichkeit, und noch jetzt bestimmen der Mikado und seine Räte den Rang, den ein Verstorbener dieser Art unter den Kami einzunehmen hat. Der Verstorbene bekommt dabei einen neuen Namen, und bei der Bestattung werden im Trauerzug feierlich Behälter mit Täfelchen

getragen, auf denen der bisherige Name des Toten zu lesen steht. Unser Bild stellt diesen Vorgang als eine Episode aus der Bestattungsfeierlichkeit dar, die zu Ehren eines gefallenen tapferen Seeoffiziers in Tokio stattfand. Der Tag wurde als nationaler Ehrentag für den Helden begangen.

An der Spitze des Zuges schritt die Kapelle, dahinter eine Ehrenwache von Matrosen und Marinesoldaten mit den Namenstafeln; die vordersten trugen die Orden des Gefallenen. Die Farbe der Trauer ist in Japan Weiß. Die Prozession ging von der Seeschule in der Vorstadt Tsukiji aus. Außerhalb des Tores schlossen sich die verschiedenen Vereine und Gesellschaften an, sowie die Zöglinge der öffentlichen Schulen. Bei der Schule der Adeligen standen die Prinzessinnen Kitaschirakawa und Hiroko mit den Professoren. Am Grabe wurden Reden gehalten und Briefe zum Ruhme des Gefallenen verlesen, unter anderen ein Brief des Admirals Togo, in dem es hieß: „Der Oberstkommandierende der Flotte sagt im Namen seines ganzen Kommandos ehrerbietig zu der Seele des verstorbenen Kapitän Hirose: Als Du noch auf der Erde lebstest, hattest Du einen energischen und unbeugsamen Willen und tatest Dein Bestes in allen militärischen Angelegenheiten. Als das Blockieren des feindlichen Hafens vollbracht werden sollte, hast Du bei dem ersten und zweiten Versuche alle Bitterkeit des Unternehmens durchgekostet, aber Du hast in Ruhe Dein Werk getan und gut getan, und am Schlusse bist Du von einer feindlichen Kugel getötet worden. Man kann von Dir sagen, daß Du ein volles Leben gelebt hast.“ Es folgte Klage über den durch seinen Tod der Flotte zugefügten Verlust, und weiter hieß es: „Aber Deine Taten bleiben uns als ein herrliches Beispiel; sie werden in der Zukunft leben! Du kannst glücklich sein, und die von Dir unterwiesenen Landeskinder und die Kriegsschiffe sind mir geliebt. Mit ihnen wird der Sieg endlich errungen werden, und Du wirst in Frieden ruhen können. Ich trauere tief.“ 3. P.

**Verloren und doch gewonnen.** — Als die allbekannte und beliebte anmutige Oper von Charles Adolphe Adam, der alte, ewigjunge „Postillon von Lonjumeau“, das Glanzparaderöß jedes Tenoristen, der mit Verve das hohe C herauszuschmettern ver-

mag, und aufs flotte Peitschentkallen sich versteht, zum ersten Male in Paris zur Aufführung gelangte, gehörte zu denen, welche dem jungen Musiker sofort einen großen Erfolg prophezeiten, vor allem auch der französische Altmeister grazioser, leichter Melodien, der berühmte Komponist François Auber.

Nach der Generalprobe eilte er auf seinen jugendlichen Kollegen zu und beglückwünschte ihn bereits vor der Aufführung.

Adam aber schüttelte zweifelnd seinen Kopf: wußte er doch nur zu gut, wie unberechenbar der Erfolg, besonders bei einem so lebhaften Publikum wie das französische, ist. „Ich fürchte, ich fürchte,“ sprach er deshalb besorgt, „es wird schief gehen.“

Doch Auber widersprach heftig: „Nichts haben Sie zu fürchten, gar nichts! Ich sage Ihnen — ei was: ich wette sogar darauf! — Sie haben einen riesigen Erfolg mit diesem ‚Postillon!‘“

„Sie würden Ihre Wette verlieren,“ lautete die Erwiderung des bescheidenen jungen Komponisten, „indem wir beide durchfallen!“

„So wetten wir also! — Ich wette hundert Louisdor, daß Ihre Oper den schönsten Erfolg hat!“ schlug Auber vor.

Die Wette wurde in der That gemacht.

Als die erste Aufführung der Oper stattfand, saß ganz vorn, gleich in der ersten Reihe, ein älterer Herr, der mit jugendlicher Begeisterung bei jeder Nummer wie rasend applaudierte.

Das fiel bald auf. Denn dieser eifrige Beifallspender war nicht etwa ein angeworbener und bezahlter Claqueur, sondern kein Geringerer als der berühmte, allbekannte Komponist Auber in eigener Person.

Wenn aber ein Auber in dieser feurigen Weise einem neuen Musikwerk Anerkennung spendete, wie hätten da die übrigen zurückbleiben dürfen?

Der „Postillon von Lonjumeau“, der ohnehin gefiel, hatte also einen geradezu glänzenden Erfolg, und nie wird wohl jemand eine verlorene Wette lieber und dankbarer bezahlt haben als der glückliche junge Komponist. R. R.

**Seltene Abkürze.** — Eine junge Polin, ein Fräulein Murell, bestieg mit ihrer Mutter einen Berg in der Nähe von Zermatt und stürzte von einem Abhang vierhundert Meter



herunter. Die ersten dreißig Meter fiel sie vollständig senkrecht, dann kollerte sie einen Abhang herunter, den zu erklimmen vollständig unmöglich gewesen wäre. Trotzdem überlebte sie diesen furchtbaren Fall, ohne mehr als einige Hautabschürfungen davonzutragen.

Der bekannte englische Alpinist Edward Whymper, der die höchsten Spitzen der Alpen bestiegen hat, fiel einmal an den steilen Abhängen des Matterhorns einen fast senkrechten Grat hinunter. Die meisten Menschen hätten diesen Sturz mit dem Tode büßen müssen, doch Whymper wurde wahrscheinlich an diesem Tage von seinem guten Genius beschützt, denn er kam außer mit einigen Kontusionen mit dem bloßen Schrecken davon.

Eine italienische Bäuerin namens Theresia Falciosa entging vor einiger Zeit wie durch ein Wunder einem sicheren Tode. Sie pflegte einen hohen Berg in der Nähe ihrer Behausung emporzuklimmen, um dort Reifig zu sammeln; um sich die Mühe zu ersparen, die Bündel in ihre Hütte zu tragen, ließ sie sie vermittels eines starken Strickes, der von der Spitze des Berges bis zu dem unten liegenden Tale gespannt war, hinunterfahren. Bei dieser Gelegenheit, als sie gerade ein Bündel an den Strick anschnürte, wurde ihre Hand in die Schnur des Bündels verwickelt, sie verlor den Halt, und im Nu sauste sie mit blickartiger Schnelligkeit am Strick herunter. Fast eine halbe Meile flog sie mit immer größer werdender Eile, und jeden Augenblick war sie sich bewußt, daß sie auf den Felsen zerschmettern müsse; doch, so unglaublich es scheinen mag, sie erreichte das Tal vollständig unverfehrt.

Vor einigen Jahren war ein gewisser J. S. Sutherland, ein amerikanischer Matrose, der Kirchturmwärter geworden war, auf den Turm der Wasserwerke zu Chicago hinaufgestiegen, als ein Stein, auf dem er stand, nachgab und Sutherland zum Entsetzen der Zuschauer über achtzig Meter herunterstürzte. Zehn Meter über der Straße fiel er indessen auf Telegraphenbrähte, was seinen Sturz erheblich milderte, um so mehr, da er gleich darauf auf einen hohen Düngerhaufen fiel. Er wurde bewußtlos aufgehoben, Ärzte wurden geholt, man brachte ihn wieder zu sich, und sieben Tage später war Sutherland wieder auf seinem Posten.

Noch schrecklicher war der Sturz eines gewissen Karl Woolcot, eines Luftschiffers, der in Venezuela mit einem Fallschirm absteigen wollte. Er hatte bereits mehrere hundert Meter zurückgelegt, bevor sich der Fallschirm überhaupt öffnete, kurz darauf verlagte derselbe ganz, und Woolcot stürzte mit Blitzesschnelle über tausend Meter herab. Man hob ihn für tot von der Erde auf, aber obwohl er sich fast jeden Knochen in seinem Körper, beide Knöchel und Knie, sowie seine rechte Hüfte zerbrach, erholte er sich doch wieder.

„Ein entsetzliches Gefühl,“ so schrieb er später, „bemächtigte sich meiner. Ich sah nichts; dagegen fühlte ich alles. Meine einzige Erinnerung ist die eines entsetzlichen, fürchterlichen Schreckens. Ich dachte nicht einmal daran, nach dem Fallschirm zu blicken, und meine ganze Gedankentätigkeit war von der Empfindung ausgefüllt, daß ich fiel und immer tiefer fiel. Kurz bevor die Bewußtlosigkeit eintrat, als ich mich bereits damit abgefunden hatte, daß der Tod im nächsten Augenblick eintreten mußte, schien ich aus einem Traume zu erwachen, als ich merkte, wie ich mich immer mehr der Erde näherte. Dann stürzte ich zu Boden, doch von diesem Augenblick an weiß ich nichts mehr, nur so viel kann ich sagen, daß der Schmerz weniger erheblich war als das fürchterliche Angstgefühl, das ich in der Luft ausgestanden hatte.“

v-n.

**Diebeshumor.** — Es geschieht zuweilen, daß bei Einbrüchen die Herren Spitzbuben über die mitgenommenen Gegenstände in mehr oder minder vollendeten Versen quittieren. Einer dieser sonderbaren Poeten machte einem Kopenhagener Restaurant einen nächtlichen Besuch, erquidete sich an den dort vorhandenen Vorräten und hinterließ schließlich einen Zettel folgenden Inhalts:

„Dein Bier ist gut, auch der Zigarren  
Hochfeiner Duft hat mich entzückt.  
Könn' länger ich bei Deinem Wein verharren,  
Fürwahr, ich wäre hochbeglückt.“

Der betriebsame Wirt sah sich für den erlittenen Schaden dadurch reichlich gedeckt, daß er diese Verse, die eine wohl unbeabsichtigte Reklame erster Klasse abgaben, auf große Plakate

abdrucken und in seinem ganzen Viertel anschlagen ließ. Seine Restauration ist seitdem die besuchteste im ganzen Stadtteil.

Unangenehmer war dagegen ein Vorfall, von dem die Bewohnerin einer Dresdener Pension betroffen wurde, die am Morgen beim Aufwachen folgende Zeilen auf ihrem Tischchen fand:

„O schönste Frau, ich habe alle Ihre Ringe,  
Auch Ihre Uhr, die Nadeln und noch andere Dinge.  
Ich eile jetzt, indem ich noch Ihr Loblied singe,  
Daß ich in Sicherheit mich damit bringe.“

Nicht so galant behandelt wurde ihre Freundin, die im anstoßenden Zimmer schlief und am Morgen folgende unerwünschte schriftliche Mitteilung vorfand:

„Dieweil Du schliefest, holde Träumerin,  
Bin heimlich ich zu Dir gekommen;  
Ich sah den Perlenschmuck, der Deines Halses Zier,  
Doch da er falsch ist, habe ich ihn nicht genommen.“ C. F.

#### **Süß gewordene Kartoffeln wieder genießbar zu machen.**

— Im Verlauf des Winters kommt es oftmals vor, daß die Kartoffeln, die man im Keller aufbewahrt, süß werden und so einen für uns unangenehmen Geschmack erhalten. Gewöhnlich schiebt man das Süßwerden auf ein Erfrieren der Knollen. Diese Annahme ist aber nicht ganz richtig. Allerdings werden die Kartoffeln sehr schnell süß, wenn sie einer Temperatur unter 0 Grad ausgesetzt sind, aber das Süßwerden beginnt auch schon, wenn die Temperatur noch 6 Grad Wärme beträgt. Nur geht der Prozeß der Versüßung bedeutend langsamer als beim Nullpunkt vor sich. Das Süßwerden beruht auf einer Verwandlung der Stärke der Kartoffeln in Zucker. Es ist dies eigentlich ein Schutzmittel für die Knollen, das sie vor dem völligen Erfrieren bewahren soll, da zuckerhaltige Lösungen nur schwer zu Eis gefrieren. Auf diese Weise sollen also die Nährstoffe, die die Knolle in sich aufgespeichert hat, zum Aufbau der Pflanzenteile, die sich später aus ihr entwickeln, unberührt erhalten bleiben. Ganz ebenso verwandelt sich in den Stämmen vieler unserer Bäume mit Beginn des Herbstes die Stärke in Zucker um.

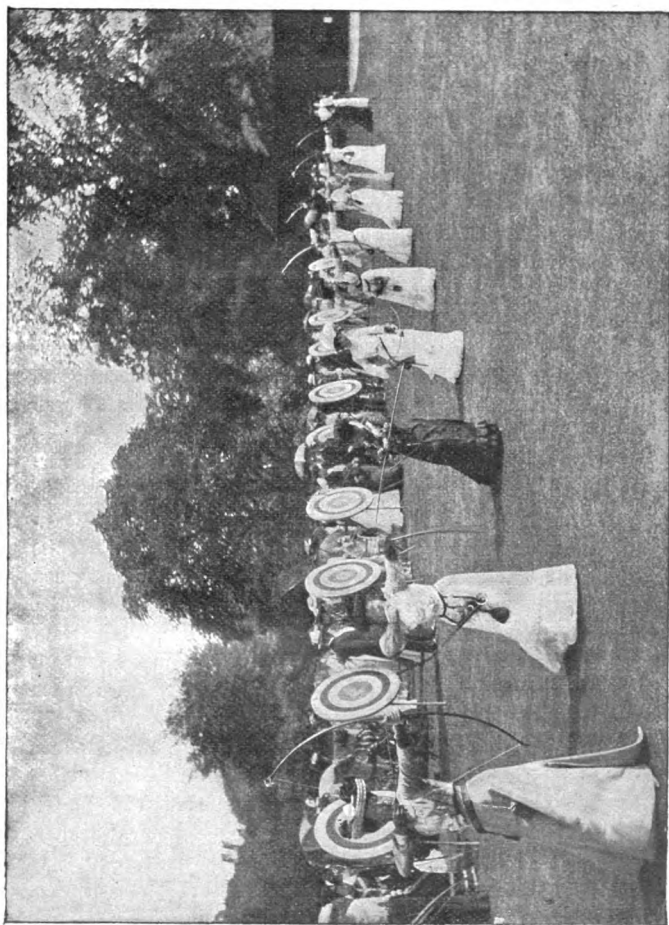
Nun bleibt der Zucker aber nicht beständig in der Kartoffel

bestehen, sondern er wird wieder in Stärke zurückverwandelt, sobald die Temperatur auf 20 Grad Celsius Wärme steigt. Damit gewinnen wir ein einfaches Mittel, um süße Kartoffeln wieder schmackhaft zu machen. Wir brauchen sie nur dicht neben den Herd zu stellen, so daß sie auf mindestens 20 Grad Celsius erwärmt werden, und alsbald wird die Zurückverwandlung des Zuckers in Stärke beginnen. Nach 8 bis 10 Tagen ist sämtlicher Zucker wieder in Stärke umgesetzt, und die Kartoffeln sind dann wieder genießbar. Die erforderliche Temperatur wird in der Nähe des Kochherdes am Tage immer sein. Nur für die Nacht wird sich eine Umhüllung des Sackes oder der Kiste, in der sich die Kartoffeln befinden, empfehlen, damit nicht eine stärkere Abkühlung und somit eine Verzögerung des Rückwandlungsprozesses eintritt.

Die geschilderten Verhältnisse geben einen Fingerzeig, um überhaupt das Süßwerden der Kartoffeln zu verhüten. Man braucht die Behälter im Keller nur so mit Stroh oder Säcken zu umwickeln, daß sich die Temperatur der Kartoffeln nie unter 6 Grad Celsius Wärme erniedrigt; dann wird auch die Verwandlung der Stärke in Zucker und darum auch das Süßwerden unterbleiben. Th. S.

**Das Bogenschießen als Damensport.** — In England war das Schießen mit Pfeil und Bogen weit über das Mittelalter hinaus ein ritterlicher Sport geblieben. Dann wurde auch hier der Bogen durch die Armbrust verdrängt, und erst im Jahre 1781 gelangte das Bogenschießen in weiteren Kreisen wieder zu Ehren. Damals trat die königliche Bogenschützengesellschaft ins Leben, die noch heute besteht und die vornehmste Vereinigung von Sportsfreunden auf diesem Gebiet bildet. Ihr Schießplatz und ihr Klubhaus liegen in einem der schönsten Teile von London, inmitten von Regent's Park. Schon längst gehören Damen zu den aktiven Mitgliedern der Gesellschaft, und wiederholt haben bei Wett-schießen um die Meisterschaft auf kürzere Entfernungen Damen den Preis davongetragen. Das Bogenschießen ist ein sehr gesunder Sport; es stählt nicht nur den Blick und die Arme, sondern den ganzen Körper. Ein Bogenschießen, von Damen ausgeführt, ist ein anmutiger Anblick. Die verstorbene Königin Viktoria von England war in ihrer Jugend eine große Freundin des Sports und blieb bis an ihr Ende Ehrenmitglied verschiedener Bogenschützen-

vereine. Unser Bild gibt nach einer Photographie ein Damenschießen der Königl. Bogen-schützengesellschaft wieder; die Scheiben,



Damenschießen der Königl. Bogen-schützengesellschaft in London.

nach denen geschossen wird, konnten wegen der Entfernung nicht mit aufgenommen werden.

B. G.

**Zauberkünste im Dienste des Friedens.** — Als die Franzosen mit der Eroberung Algeriens beschäftigt waren, und das Kriegsglück bald hierhin, bald dorthin schwankte, luden sie während eines Waffenstillstandes zum Zweck einer eingehenden Aussprache die Scheiks der feindlichen arabischen Stämme zu sich ins Hauptquartier. Die Häuptlinge folgten zwar der Einladung, zeigten sich aber sehr mißtrauisch und unzugänglich. Trotzdem wurden sie zuvorkommend behandelt und aufs beste bewirtet, denn die Franzosen wünschten dringend eine baldige Verständigung auf friedlichem Wege, da bei der eigenartigen Natur des Landes und seiner Bewohner der Krieg geradezu unabsehbar in die Länge gezogen werden konnte.

Zur Unterhaltung und Belustigung der zugeknöpften Gäste hatten die Offiziere den bekannten Zauberünstler Houdin angestellt, der eine Anzahl erstaunlicher Taschenspielerkunststücke mit echter Taschenspielergrazie zur Ausführung brachte und als Schlußeffekt aus einem Zylinderhute so und so viele Duzend Kanonenkugeln hervorholte.

Mit dieser Nummer seines Programms brachte der Zauberünstler, ohne es zu ahnen, ohne es auch nur als Ziel im Auge zu haben, das Kunststück fertig, die widerstrebenden Scheiks zu Friedensunterhandlungen geneigt zu machen. Sie sahen nämlich mit atemlosem Erstaunen diese so mühelose Hervorbringung von Munition mit an, die zu beschaffen ihnen nur allzu sauer wurde.

„Wie können wir auch nur mit der geringsten Aussicht auf Erfolg eine Nation bekriegen, die ohne Kosten und Zeitverlust ihren gesamten Bedarf an Kugeln einfach aus dem ersten besten Gut hervorschütteln kann?“

Diese gewichtige Frage drängte sich jedem der einzelnen greisen Führer auf, und sie war es, die sie beim Verlassen des Festes zum Gegenstand ihrer Beratungen machten. Da sie darin einig waren, daß sie für ihre Volksgenossen ähnliche Hilfsquellen nicht zu erschließen wüßten, so nahmen sie ohne weitere Umstände die Friedensbedingungen der Franzosen an, und ein dem Anschein nach endloser Krieg war auf einmal zum Abschluß gekommen — durch den bei uns so oft angewendeten Trick eines Zauber Künstlers.

Et. D.

**Eine mathematische Merkwürdigkeit.** — Die nachfolgende, von A. Hall veröffentlichte Regelmäßigkeit in dem Ergebnis gewisser Rechnungen ist gewiß wert, bekannt zu werden.

1 mal 9 plus 2 gleich 11					
12	"	9	"	3	111
123	"	9	"	4	1111
1234	"	9	"	5	11111
12345	"	9	"	6	111111
123456	"	9	"	7	1111111
1234567	"	9	"	8	11111111
12345678	"	9	"	9	111111111
123456789	"	9	"	10	1111111111
1 mal 8 plus 1 gleich 9					
12	"	8	"	2	98
123	"	8	"	3	987
1234	"	8	"	4	9876
12345	"	8	"	5	98765
123456	"	8	"	6	987654
1234567	"	8	"	7	9876543
12345678	"	8	"	8	98765432
123456789	"	8	"	9	987654321

Natürlich liegt hier eine gewisse Gesetzmäßigkeit zu Grunde, die, wie so viele andere ähnliche, mit Hilfe der Zahlentheorie näher erforscht werden kann. C. 2.

**Die Asche eines römischen Cäsars.** — Ein Bankier in Rom besaß an der Appischen Straße einen Gutshof, den er durch einen Verwalter bewirtschaften ließ. Vor mehreren Jahren ereignete es sich, daß man beim Umpflügen des Bodens auf eine Anzahl Urnen stieß. Der Verwalter ließ die wohlerhaltenen Gefäße auf die Seite stellen, und da gerade ein Bote nach der Stadt geschickt werden sollte, um dem Eigentümer des Grundstücks einiges von den Erzeugnissen des Gutes abzuliefern, so ließ er ihm von dem Funde Meldung machen. Sogleich ritt der Bankier auf sein Gut hinaus, um die Urnen zu besichtigen. Er fand sie sehr wohl erhalten und ersah aus den Inschriften, daß sie die sterblichen Überreste des von Kaiser Galba adoptierten Piso Licinianus und seiner nächsten Angehörigen ent-

halten hatten. Piso war durch Dtho, des entthronten Galbas Nachfolger, enthauptet worden, ohne zur Regierung gekommen zu sein. Des letzteren Gattin Verania hatte ihm durch schwere Summen die Vergünstigung einer ehrenvollen Verbrennung und Beisetzung erkaufte.

„Das sind Graburnen,“ sagte der Besitzer des Grundstücks zu seinem Verwalter. „Sie sind ja aber leer. Wo mag die Asche geblieben sein?“

„Die Asche? O, die habe ich meiner Frau gegeben. Sie ist gerade bei der Wäsche und wollte sich Lauge aus der Asche machen.“

Cl. D.

**Die Tiere sich gegenseitig helfen.** — Gesellig lebende Tiere leisten sich gegenseitig allerhand kleine Dienste, namentlich gehen sie gemeinsam ihrer Jagdbeute nach. Die Mantelpaviane haben die Gewohnheit, wenn sie hungrig sind, Steine umzuwenden, um die darunter verborgenen Insekten, Larven zc. zu verschmausen. Treffen sie auf größere Felsblöcke, die sie nicht allein bewältigen können, so tun sich so viele zusammen, wie zur Umwälzung nötig sind.

Gesellig lebende Tiere verteidigen sich auch gegenseitig. So bemächtigte sich ein Adler eines jungen Affen und wollte ihn wegschleppen, der aber krallte sich an einen Baum fest und brüllte nun so jämmerlich um Hilfe, daß die übrigen Glieder seiner Sippe unter vielem Geschrei herbeistürzten und dem Adler aufs wüthendste zu Leibe gingen. Sie rauchten ihm ganze Hände voll Federn aus, und so kräftig er war, konnte er doch gegen ihre Übermacht nicht aufkommen; er mußte seine Beute fahren lassen und an seine eigene Rettung denken.

Daß Tiere in ihrem Bestreben, ihresgleichen beizustehen, ritterlich und förmlich heldenhaft sein können, berichtet Brehm als Augenzeuge. Er traf in Abessinien einen Trupp weiblicher Paviane, die ein freies breites Tal durchschreiten wollten und in der schutzlosen Ebene von Jagdhunden angegriffen wurden. Sie schrieten in ihrer Bedrängnis laut auf, und das lockte die zurückgebliebenen Männchen von den fernen Höhen herbei. Indem sie den Weibchen zu Hilfe eilten, erhoben sie ein so fürchterliches Gebrüll, daß die Hunde entsetzt zurückwichen. Ehe sie wieder zu



einem Angriff zu bewegen waren, hatten die Paviane die deckenden Felsen erreicht und waren in Sicherheit. Nur ein ganz junges Tier sah sich von den übrigen abgeschnitten. In seiner Todesangst kletterte das arme Geschöpf auf einen einzelstehenden hohen Felsblock und schrie nochmals dringend und gellend um Hilfe. Da entwickelte eines der kräftigsten Männchen einen geradezu bewundernswerten Heldenmut. Ruhigen Schrittes stieg es von seiner sicheren Zufluchtsstätte auf der Bergeshöhe herab, ging geradeswegs auf den einzelnen Felsblock zu, erkletterte ihn und lockte das Junge herunter. Mit ihm zusammen lief es dann an den Hunden vorbei, die ihm ganz verblüfft zusahen, ohne einen Angriff zu wagen, und brachte das zitternde Junge in die sichere Gemeinschaft der übrigen zurück. C. D.

**Die Geschichte einer Flagge.** — Am 27. Februar 1881 fand zwischen den Buren unter Krüger, Zoubert und Pretorius und den Engländern unter dem General Colley, Sir Hercules Robinson und Sir Evelyn Wood das Gefecht am Majubaberge statt, in dem die Engländer vollständig geschlagen wurden. Dieser Sieg brachte den tapferen Buren die so lang ersehnte Unabhängigkeit ihrer Republik von Englands Oberhoheit. Am 2. August 1881 ward im Regierungsgebäude zu Pretoria der Vertrag von Pretoria unterzeichnet, und damit der Friede zwischen beiden Mächten geschlossen.

Wenige Tage später bewegten sich in langem Trauerzuge die in Pretoria lebenden Engländer durch die Straßen der südafrikanischen Hauptstadt. Auf einem schwarzverhängten kleinen Wagen führte der Zug einen Sarg mit, und gegenüber dem Regierungsgebäude, fast unter dem Fenster desselben Zimmers, in dem vor wenigen Tagen der Vertrag unterzeichnet worden war, hielt er an. Nach einer kurzen Rede des Anführers des Zuges entrollte er die mit einem Trauerflor umhüllte Nationalflagge Englands, den „Union Jack“, die er darauf wieder zusammenfaltete und feierlich in den Sarg legte, worauf dieser zugenagelt und in dem bereits hergerichteten Grabe bestattet wurde. Über dem Grabe wurde ein Denkstein errichtet, der folgende Inschrift zeigte: „In Erinnerung an die britische Flagge in Transvaal, deren Leben erlosch am 2. August 1881.“

Nach der Eroberung Pretorias durch Lord Roberts im letzten Burenkriege wurde diese Flagge feierlichst wieder ausgegraben und an Stelle der Transvaalflagge auf dem Regierungsgebäude gehißt. W. St.

**Seltfame Manie.** — Der Professor Robert Simson, der an der Universität zu Glasgow Mathematik lehrte, war eines jener verrückten Genies, die zum Amüfement ihrer Mitmenschen unendlich viel beizutragen pflegen. So gehörte es zu seinen Eigentümlichkeiten, immer die Schritte zu zählen, wenn er seine Junggesellenwohnung verließ, und selbst wenn ein Freund ihn ansprach, hörte er im Zählen nicht auf.

Eines Tages, als der Professor sich in sein Kolleg begab und gerade seinen 573. Schritt gemacht hatte, sprach ihn ein Herr an, der ihn von Ansehen kannte, von seiner Manie aber keine Ahnung hatte.

„Ich möchte eine Frage an Sie richten,“ sagte der Herr.

„Freut mich, mein Herr. 573 —“

„O nein, nicht 573, nur eine einzige Frage,“ versetzte der höfliche Frager überrascht.

„Bitte,“ fuhr der Professor fort, „573.“

„Sie sind wirklich zu liebenswürdig,“ sagte der Fremde, „aber es handelt sich nur um folgendes. Ich weiß, Sie sind mit dem verstorbenen Doktor Wilton bekannt gewesen, und ich möchte Sie gern fragen, ob es wahr ist, daß er jeder seiner Nichten 500 Pfund hinterlassen hat?“

„Stimmt ganz genau,“ versetzte der Professor. „573.“

Der andere starrte den Professor an, als hielte er ihn für wahnsinnig, machte eine hastige Verbeugung und ging seiner Wege.

Professor Simson bemerkte, daß der Mann sich augenscheinlich in der Bedeutung der Antwort irrte, und rief ihm nach, während er in demselben Augenblick wieder einen Schritt ging: „Nein, mein Herr, nur 500! — 574.“

„Armer Kerl,“ dachte der Frager, während er seiner Wege ging, „er ist wirklich verrückt geworden.“ L-n.

# Seiden-Grieder-Seiden

Wundervolle Neuheiten für Roben und Blousen in unerreichter Auswahl zu billigsten Preisen porto- und zollfrei an Jedermann. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

**Adolf Grieder & C<sup>ie</sup>, Zürich G 46**

Kgl. Hoflieferanten

(Schweiz)

**Dr. Oetker's** { **Backpulver,**  
**Vanillin-Zucker,**  
**Pudding-Pulver**

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

**Dr. A. Oetker**  
Bielefeld.



## Mütter, nähret selbst!

Durch die künstliche Ernährung mit der Flasche gehen allein in Deutschland jährlich mehr als 300 000 Säuglinge an Verdauungskrankheiten zu Grunde. Dagegen gedeihen Brustkinder vortrefflich. Ein Mittel, welches Milch schafft und jeder Mutter das Selbststillen ermöglicht, ist das von den hervorragendsten Ärzten erprobte und empfohlene **LACTAGOL**, das in allen Apotheken und Drogerien erhältlich ist. Eine Broschüre über „Natürliche Säuglingsernährung“ versendet gratis

**Vasogen-Fabrik Pearson & Co., Hamburg 15.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

## Ein bewährtes Volks- und Familienbuch

in neuer, beispielloser billiger Ausgabe.

# Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von  
**Dr. C. E. Bock,**  
weiland Professor der  
pathologischen  
Anatomie in Leipzig.

Siebzehnte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Neu bearbeitet von **Medizinalrat Dr. W. Camerer.** Mit 145 Abbildungen und 6 Farbtafeln. In seinem Halbfranzband 8 Mark.

Als ein unübertreffliches Muster klarer, leicht faßlicher und volkstümlicher Darstellung ist Professor Bocks Buch vom gesunden und kranken Menschen weitberühmt. In meisterhafter und umfassender Weise wird in ihm die **gesamte Heilkunde** gemeinverständlich gemacht. Es verschafft dem Laien die zum Verständnis aller hygienischen und medizinischen Fragen unbedingt nötigen naturwissenschaftlichen Vorkenntnisse,

unterrichtet über den Bau des menschlichen Körpers und seine Organe, sowie über deren Verrichtungen,

erläutert die Ursachen der Krankheiten und deren Verlauf,

gibt Ratschläge für die erste Hilfe bei Unglücksfällen und plötzlichen Erkrankungen,

belehrt über eine vernünftige naturgemäße Pflege des Körpers in gesunden und kranken Tagen und

zeigt die Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und zur Verhütung von Krankheiten.



— Zu haben in den meisten Buchhandlungen. —

# LUGANO Pension Villa Stauffer.

Von Stadt u. Bahnhof 10 Min.

Gemütliches, sonniges Heim in staubfreier ruhiger Lage. Park. Gedeckte Veranden. Bäder. Pensionspreise inkl. Zimmer von Fr. 5.— an.

 **Man verlange Prospekte.** 

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

## Illustrierte Taschenbücher für die Jugend.

Aus dieser Sammlung seien nachbenannte bewährte Hilfsbücher, welche jungen Leuten nach Absolvierung der Schule bei der ersten Frage der

### • Berufswahl •

zur Seite stehen sollen, gegenwärtig besonders empfohlen:

Band 1.

#### Armee und Marine.

Mit 57 Abbildungen.

Ein praktischer Wegweiser für alle, welche sich dem Offizierstande widmen wollen. Auch die Laufbahnen der Sanitäts-offiziere des Heeres und der Marine, der Hofärzte des Heeres, der Zahlmeister des Heeres und der Marine werden nachgewiesen.

Band 9.

#### Die vier Fakultäten.

Mit 15 Abbildungen.

Das Bändchen bietet einen praktischen Wegweiser für alle, welche die Universität beziehen wollen, indem es über alle wissenswerten Einrichtungen und Bestimmungen des Universitätslebens, die Vorbedingungen zum Studium, den Studiengang, die Aussichten für die spätere Laufbahn u. s. w. Auskunft gibt.

Band 14.

#### Das technische Studium.

Mit 16 Abbildungen.

Alle Vortragen für das technische Studium: die zum Studium erforderlichen sekundären Mittel, die Aussichten für das spätere Fortkommen und die Vorbildung werden ebenso eingehend behandelt, wie alle akademischen Einrichtungen, der Studiengang in den einzelnen Disziplinen, die Vorträge und Übungen, die Prüfungen: Diplomprüfungen, Prüfungen für den Staatsdienst im Baufach, im Schiffbau und Maschinenbau.

Band 21.

#### Der Staatsdienst.

Mit 12 Abbildungen.

Enthält die gesetzlichen Vorschriften über die Vorbedingungen zur Beamtenlaufbahn, die Ausbildung und Anstellung im höheren Staatsdienst, sowie die Aussichten für die Beförderung.

Jeder Band elegant in Leinwand gebunden. Preis 1 Mark.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 885 A

**WILSON  
ANNEX**